Sämmtliche Werke

von

P. Paul Segneri,
aus der Gesellschaft Jesu.

Aus dem Italienischen übersetzt.

Vierter Band.

Der Ungläubige. I.

Regensburg.
Verlag von G. Joseph Manz.
1852.

Der
Ungläubige
unentschuldbar,

oder

Nachweis, daß Jeder, der erkennen will, welches die wahre Religion sei, selbe auch erkennen müsse.

Von

P. Paul Segneri,

aus der Gesellschaft Jesu.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Anton Weiskopf,

Pfarrer in Mindersdorf bei Stockach.

Erster Band.

Regensburg.
Verlag von G. Joseph Manz.
1852.

Vorrede des Uebersetzers.

Nicht zufrieden, so viele Völkerschaften Italiens mit seinen Predigten erbaut zu haben, wollte der ebenso fromme als geistreiche P. Segneri sich um das Seelenheil seines Nächsten auch noch durch verschiedene andere Schriften verdient machen, die er theils zur Erbauung, theils zur Belehrung desselben, mitten unter den drückendsten Arbeiten seiner Missionen verfaßte, und wodurch er sich als ein vom Himmel gesandtes Feuer bewährte, das unablässig brannte, nicht, um zu sengen, sondern um wohlthätiges Licht und erquickende Wärme Allen mitzutheilen, zu denen es gelangte.

Unaufhörlich bemüht, die Bedürfnisse des Volkes näher kennen zu lernen, machte er, wie er sagt, die Beobachtung, daß unter den mittleren Schichten desselben der Glaube oft sehr geschwächt, oder von Irrthümern befleckt sei, weil diese Leute einerseits, über die Bildung des gemeinen Landmannes erhaben,

sich vom Wahne ergreifen lassen, als dürften sie auch im Glauben mit demselben nicht mehr auf einer und derselben Stufe bleiben; andererseits, mehr als der gemeine Landmann mit Andersgläubigen oder Ungläubigen in Berührung kommend, mit den Einwendungen gegen unsere Religion vertraut werden, ohne jedoch den hinreichenden Unterricht genossen zu haben, um sie gründlich widerlegen zu können: daher oft bei sich zu zweifeln beginnen, und aus Zweiflern nicht nur selbst Ungläubige werden, sondern auch Andere mit dem Gifte des Unglaubens anstecken. Um diesem großen Unheile zu begegnen, verfaßte er dieses, dem Umfange nach kleine, aber dem Inhalte nach sehr große Buch; worin er für Gottes Dasein, für dessen höchst weise und liebreiche Vorsehung, für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, für die Nothwendigkeit des Glaubens, sowie für die Wahrheit und Göttlichkeit der katholischen Religion so klare, so leichtfaßliche und so schlagende Beweise anführt, daß es Demjenigen, der sie ohne Vorurtheil und ohne Leidenschaft erwägt, gewiß viel größere Mühe kostet, sie nicht zu glauben, als sie zu glauben.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen (anno 1690) die Gelehrten Italiens in so großes Staunen versetzte, daß sie lange nicht zu entscheiden wagten, was man an Segneri höher zu schätzen habe, ob den Redner, oder den Philosophen; da der Scharfsinn, den er in „dem Ungläubigen ohne Entschuldigung" kundgibt, eben so siegreich ist, wie die Beredsamkeit, die er in seinen Predigten entfaltet.

Eine ähnliche Bewunderung zollte diesem Werke auch jüngsthin der gelehrte und strenge Kritiker, Professor Michael

Sartorio, als er in der Vorrede zur neuesten Ausgabe der sämmtlichen Werke unseres Autors (Mailand 1845) sagte: „**Der Ungläubige, unentschuldbar,** ist ein unvergleichliches Muster für alle Diejenigen, welche Streitfragen zu behandeln, oder Einwürfe zu widerlegen haben, und zwar beinahe in jeder Wissenschaft.“ — „Welche Reinheit,“ ruft er ferner aus, „welche Klarheit, welche Kraft!“

Wenn aber die Italiener an diesem Buche vorzüglich nur die Reinheit der Sprache, die Klarheit der Beweise und die Kraft der Ausdrücke bewundern, so müssen wir Deutsche vorzüglich seine Nützlichkeit in's Auge fassen. Wir wissen nur zu gut, daß der Glaube der Katholiken in Deutschland weit mehr gefährdet ist, als in Italien, das von lauter katholischen Völkerschaften bewohnt, und ringsum von solchen umgeben ist. Wir dürfen nicht erst weite Reisen machen, um Ungläubige oder Irrgläubige zu finden: wir haben den Feind im eigenen Hause, und es hat bei uns seine ganz buchstäbliche Bedeutung jener Ausspruch des Erlösers: „Des Menschen Feinde sind seine Hausgenossen.“ Ueberdies ist bei uns der Glaube nicht nur bei den Halbgelehrten untergraben: das zersetzende Gift eines wahnsinnigen Rationalismus fließt in den Universitäten stromweise von den Cathedern herunter; den bürgerlichen Mittelstand, jenes einst so kräftige Lebensmark der deutschen Nation, sehen wir unter unsern Augen mit jedem Tage mehr in der ordinär ungläubigen und flach liberalen Denkweise verschwimmen, und die unterste Schichte des Volkes, alles Glaubens baar, und ohne Hoffnung auf ewigen Ersatz für ihre zeitlichen Entbehrungen, gleich den Verdammten der Hölle, der jammervollsten Verzweiflung preisgegeben.

Wer sollte daher nicht freudig ein Buch begrüßen, das, wie das vorliegende, den Menschen aus dem finstern Labyrinthe des Irrthums und des Zweifels auf dem kürzesten Wege zur herrlichen Sonne des Lebens führt!

Kloster Wald bei Sigmaringen, den 19. Oktober 1850.

Der Uebersetzer.

Dem durchlauchtigsten Prinzen

Johann Gaston von Medici.

Zu den Füßen E. D. H. fällt der „Ungläubige ohne Entschuldigung", und die ungelehrige Stirne zur Erde senkend, gesteht er endlich, daß, wer erkennen will, welche die wahre Religion sei, dieselbe auch unschwer erkennen kann. Und wie sollte er das nicht gestehen? Es genügt ja, daß er, so zur Erde hingeworfen, schaue, zu wessen Füßen er sich befindet. Hat er's erschaut? Nun so erhebe er sich jetzt, und um Ihnen nicht mit Lob lästig zu fallen, das Ihnen viel mehr gebührt, als es Ihnen angenehm ist, entferne er sich. Er möge sofort hingehen wohin er will, und alle von der katholischen verschiedenen Religionen durchforschend, möge er einmal sehen, ob es ihm gelinge, in irgend einer derselben je einen Jüngling zu treffen, wie ich jetzt ihn schildern will: einen Jüngling, der als Prinz von hohem Rang geboren, sich niemals von den Reizen des lachenden Glückes verführen ließ: der, von Kindheit an der Tugend vermählt, von ihr die reifen Früchte der Mäßigkeit, der Wahrheitsliebe, des Gehorsams, der Rechtschaffenheit in allem Thun schon zu einer Zeit ärntete, als deren Blüthen noch frühzeitig scheinen mußten: der auch im vertrauten Umgange keine Geberde an sich blicken ließ, welche minder gesetzten Sinn gezeigt hätte: der, seine Lust an der Frömmigkeit findend, unabweichlich zu jeder Stunde Gott die schuldige Verehrung zu zollen weiß, ohne dabei irgendwie der Leutseligkeit und der für seinen Stand schicklichen Gefälligkeit zu vergessen: einen Prinzen, auf dessen Lippen stets die Ehre Aller

sicher war: der, mehrere Sprachen redend, sich keiner zu anderem Zwecke bedient, als um bis von fernen Landen her für die Wissenschaft oder Heiligkeit Gewinn zu ziehen: der mit gelehrten Männern seinen meisten Umgang hat, aber nicht um mit seinem Wissen zu prunken (obwohl dies allerdings sehr staunenswerth bei einem Jüngling ist, der sein zwanzigstes Jahr noch nicht vollendet hat, und doch fast über jeden Schriftsteller zu sprechen und richtig zu urtheilen weiß), sondern blos um nach der Leitung verständiger Führer geraden Weges zu Gott zu gelangen: einen Prinzen, auf dessen Wangen die jungfräuliche Röthe all' ihre Anmuth ausbreitet, auf dessen Stirne man die Ehrenhaftigkeit liest, in dessen Augen Niemand je eine trübe Gemüthsstimmung, geschweige denn eine stürmische Leidenschaft erscheinen sah: der, unveränderlich bei jedem glücklichen oder widrigen Ereigniß, allezeit in seinen frühesten Jahren jene vollkommene Unterordnung seiner selbst unter den göttlichen Willen bewahrte, welche von Vielen als das Ziel der zum Preis gelangten Tugend betrachtet zu werden pflegt: einen Prinzen — — — doch was sollen wir uns noch weitere Mühe geben? Er soll nur sprechen, der „Ungläubige". Weiß er in irgend einer andern Religion einen Prinzen zu finden, wie ich ihn hier geschildert habe, in der Blüthe der Jugend, untadelhaft in seinen Sitten, von unvergleichlicher Einsicht, reich an Ansehen, und doch so frei von allem Eigendünkel?

Aber wenn er sich nicht getraut, einen solchen zu finden, so komme er wieder hieher, fasse eine andere Meinung und einen anderen Sinn, und bekenne ehrerbietig zu jenen Füßen, wovon er sich erhob, daß in dem Prinzen Johann Gaston, dem edeln Sprossen des durchlauchtigsten Großherzogs von Toskana, Cosimus des Dritten, die katholische Religion immerhin zu zeigen weiß, wie viel sie, weit mehr als jede andere, mittelst jener Gnadengaben vermag, welche außer ihr keiner andern bekannt sind. Thörichter Lykurg! der, um den Spartanern die Trunkenheit zu benehmen, zuletzt kein anderes Mittel ausfindig zu machen wußte, als die Reben von den Feldern auszurotten. So handelte nicht unser göttlicher Gesetzgeber. Er lasse darum nur, zu ihrem größeren Verdienste, den Seinigen die Reben, er lasse sie frisch und grün, er lasse sie alle sogar schwer behangen mit Trauben; er lasse ihnen Lebenskraft und Fülle, lasse

Schönheit und feuriges Gemüth, lasse ihnen Munterkeit und Gewandtheit des Leibes, lasse ihnen Freiheit der Hand, Scharfsinn des Verstandes, allen Ueberfluß an zwar trügerischen, aber doch glänzenden Reichthümern: er weiß es doch so zu richten, daß unter so vielen Lockungen, die hinreichten, einen großen Theil der Welt trunken zu machen, die Seinigen sich nicht nur mäßig, sondern auch ganz enthaltsam bewahren. Wenn nicht alle Katholiken sich so benehmen, so beweist das nichts. Die Laster der Ungläubigen sind, wir können daran nicht zweifeln, auch den Gläubigen gemein: wo aber wird man im Gegentheile finden, daß die Tugenden der Gläubigen, wenigstens die der vortrefflichsten unter ihnen, irgend Einem der Ungläubigen gemein seien? Das Meer und die Seeen haben miteinander das Gras gemein, wer wüßte das nicht? aber den Seeen sind die Muscheln und die Korallen nicht gemein, welche stets dem Meere eigen sind.

Doch was thue ich? Es ist Zeit, daß meine Rede zu E. H. sich zurückwende, wovon ich mich auf einmal in unschicklicher und, fast möchte ich sagen, unhöflicher Weise abgekehrt habe, um dem nachzugehen, der etwa immer noch mehr Beweise, um glauben zu können, von mir verlangte, nach so vielen, die ich ihm in diesen Blättern schon gegeben. Ich bitte E. H. um Verzeihung. Sie haben den „Ungläubigen", wie ich gleich anfangs sagte, zu Ihren Füßen, und er schämt sich schon seiner früheren Hartnäckigkeit, weil er eingesehen hat, daß sie keine Entschuldigung verdient. Bei Ihnen liegt es nun, demselben wieder Muth einzuflößen mit jenem Blicke, welcher Jeden, der ihn schaut, ermuntert, liebevolles Erbarmen zu hoffen. Ich habe es vorgezogen, ihn zu E. H. zu führen, als zu Andern, weil ich Ihnen die Gelegenheit zu dem verdienstlichen Werke geben wollte, ihn unter Ihren hohen Schutz zu nehmen. O welch' großen Lohn können Sie Sich bei Gott erwerben, wenn Sie den Wankenden im Glauben befestigen! Es genügt nicht, daß Sie dies schon, von Niemand übertroffen, mit Ihrem Beispiele thun; fügen Sie dazu auch noch das Wort, gesprochen zu rechter Zeit. Und wo weder Ihre Worte noch Ihre Beispiele hindringen, (aber wo wären diese nicht schon allgemein bekannt?) da mögen Sie wenigstens mit diesem meinem, oder besser Ihrem Buche hingelangen, das in Ihrer Hand jenem fliegenden Buche ähnlich werden

kann, welches Zacharias sah: ein Buch, das in kurzer Zeit den Unglauben aus jedem Ort vertilgt, wo er immer nur, auch unter den Gläubigen, verborgen sein mag. Und darum lege ich es also in die Hand E. H. selbst, damit Sie über dasselbe nicht nur ein höheres Eigenthumsrecht besitzen, als ich selber, sondern damit Sie auch den Gebrauch und den Genuß davon haben. In tiefster Verehrung

Ew. Hoheit!

Florenz, den 12. März 1690.

unterthänigster und ergebenster Diener

Paul Segneri.

Verzeichniß und Inhalt

der

Kapitel.

Erster Band.

Seite

Erstes Kapitel.

Zweck und Gang des Verfassers in diesem Werke.

I.

1. Nichts pflegen die Gärtner an ihren Pflanzen mit größerer Sorgfalt, als die Wurzel. Diese begießen sie, diese düngen sie, und diese trachten sie immer tiefer in den Boden zu bringen, damit sie erstarke. Selig daher die Gläubigen, wenn sie insgesammt in sich mit ähnlicher Sorgfalt die Wurzel all' ihres Glückes pflegten, welche der Glaube ist! Es würden alle jener immergrüne Baum des Lebens sein, von dem nicht nur die Früchte, sondern sogar auch die Blätter, ob des Beispiels jeder Tugend, den Völkern so heilsam sind. Allein die Erfahrung, die ich durch ein fünfundzwanzigjähriges Leben in den Missionen sammelte, hat mich erkennen machen, wie sehr noth es Vielen thue, dieser Pflege obzuliegen; da sie, anstatt dafür zu sorgen, daß der Glaube tief in ihr Herz einwurzle, denselben darin beinahe zum Verdorren kommen lassen. Wenn sie nicht so weit gehen, ihn für falsch zu halten, so kommen sie doch so weit, daß sie daran zweifeln; was hinreichend ist, ihm sogleich einen, wenn auch dem Anscheine nach weniger schmählichen, doch nicht weniger grausamen Tod zu geben: „Wer am Glauben zweifelt, der ist ungläubig" [1]); was wohl auch nicht anders sein kann, indem er eben dadurch, daß er daran zweifelt, einen gewissen Glauben für ungewiß hält.

1) Cap. 1. de haeret.

2. Und diese Verirrung ist nicht so selten, wie Mancher sich denken mag. Denn die vorgefaßte Meinung ist für mehr als Einen, wie jene Gläser, die, je getreuer sie dem Auge alle nahen Gegenstände darstellen, desto entstellter ihm die fernen zeigen. Das mit etwas genauerer Kenntniß verbundene Wissen dessen, was zu den natürlichen, mit den Sinnen in Berührung stehenden Wahrheiten gehört, verrückt Einigen so sehr den vom Eigendünkel erfüllten Verstand, daß es sie jene Wahrheiten, welche die Natur überschreiten, ganz verkehrt auffassen macht. Um so mehr, da oftmals mehr als Einer von diesen, getrieben von eitler Neugier, sich in der Welt umzusehen, Länder bereist, die von der Ketzerei angesteckt sind, ihren Gottesdienst und ihre Landessitten beobachtet, ihre Gespräche anhört, und mit der Meinung, daß zuletzt auf der ganzen Welt gut zu wohnen ist, in seine Heimath zurückkehrend, dorthin das Gift bringt, das er auf seiner unvorsichtigen Wanderschaft eingesogen hat: so daß er bald darauf, gleich dem von einem wüthenden Hunde Gebissenen, sich nicht blos als einen selbst innerlich Vergifteten, sondern als einen Vergifter zeigt [1]). Daher das fortwährende Spötteln über den Glauben und über das Leben von Jenseits, das jener uns offenbart, indem man dafür etwas klarere Beweise verlangt, um ihm seine Beistimmung schenken zu können; daher auch, daß man es sich zur Ehre rechnet, einen Verstand zu haben, der sich mit den Aussprüchen des Vaticans nicht begnügt; und daß man sich für ein Wunder von Weisheit hält, weil man die glänzendsten Wunder, die Andere mit geschlossenen Augen glauben, zu bezweifeln, und wenn es darauf ankömmt, wohl auch darüber zu spotten weiß.

3. Dies sind die Stürme und Ungewitter, die sich, so zu sagen, in dieser mittleren Luftschichte eines weder hinlänglich unwissenden, noch hinlänglich gelehrten Geistes erzeugen, der zwar erhaben ist über das gewöhnliche Wissen, aber nicht mehr über das, was ihn die Sinne lehren, die auch den Thieren gemein sind; Stürme und Ungewitter, die mit Verheerung auf die unter ihnen liegenden Felder herabfallen: so sehr ist ein einziger solcher Mensch,

---

1) Tantum remanet virus, excepto semel malo, ut venefici fiant, venena passi. Plin. l. 28. c. 5.

der weder Ketzer, noch Katholik, sondern schon Candidat des Atheismus ist, manchmal hinreichend, einen großen Theil seines Ortes zu verderben, und tausend Seelen zu verführen, mit wenig Hoffnung, diesen Schaden je wieder heilen zu können. Da eben der erste Keim der Besserung, der Glaube, innerlich faul ist.

II.

4. Beseelt von dem Verlangen, einem so großen Verderben abzuhelfen, habe ich mich entschlossen, ein kleines Buch herauszugeben, wodurch diesen Verirrten der gerade Weg gezeigt werden soll, die Wahrheit zu finden, der darin besteht, den in die Augen fallendsten Vorrang wohl zu erfassen, vermöge dessen die katholische Religion es vor jeder andern verdient, unfehlbar für diejenige gehalten zu werden, die sie ist, d. h. für die vom Himmel gegebene. Ich sagte: worin der gerade Weg gezeigt werden soll, die Wahrheit zu finden; denn wenn man diese durch lange Prüfung eines jeden einzelnen ihrer Hauptartikel suchen wollte, so hieße das vielmehr, sie in einem Labyrinthe von so vielen Irrgängen suchen, daß, wenn man aus einem herauskäme, man sogleich wieder in einen andern, für einen streitsüchtigen Kopf weit endloseren, hinein geriethe. Die Religion hat nicht nöthig, die Geheimnisse ihrer himmlischen Lehre zu beweisen, sondern blos, sie darzustellen. Was sie nothwendig beweisen muß, ist: daß Gott selbst ihr Urheber gewesen. Nach diesem Beweise wird es ganz augenscheinlich, daß man ohne weitere Untersuchung alle ihre Artikel mit größerer Festigkeit glauben müsse, als selbst die strengsten wissenschaftlichen Beweise, da wir, wenn wir jene glauben, uns auf eine unbeweglichere und unzweifelhaftere Grundlage stützen, nämlich auf die göttliche Wahrhaftigkeit.

5. Und dies ist der Unterschied des Glaubens, den man den Worten Gottes und den Worten der Menschen schuldet: daß man dem Menschen, der leicht aus Bosheit betrügen oder aus Unwissenheit betrogen werden kann, nicht früher zu glauben schuldig ist, als man seine Aussage geprüft hat: „Glaube nicht jedem Worte. Denn wer ist derjenige, der sich mit

seiner Zunge nicht verfehlt?“ [1]) aber Gott, auf dessen Zunge weder Irrthum noch Falschheit fallen kann, ist man diese gerechte Hochachtung schuldig, daß, wo er uns hinlängliche Beweise gibt, gesprochen zu haben, man blindlings seine Lehre annehme, ohne ihn zu verpflichten, uns dieselbe zu beweisen: „Wer ist so bös und gottlos, daß er Gott nicht glaube und einen Beweis von ihm verlange, wie von Menschen?“ [2]) Ist ein unschuldiges Kind versichert, daß es auf dem Schooße der Mutter liege, so sucht es nichts anderes mehr. Es saugt auch sogar mit schlummernden Augen die erquickende Nahrung, die aus ihrem Busen quillt.

6. Daher wandelt die wahre Religion zwischen zwei sich entgegengesetzten Extremen, nämlich zwischen einer tiefen Unwissenheit, und zwischen einer unersättlichen Wißbegierde: weßwegen sie zum Glauben weder zu leichtbeweglich, noch zu widerspenstig ist. Die Türken wissen so wenig von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben, daß es ihnen vielmehr sogar bei Lebensstrafe verboten ist, ihn zu untersuchen; und gerade dadurch zeigen sie, von welchem Tuche jenes Stück sei, das von Keinem weder verkauft noch gekauft werden kann, außer in finstern Läden. Die bloßen Philosophen wollen, daß der Glaube der Wissenschaft diene, und verweigern mit Abälard, auch nur dem Mindesten beizustimmen, was sie nicht begreifen [3]); dies aber heißt dem Glauben ein größeres Unrecht anthun, als derjenige dem Weltmeere zufügen würde, der hartnäckig über dessen Dasein deßwegen streiten wollte, weil keine Grube es zu fassen vermag; während gerade diese Eigenschaft seiner so unbegränzten Größe ihm das Recht gibt, von allen Flüssen Tribut zu empfangen.

7. Die wahre Religion hält sich deßhalb auf der Mittelstraße, welche die königliche ist. Sie maßt sich weder an, Jemanden die Wahrheit ihrer Geheimnisse mit natürlichen Gründen zu erklären (da sie ja wegen der Höhe ihrer Sphäre die natürliche Fassungskraft eines jeden, nicht blos menschlichen, sondern

---

1) S. Thom.

2) Clem. Alexandr. l. 5. Strom. sub init.

3) Ex s. Bernard. Epist. 190. ad Innoc.

auch englischen Verstandes übersteigen), noch unterläßt sie das zu beweisen, was hinreichend ist, zu verpflichten, daß man sie fest glaube; und dies ist: daß sie vom Himmel geoffenbart sind. Und dies thut sie mit solcher Evidenz von Glaubwürdigkeit, daß die Beweise, auf die sie diese Glaubwürdigkeit stützt, weder einer andern Sekte zukommen, noch sich jemals der Fall ergeben **kann**, daß sie einer solchen zukommen (wenigstens nicht alle): woraus dann folgt, daß, wie sie ganz weise von ihren Gläubigen als wahr anerkannt, sie ebenso ganz thöricht von den Ungläubigen geläugnet wird, die darum in einer ewigen Nacht die Empörung zu beweinen verdienen, die sie gegen ein so großes Licht erhoben.

8. Diese Beweise werden wir daher in solcher Ordnung aufstellen, daß sie der Wahrheit nicht nur als Begleitung, sondern auch als Schutzwache dienen, da jeder für sich und mehr noch alle miteinander einen jeden gesunden Verstand zwingen werden, die wahre Religion unter tausend falschen zu erkennen: so daß, wer sie noch nie gefunden hat, sie finde, und wer sie fand, und dann zu seinem Unglücke verlor, sie sogleich wieder finde, und nach Beschwichtigung eines jeden Zweifels, seinem Glauben endlich jenen Frieden schenke, von dem der Apostel uns in einem so wichtigen Punkte alle erfüllt wissen wollte, als er sagte: „**Gott erfülle euch mit allem Frieden im Glauben**“ [1]).

III.

9. Um aber keine Schwierigkeit unbeseitigt zu lassen, die, wie eine feindliche Festung im Rücken, den Ungläubigen Gelegenheit geben könnte, sich zu ihrem eigenen Schaden zu verschanzen, so werden wir damit anfangen, daß wir das beweisen, was aus den Wortbegriffen bekannt wäre (wie dies die Grundprincipien sind), wenn man diese Wortbegriffe auch immer mit Klarheit auffassen würde; nämlich, daß es einen Gott gibt, der einzig, allgemein und der Urgrund alles erschaffenen Seins ist. Dann werden wir beweisen, daß Gott für dieses erschaffene Sein Fürsorge trägt; insbesonders aber noch für den Menschen sie trägt, von dessen Seele wir dann noch eigens zeigen werden, daß sie un-

1) Ad Rom. 15, 13.

sterblich ist. Sodann werden wir den ersten Theil dieses Werkes schließen mit der Folgerung: daß es also auf Erden eine Religion gebe, und zwar eine wahre Religion, zu der man sich bekennen müsse. Im zweiten Theile werden wir weiter schreiten und darthun, daß diese wahre Religion gewiß keine andere sein könne, als die katholische: und damit sich dieses noch klarer zeige, werden wir sie nur mit jenen Religionen vergleichen, welche sie bekriegen.

10. Hierbei ist zu bemerken, daß man die Sünde des Unglaubens gegenwärtig auf dreierlei Weise begehen kann. Entweder gegen den schon in seinem vollkommenen Lichte der Wahrheit empfangenen Christusglauben; und so verfehlen sich die Ketzer, die beide Testamente, das alte und das neue, annehmen, oder wenigstens anzunehmen vorgeben, und dann sie nach eigenem Gutdünken auslegen wollen, um sie nicht zu befolgen. Oder gegen den blos in seinem unvollkommenen Lichte, oder vielmehr im Schatten empfangenen Christusglauben; und so verfehlen sich die Juden, welche das alte Testament annehmen, aber nicht das neue, obwohl Gott das alte, als Vorbild, in engste Beziehung zu dem neuen gesetzt hat. Oder gegen den auf keine Weise empfangenen Christusglauben; und so verfehlen sich endlich die Heiden, die weder das alte noch neue Testament annehmen, und nicht Gott, sondern Menschen zu Gesetzgebern haben.

11. Zur Vergleichung also werden wir dem Heidenthume, dem Judenthume, der Ketzerei die katholische Religion gegenüberstellen, damit ihre Gegeneinanderhaltung die Wahrheit noch klarer, selbst für die schwächern Köpfe, hervorleuchten mache. Der verfälschte Purpur kann den Unkundigen in der Ferne gleich dem ächten gefallen, nicht aber in der Nähe: „Et lana tincta fuco, citra purpuram placet, non si contuleris.“ Indessen scheint aber von den heidnischen Religionen heutzutage keine mehr von Bedeutung zu sein, als die der Mahomedaner, die ebenfalls von den bürgerlichen sowohl, als von den kirchlichen Gesetzen der besagten Classe beigezählt wird. Und darum werden wir, statt gegen das Heidenthum, im weitern Sinne genommen, in Besonderheit stets, wo es nöthig ist, gegen den Islam unsere Waffen kehren. Ich sagte, wo es nöthig ist; denn wir

werden nicht in bestimmter Ordnung von diesen drei Gattungen Ungläubiger zuerst die eine, dann die andere, und dann wieder die andere, gleichsam in drei verschiedenen Zweikämpfen angreifen; sondern wir werden bald alle zugleich, bald eine einzelne bekämpfen, je nach der verschiedenen Kraft der Beweise, die wir zu unserm Zwecke anwenden werden.

12. Die Art, zu beweisen, wird somit der Sprache angemessen sein, welche eine jede von diesen Sekten führt. Im ersten Theile, wo wir mit den Atheisten kämpfen, die keinerlei Religion anerkennen, sondern jede verlachen, werden wir keine andern Beweise anführen, als solche, die den Aussprüchen der Vernunft gemäß sind. Und so werden wir's auch im zweiten Theile mit den Mahomedanern machen, die in ihrer Religion keinen Werth auf die heiligen Schriften legen, welche über jede Vernunft weit erhaben sind. Der heiligen Schrift, verbunden mit der natürlichen Vernunft, werden wir uns gegen die Juden und gegen die Ketzer bedienen, und zwar nach jenem Theile von ihr, den Keiner derselben von sich weisen kann, wenn er nicht für eine andere Religion zu streiten geht, wie es jene des Heidenthums wäre.

IV.

13. Bei diesem meinem Unternehmen habe ich gewiß nicht die Absicht, den Ungläubigen allein zu nützen, sondern ich beabsichtige vielmehr, den Gläubigen damit zu dienen. Denn wenn gleich alle jene Evidenz von Glaubwürdigkeit, womit unsere Religion ausgestattet ist, nicht hinreicht, jene unwandelbare Beipflichtung zu erzeugen, worin der Glaube besteht: sondern dazu eine von Gott übernatürlich in das Herz des Menschen eingegossene Gabe erfordert wird, wie der Apostel an die Philipper schreibt [1]): „Euch ist es um Christi willen gegeben, daß ihr an ihn glaubet;“ so trägt doch dessenungeachtet diese Evidenz äußerst viel bei, eine solche Gabe zu empfangen. Denn nachdem der Wille vom Verstande wohl belehrt worden, in welch' höchstem Grade die Religion Christi glaubwürdig ist, so befiehlt derselbe mit voller Macht dem Verstande, daß er sie fest glaube (indem er, wo er

1) 1, 29.

nicht hinreicht, alle Widerspenstigkeit gefangen gibt zum Gehorsame [1]) gegen die höchste Wahrheit, die ja unendlich viel mehr weiß als er), und bildet so (wiewohl nicht durch sich allein, sondern auch hierin von der Gnade unterstützt), und bildet so, sage ich, in sich die letzte Vorbefähigung, um die auserlesene Gabe zu empfangen, welche der eingegossene Akt des Glaubens: „das auserlesene Geschenk des Glaubens“ [2]) ist.

14. Ja es ist sogar gewiß, daß, wenn es auch ohne ein festes Urtheil über eine solche als evident erkannte Glaubwürdigkeit einen göttlichen Glauben geben kann, das ist, einen Glauben, der an Festigkeit jede natürlich mögliche Überzeugung übertrifft, es doch keinen zu geben pflegt. Daher ist es nöthig, daß, um den besagten Glauben in sich aufzunehmen, auch die unwissendsten Menschen einigermassen jenen großen Anschein von Wahrheit erkennen, den er mit sich führt, so daß sie wenigstens dem Rufe nach wissen, daß die christliche Religion von den heiligsten und weisesten Männern gelehrt wird, daß alle sie für unfehlbar halten, und daß sie dieselbe allen Völkern als eine vom Himmel herabgekommene und durch solche Zeichen bestättigte verkünden, vermöge welcher man nicht mehr zweifeln kann, sie sei göttlichen Ursprunges; ein Ruf, auf den der Apostel anspielte, wo er sagte: „Und zwar durch die ganze Welt erscholl ihre Stimme,“ um anzudeuten, daß, wenn der Ruf so ausgebreitet war, er nicht ohne sehr wichtige Gründe sein konnte.

Der Grund nun dieser vorläufigen von Gott verlangten Vorbefähigung ist, weil, wenn gleich er allein ohne fremde Mithilfe in den einfältigen Seelen alle äußere Erleuchtung, die ihnen etwa abgeht, mit seiner blos innern Erleuchtung ersetzen kann, er es dessenungeachtet, wenigstens in der Regel, nicht thun will; was derselbe Apostel mit den Worten andeutete: „Wie werden sie dem glauben, den sie nicht gehört haben?“ Denn Gott, so mild als stark in jedem seiner Werke, will, daß seine Religion nicht blos kraft göttlicher Einwirkung allen Völkern glaubwürdig sei, sondern auch aus menschlichen Gründen; und das ist es, was am Ende den, der sie nicht annimmt, aller Entschuldigung beraubt,

---

1) Cf. 2. Cor. 10, 5. 2) Sap. 3, 14.

da er, indem er sie nicht annimmt, sich nicht nur ungläubig, sondern auch unvernünftig zeigt. Wer macht übrigens, daß der Citronenbaum so wohlriechende Früchte hervorbringt? Gewiß ist es nicht jener Gärtner, der ihn pflanzte, der ihn beschnitt, der ihn begoß. Es ist Gott, der ihn inwendig mit einer ihm allein bekannten Kraft belebt: „Gott ist's, der das Gedeihen gibt“ [1]). Und doch gibt Gott in der Regel keinem Citronenbaume eine so belebende Kraft, wenn der Gärtner nicht auch seinerseits mitwirkt. So, wenn gleich beim festen und nicht blos muthmaßlichen Glauben, daß unsere Religion die wahre sei, es nicht die Beweggründe der Glaubwürdigkeit sind, welche dem Glauben so große Entschiedenheit geben, sondern der heilige Geist es ist, der innerhalb der Seelen nach seiner Weise spricht, während durch ihn Jemand von Außen zu denselben redet, so pflegt doch der heilige Geist von Innen nicht auf eine so lebhafte Weise zu sprechen, wenn nicht Jemand zugleich von Außen spricht, oder wenigstens gesprochen hat: „Der Glaube kömmt vom Hören“ [2]).

V.

15. Und daraus wird man leicht auf den unendlich großen Nutzen schließen können, welchen dem christlichen Volke jene Prediger bringen, die ihm von der Kanzel herab von Zeit zu Zeit in ihren Vorträgen zeigen, wie augenscheinlich unser Glaube es verdiene, von Allen jeder Sekte vorgezogen zu werden. Sie bilden so in den Herzen der Gläubigen gleichsam einen Keim, das ist, einen menschlichen Glauben, und bieten somit dem heiligen Geiste die günstige Gelegenheit, in eine solche, noch unausgebildete Frucht die Seele eines göttlichen Glaubens einzugießen, der am Ende es ist, welcher die Welt besiegt: „Dies ist der Sieg, welcher die Welt überwindet: unser Glaube“ [3]). Wenn aber die Prediger mit solchen Vorträgen großen Nutzen stiften, so glaube ich doch, daß die religiösen Schriftsteller noch weit größern stiften. Denn jene gelehrten Beweise, welche einem so nützlichen Thema eigenthümlich sind, erfaßt man viel leichter durch den festen Blick

1) 1. ad Cor. 3, 7. 2) Ad Rom. 10, 17.
3) 1. Joann. 5, 4.

des Auges, als durch das flüchtige Gehör: weßhalb es keinen Menschen geben wird, der sich dieselben nicht leichter eigen macht, wenn er sie liest, als wenn er sie, gleichsam wie in Diebesschnelle hört. Und doch scheint es, daß jeder Gläubige verbunden sei, sich dieselben so viel als möglich eigen zu machen, um seiner Pflicht zu genügen, nämlich, wie der heilige Petrus sagt, stets bereit zu stehen, Rechenschaft von seiner Hoffnung, und folglich auch von seinem Glauben zu geben [1]): immer zu antworten bereit einem Jeden, der euch Rechenschaft abfordert von dem Glauben und der Hoffnung, die in euch sind. Wobei wohl zu bemerken ist, daß er nicht sagt, von jenen Dingen, die zum Glauben und zur Hoffnung gehören, im Einzelnen, sondern von dem Glauben und der Hoffnung, die in euch sind, im Allgemeinen [2]); denn von diesem oder jenem Glaubensartikel einzeln die Wahrheitsgründe darlegen, das verstehen nur gelehrte Männer, in wissenschaftlichen Abhandlungen, die nicht für Jedermann zugänglich sind; aber von jenem Glauben im Allgemeinen, der uns diese Artikel anzunehmen verpflichtet, soll so viel als möglich ein jeder Christ nach seinem Stande die Wahrheitsgründe darzulegen wissen; denn es ist höchst schmählich, wie der heilige Johannes Chrysostomus bemerkt, daß der Arzt, daß der Gerber, daß der Schuhmacher, daß der Weber, daß was immer für ein anderer Handwerker seiner Profession Rechenschaft geben könne, und der Christ nicht auch von der seinigen sie zu geben wisse [3]).

Und wenn dem so ist, so wird wohl Jedermann einsehen, welch' großen Lobes sich alle jene Diener Gottes würdig machten, welche, um das christliche Volk zum rechten Gebrauche der Beweise von Glaubwürdigkeit, die unsere Religion vor allen Sekten für sich hat, wohl zu befähigen, dieselben absichtlich in Büchern zusammenstellten, die in der Muttersprache geschrieben sind, damit derjenige, der sie aus den fremden Sprachen (und

---

1) 1 Petr. 3, 15.

2) V. Lorinum hic. S. Thom. 2. 2. q. 2. a. 10.

3) S. Chrysost. hom. 16. in Joann.

als solche kann für Viele in Latium selber die lateinische gelten) nicht erlernen konnte, sie aus der einheimischen erlerne.

16. So machte es der ehrwürdige P. Ludwig von Granada aus dem Orden des heiligen Dominikus, der, wenn er sich für eines seiner insgesammt ausgezeichneten geistlichen Werke jenes Glückwunschschreiben verdiente, das der um die Religion wie um die zur Verherrlichung der Religion wirkenden schönen Künste so wohlverdiente Papst Gregor **XIII.** ihm vom Throne herab übersendete, es gewiß vor allen andern für seine Einleitung zum Glaubensbekenntnisse verdient haben würde; ein Buch, das nunmehr aus der spanischen in alle, auch orientalischen Sprachen übersetzt ist, wegen des großen Nutzens, den es überall, auch in barbarischen Herzen, gestiftet hat. Und so haben es auch vor ihm, wie nach ihm, noch andere Schriftsteller gemacht: weßhalb ich keinen Tadel zu befürchten haben sollte, wenn ich mich mit Diesen zum nämlichen Unternehmen verbinde, falls es nur nicht scheinen könnte, daß ich zu spät komme, da ich erst nach so Vielen auftrete, die mit vielem Beifalle schon vor mir sehr erschöpfend gesagt haben, was ich nach ihnen nur mit geringem Lobe werde sagen können. Doch laß ich mich deßhalb nicht abschrecken: denn die frische Hilfe, so klein sie auch sein möge, kömmt immer zu rechter Zeit, so lange der Kampf glüht; und von diesem wird man in unserm Falle nicht sagen können, daß er nicht jetzt noch glühe, oder nicht fortglühen werde, so lange die Hölle jene Religion hassen wird, die einzig und allein im Stande ist, sie zu beschämen. Dazu kömmt noch, daß viele dieser Bücher entweder von schwieriger Schreibart oder von sehr großem Umfange, und daher minder geeignet sind, durch die Hände derjenigen zu gehen, die deren am meisten bedürfen. Die leichte Handhabung der Waffen ist aber so vortheilhaft, daß man im Kriege gewöhnlich mehr die Musketen, als die Bombarden fürchtet.

VI.

17. Nun soll man aber von mir in einem so oft behandelten Stoffe nicht Neuheit verlangen. Und zwar erstens darum, weil, wenn wir nur das zu sagen hätten, was noch von keinem Andern je gesagt worden, wir verstummen müßten. Nichts ist

neu unter der Sonne. Nicht einmal die Bienen, das Sinnbild der Thätigkeit, geben ihren Honig für neu aus. Sie treiben kein anderes Geschäft, als denselben da und dort mühsam aus verschiedenen Blumen zu sammeln. Und doch hat sie noch Keiner unnütz in der Natur gescholten, sondern sie gelobt wegen der Form, womit sie ihn verarbeitet in einer Wabe geben. Dann will ich bei dem Stoffe, den ich unter den Händen habe, vielmehr gleich frei es heraussagen, daß ich absichtlich die Neuheit vermieden habe, da sie sich mit der Religion nicht wohl verträgt. Hier muß man blos auf ihre Ehre, nicht aber auf die eigene sehen. Darum, wenn ich Beweisgründe in's Feld führe, die schon andere Male gebraucht wurden, um sie kräftig zu vertheidigen, werde ich den Sieg für um so sicherer halten, je eher ich mir denselben von einer Schaar erprobter Veteranen versprechen kann, als von einer Truppe Neugeworbener. Nur macht es mir eben dieses Vorhaben, so kurz als möglich zu sein, zur Pflicht, nicht mit dem ganzen Heere auszurücken, sondern gleichsam eine auserlesene Heerabtheilung von den tüchtigsten Beweisen zu bilden, und diese zur Vertheidigung der Wahrheit in den Kampf zu führen.

18. Die Schreibart wünschte ich, wofern es mir gelingt, eher gebildet zu halten, als nicht; denn ich habe nie geglaubt, daß der Rost den Waffen etwas nütze. Und wenn wir bei dem Wetterstrahle auch von dem Blitzleuchten etwas befürchten, wer wird dann denken, daß eine gewisse Kraft der Sprache in den vorliegenden Fragen deßhalb weniger geeignet sei, zu treffen, weil sie es blitzend thut? Selbst die Harmonie des Ebenmaaßes würde ich loben, wofern sie dem Klopfen der Schmiede gliche, das Musik und Arbeit zugleich ist.

VII.

19. Endlich muß ich noch meinen Leser ersuchen, daß er das ganze Buch mit Aufmerksamkeit und ohne Leidenschaft lese. Er lese es ganz, wenn er darüber ein zuverlässiges Urtheil fällen will; denn es ist ungebildet, ohne das Ganze durchgesehen zu haben, über einen kleinen Theil davon ur-

theilen zu wollen[1]). Er lese es mit Aufmerksamkeit, weil ein Blick wohl für ein Bild genügen kann, aber nicht für ein Buch: und unser Verstand, um das Wahre zu erfassen, zwar ein Netz ist, aber kein Vogelnetz, sondern ein Fischernetz (das keinen guten Fang macht, wenn es nicht tief eingesenkt wird). Er lese es endlich ohne Leidenschaft, weil das mir genug ist, wenn ihm auch die fromme Gemüthsstimmung mangelt. Das Auge soll, um zum Sehen gut befähigt zu sein, an Flüssigkeit weder zu reich noch zu arm sein. So möchte ich ebenfalls wünschen, daß dein Verstand wäre: weder zu beugsam zum Glauben, um nicht vom Weisen des Leichtsinnes beschuldigt zu werden; „wer schnell glaubt, ist leichtsinnig"[2]); noch zu halsstärrig, um sich nicht von Christus Hartnäckigkeit vorwerfen zu hören: „O thörichte und hartgläubige Menschen!"[3]) Derjenige ist leichtgläubig, der glaubt, wann er mehr Ursache hat, nicht zu glauben, als zu glauben: hartnäckig hingegen ist der, welcher nicht glaubt, wann er mehr Ursache hat, zu glauben, als nicht zu glauben. Nimm daher meine Worte nicht auf, wie der Fechter die Schläge aufnimmt, nämlich um sie jedenfalls zurückzuschlagen, gleichviel ob sie ihm recht oder unrecht beigebracht werden; nimm sie auf, wie die gelockerte Furche den Saamen aufnimmt, um ihn zu hegen; da ich ja keinen andern Samen in dein Herz zu streuen hoffe, als den des ewigen Lebens.

20. Und damit du sehest, mit wie großer Billigkeit ich zu Werke gehe, wann ich dich zur Beipflichtung auffordere, so soll die Hauptaufgabe des ganzen gegenwärtigen, gleichviel ob kleinen oder großen Werkes die sein: dir zu zeigen, daß du mit dem Willen deinem Verstande eine viel größere Gewalt anthun mußt, um ihn vom Glauben jener Dinge zurückzuhalten, die ich dir zu Gunsten deiner Religion sagen werde, als du ihm anzuthun hättest, um ihn zum Glauben zu bewegen. Und dies vorausgesetzt, siehe, so bist du, wenn du dich nicht ergeben wirst, der Ungläubige ohne Entschuldigung, welches der Titel ist, den dieses Werk

---

1) L. incivile est, ff. de legibus.

2) Eccli. 19, 4.

3) Luc. 24, 25.

an der Stirne trägt. Denn welche Entschuldigung wird derjenige vor dem Richterstuhle Gottes vorbringen können, der nicht glauben wollte, obwohl es ihm stets gar viel leichter gefallen wäre, es zu wollen, als es nicht zu wollen? Er wird nichts anderes sagen können, als daß er gewiß thöricht und hartgläubig war. Hartgläubig, weil er sich der Wahrheit nicht ergab; thöricht, weil er, da er sich zu ergeben weigerte, sich unverständig jedem Lichte, auch dem der Vernunft widersetzte.

Zweites Kapitel.

Wie wenig Glauben die Atheisten verdienen.

I.

1. Es scheint nicht möglich, daß der Mensch, eingeführt in diese Welt wie in einen Tempel, damit er im Namen aller Geschöpfe der Gottheit ein Opfer ewigen Lobes bringe, dann so furchtbar von seiner hohen Stellung herabkomme, daß er aus einem Priester sich zu einem Empörer verkehre, und dem höchsten Herrn nicht blos die Huldigung, sondern sogar das Dasein streitig mache. Und doch wollte Gott, daß sich nicht mehr, als Einer auf solche Weise versündigte! „Es sprach der Thor in seinem Herzen: es gibt keinen Gott“ [1]). Es ist wahr, daß, wenn es dem Menschen schwer ist, sich auf die höchste Stufe der Tugend zu erschwingen, es ihm vielleicht nicht weniger schwer fällt, in den tiefsten Abgrund des Lasters zu gelangen. Deßhalb braucht es sehr viel, bis Einer ein Gottesläugner wird, da er zu diesem Behufe nicht blos den Verstand verlieren, sondern ihn verlieren *wollen* muß. Weil nun die Entdeckung des Ursprungs der Übel ein großer Theil ihrer Heilung ist, so lasset uns jenen des Atheismus auffinden, aus reinem Wunsche, demjenigen, der unglücklicherweise davon angesteckt wäre, das Gift in Heilmittel zu verwandeln.

---

1) Psalm 13, 1.

II.

2. Die gewöhnliche Quelle des Schwindels ist nicht im Gehirn, wie die Leute glauben, sie ist im Magen, der, voll von bösartigen Säften, dem Kopfe jene heftigen Ausdünstungen zusendet, die, denselben ganz verwirrend, zuletzt so weit ihn bringen, daß er die Berge tanzen wähnt. Das geschieht auch in unserm Falle: den Ursprung dieser so finstern Ungläubigkeit hat man nicht unmittelbar im verrückten Verstande, sondern im Willen zu suchen, der, schwer gefüllt von jedem Moder des Lasters, aus seinem Schooße die schwärzesten Dünste auftreibt, wodurch dem Verstande jener Schwindel kömmt, der ihn nicht einmal den Urheber aller Bewegung für fest und unbeweglich halten läßt.

3. Ich weiß gewiß nicht, wer du bist, der du diese Blätter zu lesen in die Hand genommen. Ich will annehmen, daß du ohne Wanken Gott treu ergeben bist. Wärest du aber einer von Jenen, die ihn nicht einmal zugeben, o so gestatte mir, daß ich ganz im Geheimen dich frage (da wir hier unter vier Augen sprechen): wie hast du es doch gemacht, um vom Grunde deiner Seele jene frömmeren Gefühle auszutilgen, die dich antrieben, einen höchsten Schöpfer des Weltalls anzuerkennen, und zu verehren? Du kannst doch nicht sagen, daß du als Gottesläugner geboren seist: du bist es geworden, und zwar, wenn man es betrachtet, erst nach und nach geworden. Gestehe mir also bei jener Gottheit, an die du nicht glaubst, welches sind die Stufen, über die du in einen so großen Wahnsinn herabgefallen bist? Ich glaube doch nicht, daß die Reinheit der Sitten, daß die Enthaltsamkeit, daß die Nächstenliebe, daß die Geduld, und noch viel weniger die unaufhörliche Selbstverläugnung dich zur Überzeugung gebracht habe, daß es keinen Gott gebe. Dich hat die Lüsternheit, nach der eigenen Laune zu leben, wie es die Thiere thun, dazu gebracht. Und eine so elende Lehre, die man blos im Schmutze und in den Bordellen lernt, soll die wahre sein? Wo fand man je, daß, um die schönste aller Wahrheiten zu ergründen, es nöthig sei, die Mäßigkeit sich unter die Füße zu legen? Es war vielmehr die beständige Ansicht aller Weisen, daß, um was immer für eine Wahrheit, sowohl hohe, als auch

nur gewöhnliche, zu erforschen, nichts förderlicher sei, als das Herz frei zu haben von den Leidenschaften, die nur zu sehr geeignet sind, es zu beschweren. Und wie kann also derjenige, der sich mehr vom Zorne, vom Ehrgeize, vom Neide und von den schändlichsten Ausschweifungen beherrschen läßt, noch das verstehen, was sich auf Gott bezieht? Wenn es, um den Himmel besser zu betrachten, einem Astronomen zweckdienlicher sein wird, sich in einen rauchgefüllten Ofen zu sperren, als es ihm wäre, auf das freie Feld hinauszugehen; dann wohl wird man glauben können, daß ein unter tausend Völlereien und fleischlichen Sünden geführtes Leben dich zur Einsicht geführt habe, daß über den Sternen nicht jener Gott sei, den das leichtgläubige Volk sich denkt. Und wenn dem so ist, so erlaube mir, daß ich dich noch frage: welche Gemüthsruhe willst du dir jemals in einer Sekte versprechen, in der du so fest zum voraus annehmen darfst, die Wahrheit nicht zu treffen, schon wenn du nur betrachtest, wer du bist?

III.

4. Doch wenn du auch nicht von einem so verkehrten Wandel wärest, auf welchen Grund bauest du jenen Thurm der Verwirrung, von dessen Spitze herab du uns die so große Neuigkeit zu verkünden dich erfrechest, daß es keinen Gott gebe? „Es gibt keinen Gott." Ich erwarte, daß du mir mit jenen von Tullius [1]) schon widerlegten Thoren sagest, daß es deßwegen keinen Gott gebe, weil er unsern Augen nicht sichtbar sei. Aber seit wann hat man sich um das Zeugniß der Augen zu bekümmern, wenn man Gott sucht? Man sieht mit den Augen die den Augen unterworfenen Dinge, wie es die körperlichen sind: die geistigen werden verstanden, und nicht gesehen. Ferner: warum sagst du mir, daß du ihn nicht sehest? Du siehst ihn nicht in sich selber, das gebe ich dir zu; aber du siehst ihn (wenn du nicht selbst dich blenden willst) in seinen Werken. Sage mir einmal: wie siehst du die Seele jenes Menschen, der vor dir steht? Siehst du sie vielleicht in sich selbst? Gewiß nicht: du siehst sie in ihren Handlungen. Und doch sind diese hinreichend, dich ihr Dasein glauben

1) De Nat. Deor.

zu machen: und nie fällt es dir ein, zu vermuthen, daß der Körper jenes Künstlers, der mit dem Stichel arbeitet, der schreibt, der Bücher druckt, der vortrefflich malt, nicht ein beseelter, sondern todter Körper sei, den man begraben müsse. Welche Thorheit ist also diese? aus den Handlungen des Körpers das Dasein der Seele erkennen, von der sie ausgehen, und aus dem Wirken so vieler erschaffenen Dinge das Dasein Gottes nicht erkennen wollen! „Du Thor!“ [sagte eben der heilige Augustin [1]) zu einem Menschen deines Gelichters] „du Thor! aus den Werken des Körpers erkennst du die lebendige Seele, und aus den Werken des Geschöpfes kannst du den Schöpfer nicht erkennen?“ Dies heißt aus seinen Windungen auf den Bach, aus dem Bache aber nicht auf die Quelle schließen können. Die nachgebornen Kinder sahen ihren Vater nie; und doch sind sie seiner gewiß, ja noch mehr, sie lieben ihn sogar: sie lieben ihn in den Abbildungen, sie lieben ihn in den Einkünften, sie lieben ihn in dem Hause, das er mit so großem Aufwande für sie gebaut, noch bevor sie geboren waren. Und dir genügt es nicht, zu sehen, wie viel Gott dir gab, und wie viel er dir gibt, um, wenn nicht ihn zu lieben, doch wenigstens zu glauben, daß er sei? Du wirst also (wenn dem so ist) weder so viele Dinge glauben, welche dir blos durch die Autorität glaubwürdiger Personen bekannt sind, die es dir bestättigen, wie z. B. daß die Sonne tausend und tausendmal größer sei, als die ganze Erde; noch wirst du so vieles Andere glauben, was dich die Vernunft mit ihren gewaltigen Schlußfolgerungen zu glauben zwingt.

IV.

5. Vor diese zwei Richterstühle will ich dich indessen zu deinem Besten vorladen: vor den der Autorität und vor den der Vernunft. Und wenn du vor beiden vom Dasein Gottes überwiesen wirst, wie wirst du noch länger darauf beharren, es zu bestreiten? Dies hieße in der Beurtheilung der Dinge keine andere Vorschrift befolgen wollen, als die des eigenen stolzen

1) In Psalm 73.

Dünkels. Und daraus werden wir schließen können, daß, wenn die Verderbtheit des Willens, wie gesagt, die Mutter des Atheismus ist, der Stolz des Verstandes dessen wahrer Vater ist. So ist der Ursprung der verächtlichsten Thiere. Sie sind wirklich von der Fäulniß ausgebrütet, aber nicht ohne Mitwirken jenes spärlichen Windhauches, der dort herum durch die Luft zieht. Daher kann man an jedem Gottesläugner einen Kopf bemerken, der nicht nur stolz, sondern unbändig ist, so zwar, daß sie es für Weisheit halten, zu irren, und für größte Weisheit, allein zu irren, besonders nachdem die Liebe zur Neuheit sie mit dem vorgefaßten Wahne erfüllt hat, sich für desto freier zu halten, je weiter sie sich abseits vom Wege entfernen. Dann wächst in ihnen durch die Freiheit der Stolz, und sie werden unverbesserlich. Denn wie in der Hitze der Schlacht es Mancher nicht merkt, daß er verwundet ist, so merken auch sie jene Schläge nicht, die ihnen die Wahrheit versetzt, um sie auf den Weg zurückzubringen; und sie fühlen dieselben nicht, sei es dann die Autorität, die am meisten sie schlägt, oder die Vernunft. Ich möchte nun nicht, daß du dich als einen dieser Elendesten zeigtest. Darum ergib dich zuerst der Autorität.

Drittes Kapitel.

Aus der Uebereinstimmung aller Nationen wird bewiesen, daß ein Gott ist.

I.

1. Die größte Anzahl von Zeugen, die vom Gesetze verlangt wird, sind sieben: und diese genügen bei den Testamenten, um den Anordnungen eines obgleich schon verstorbenen Menschen selbst bei dem volle Geltung zu verschaffen, der ihn nicht einmal je gesehen hat. Wie sollten daher alle Nationen der Welt nicht genügen, um das Dasein eines lebendigen Gottes glaubwürdig zu machen? „Mit Ausnahme von Wenigen, in welchen

die Natur zu sehr verdorben ist" [sagt der heilige Augustin [1])], „bekennt das ganze menschliche Geschlecht Gott als den Urheber dieser Welt." Wenn du die Welt wandernd durchgehst, wenigstens auf der Landkarte, wirst du Völker finden, so verschieden unter sich in Denkart und Neigung, daß es kaum zwei geben wird, die in ihrer Regierungsform mit einander übereinstimmen. Und doch wirst du bei all' dieser Verschiedenheit von Gesetzgebungen nicht blos kein Reich, sondern keine Stadt, keinen Weiler finden, wo Alle miteinander jede Gottheit läugneten. Vielmehr gibt es nicht einen Theil der Welt, wo man nicht Tempel und Opfer und Gebete und Priester fände, die zum Gottesdienste bestimmt sind: so daß es leichter sein wird, ein Land zu treffen, wo die Sonne, als wo jeder religiöse Gebrauch fehlt. „Eher wird man eine Stadt ohne Sonne, als ohne Gott und Religion sehen," sagte Plutarch. Und wenn man je an den äußersten Gränzen der Welt so thierische Menschen findet, die ohne Gesetze leben, so wird man doch keinen dort finden, der sich nicht vor sich selbst, oder vor dem Blicke Anderer seines bösen Thuns schämte: und noch viel weniger wird man einen finden, der sich nicht von Zeit zu Zeit von den innern Mahnungen seines scheltenden Gewissens erregt fühlte, so daß, wenn er gegen dessen Spruch handelt, er nicht sogleich merkte, daß er mit jener Handlung einen höchsten Herrn beleidige, für dessen Botschaft er gleichsam die Stimme des Gewissens anerkennt.

Wie ist es also möglich, daß diese so allgemeine Uebereinstimmung aller Völker bei dir nicht für ein über jede Einwendung erhabenes Zeugniß gelte? Was Allen für wahrscheinlich vorkömmt, muß nothwendigerweise wahr sein, sagt Aristoteles [2]). Nie ist es zur nämlichen Stunde auf der ganzen Welt Nacht, sondern blos auf einem Theile derselben. Und die Lüge kann nicht das ganze menschliche Geschlecht zugleich verfinstern, so daß Alle entweder Betrüger, oder Betrogene seien [3]). Und der Grund davon ist, weil das

1) In Joan. tr. 106.

2) Quod universis videtur verum est. L. 10. Ethic.

3) Nemo omnes, omnes neminem, singuli singulos fallunt. Sen.

Urtheil Aller Urtheil der Natur ist, die nicht lügen kann: und wenn sie den Menschen zur Wissenschaft befähigte, so kann sie ihn nicht in Irrthum führen. Wenn daher Alle, Römer, und Griechen, und Juden, und Assyrier, und Aethiopier, und Aegyptier, und Chaldäer, und Deutsche, und Franzosen, und Sarmaten, und Spanier, und Indianer, und Perser, und Tartaren, und Türken, und Chinesen, und wie viele da sein mögen, Alle in so vielen verschiedenen Sprachen dir sagen, daß es einen Gott gebe; welche Vermessenheit wäre es dann, dich allein mit deiner Ansicht einer solchen Menge entgegenstellen zu wollen? Kannst du vielleicht ein Zeitalter anführen, in welchem man anders glaubte? Im Gegentheile, je aufmerksamer lesend du in der alten Geschichte zurückgehen wirst, desto mehr wirst du finden, daß die Erkenntniß Gottes von allem Irrthume frei war. Daher liest man vor der Sündfluth niemals, daß die Abgötterei geherrscht habe, deren Ursprung Einige auf Nemrod, Andere auf Ninus, und noch Andere auf Prometheus zurückführen, die alle nach der Sündfluth geboren sind; während vor derselben die Erkenntniß des Schöpfers unter den Völkern sehr lebendig war: und wie konnte daher damals ein so großer Trug entstehen, daß man ein Geschöpf angebetet hätte? [1]) Auch der Komet kann Platz haben am Himmel, aber gewiß nur sehr ferne von der Sonne.

II.

2. Wenn man nun kein Jahrhundert aufzuweisen hat, in welchem man in der Welt nicht geglaubt hätte, daß es einen Gott gebe, wer sieht da nicht ein, wie vernunftwidrig es sei, mit den Gottesläugnern zu behaupten, daß die Menschen deßhalb geneigt seien, das zu thun, weil sie von ihren Voráltern von der Wiege auf in dieser Ansicht erzogen worden seien?

3. Wie wären erstens unsere Vorfahren immer unter sich zusammengetroffen, oder wie würden sie immer in einer solchen gleichförmigen Erziehungsweise zusammentreffen, wenn diese nicht von der Eingebung der Natur, die Allen gemein ist, sondern von willkürlicher Wahl käme? Wer hat jemals in willkürlichen Be-

---

1) S. Thom. 2. 2. q. 94. a. 4. ad 2.

schlüssen eine so große Gleichförmigkeit in so verschiedenen Zeiten und in so entfernten Ländern gesehen? Wenn wir anstatt vernünftig zu sprechen, unsinniges Zeug schwätzen wollen, so können wir freilich mit derselben Stirne behaupten, daß die Männer vor Alters alle spannen, wie Sardanapal, und daß die Weiber alle sich an die Spitze der Kriegsheere stellten, wie Semiramis: daß aber später ein Mensch von außerordentlichem Verstande auf die Welt gekommen, und die Dinge ordnete, und zum Besten der Familien die Weiber zur Spindel und die Männer zur Lanze verpflichtete. Und doch wäre ein solcher Unsinn weit weniger unglaubbar, als jener andere, womit Chrysias sich einbildete, die Welt zu überzeugen, daß es keinen Gott gebe; daß aber ein gewisser Mensch, gescheidter als die der Vorzeit, zum Wohle der Sterblichen zuerst unter ihnen diese heilsame Meinung eingeführt habe, daß es einen gebe. Und wer war dieser Glückliche, der das ganze Menschengeschlecht mit dem kräftigen Schlaftrunke eines solchen Betruges in Ordnung gebracht hat? Wo hatte er seinen Geburtsort? wo den Aufenthalt? wo seine Schule? wo den zahlreichsten Anhang? Welches von allen Völkern hat seine selige Stimme zuerst vernommen? Auf welchen Flügeln flog er in so kurzer Zeit in so viele Länder, um eine Lüge zu verbreiten, die so schön war, daß sie an Werth jede Wahrheit übertraf? Und was noch bemerkenswerther ist, wo sind die Bildsäulen, die später von den Nachkommen einem um die Menschheit so verdienten Helden errichtet wurden? wo die Triumphbögen? wo die Altäre? wo die ihm geweihten Tempel, da ja dies ein ganz anderes Gut war, als die Erfindung des Wein- oder Ackerbaues, wie man von Bachus und Ceres erzählt; und ein ganz anderes, als die Reinigung der Welt von jenen Ungeheuern, die nie einen wahrern Aufenthalt hatten, als die Phantasie der für Herkules begeisterten Dichter?

4. Dann frage ich: w i e hätte jener Mensch jemals so glücklich durch die ganze Welt eine so neue Meinung verbreiten können? Mit befriedigendem Grunde, oder ohne Grund? Wenn ohne Grund, so kehrt wieder die Schwierigkeit zurück, daß ein Betrug allgemein sein könne: wenn mit Grund, so war das,

wovon sich Alle gleichmäßig überzeugen ließen, kein Betrug, es war Wahrheit.

III.

5. Wenn doch hie und da Einer sich dieser Wahrheit mit der Hartnäckigkeit seines freien Willens widersetzen wollte, sehet ihr nicht, daß er nicht einmal im Stande ist, dies in jeder Lage des Lebens auszuführen? Er darf nur, wie man es den falschen Zeugen macht, wenn er's am wenigsten vermuthet, auf die Folter ungewöhnlicher Schmerzen gebracht werden, seien sie nun vom Seitenstechen, vom Podagra, vom Steine, oder von einem empfindlichen Schnitte; so werdet ihr sogleich sehen, wie der Halsstarrige den Arm irgend eines Gottes, der ihn befreien könnte, um Hilfe anruft, oder wenigstens rasend denselben trotzig lästert, und so gleichwohl mit seiner flehenden oder lästernden Zunge beweist, daß er irrte, als er zweifelte, ob es einen Gott gebe. Wenigstens ist gewiß, daß es in recht plötzlichen Unfällen so zu gehen pflegt. Daher sehen wir bei naher Gefahr eines Schiffbruches, daß Alle auf dem Schiffe mit einander zugleich die Hände zum Himmel emporheben, und um Rettung flehen. Und doch sind es die unerwarteten Fälle, worin, wie Aristoteles sagt, mehr die Natur, als die Ueberlegung in uns wirkt. Wenn uns aber die Natur in den Gefahren mit so großer Gewalt antreibt, den Gott zu bekennen, zu dem wir unsere Zuflucht nehmen, so sollst du dich nicht bemühen, ihn außer den Gefahren mit Hilfe der Kunst zu läugnen. Dies macht dich um so mehr aller Entschuldigung unfähig, da du es dahin bringen willst, daß in dir eines gewaltsamen Todes jene dir angeborne Ueberzeugung sterbe, die eines natürlichen Todes nie sterben kann. So war es bei Caligula der Fall, der, wenn er donnern hörte, am ganzen Leibe zitterte, und somit einen Mächtigern über sich anerkannte, welcher ihn von der Höhe herab in Asche verwandeln konnte: und doch, sobald das Ungewitter vorüber war, sich wieder für den höchsten Gott geachtet wissen wollte.

IV.

6. Ich schließe daher in die Zahl derjenigen, die der Gottheit klares Zeugniß geben, selbst Jene ein, die sie läugnen. Denn

obwohl sie, ihren Ruhm manchmal in die Gottlosigkeit setzend, sich brüsten, desto mehr als Andere zu wissen, je weniger sie glauben; so sieht man doch, daß sie nie wirklich zu jener Gottlosigkeit gelangen, womit sie prahlen, nämlich Nichts zu glauben: und wenn sie doch so weit gelangen, so ist es auf kurze Zeit; da es ihnen wie einem Schwimmer ergeht, der wohl sich mit Gewalt unter Wasser stürzen, aber nicht darunter bleiben kann. Wenn er leben will, so muß er wider Willen nach einiger Zeit unterdrückten Athems wieder auf die Oberfläche zurückkehren.

7. Indessen, wenn wir auch zugeben wollten, daß einige Wenige es so weit bringen, jeden Glauben an Gott gänzlich aus der Seele zu tilgen, was läge daran? Es können einige Wenige der Gesinnung des ganzen menschlichen Geschlechtes keinen Eintrag thun. Sie sind Mißgeburten. Und sowie daher ein Mensch, der mit zwei Köpfen auf die Welt kömmt, keinen Beweis abgeben kann, daß es dem Menschen nicht eigen sei, blos mit Einem Kopfe auf die Welt zu kommen, so kann auch der Fall, daß es bisweilen ein Herz von so verkehrtem Sinne gibt, daß es jede Gottheit läugnet, keinen Beweis liefern, daß es nicht dem ganzen Menschengeschlechte eigen sei, sie zu behaupten. Um so mehr, da, sowie die Mißgeburten, durch Vorsehung der liebreichen Natur, unfruchtbar sind, und nicht die Fähigkeit haben, andere Mißgeburten zu erzeugen; so auch diese Erbärmlichen, indem sie in ihrer Meinung allein bleiben, kein Volk bilden, noch auch jemals sich rühmen können, eine ganze Gemeinde dahin gebracht zu haben, sich zum Atheismus, wie sie, zu bekennen.

V.

8. Ich merke wohl, was du mir erwiedern könntest, und verhehle es nicht: so sehr bin ich bereit, selbst die Waffen dir in die Hand zu geben. Wenn die Uebereinstimmung aller Völker ein Zeugniß der jedem Betruge durchaus fremden Natur ist, warum, wirst du sagen, warum sind nicht alle miteinander auch darin einig, eine und dieselbe Gottheit anzuerkennen, und sie mit einem und demselben Religionsdienste zu verehren? Gewiß ist, daß die Natur in einem Falle fehlt, da sie uns keine besondere Gottesverehrung bestimmt; also kann sie auch im andern fehlen, wenn sie uns zur

allgemeinen geneigt macht. Doch nein: der Schluß ist falsch; und siehe da den Gegenbeweis. Wir sehen, daß nicht Alle übereinstimmen, die Glückseligkeit dort zu suchen, wo sie zu finden ist, sondern der Eine sucht sie im Reichthume, der Andere in den Speisen, Dieser in der Fleischeslust, Jener in dem Ruhme, der Eine in der Herrschaft, der Andere in der Wissenschaft, wieder ein Anderer in der Ausübung großer Tugenden. Also ist es nicht die Natur, die jedem Menschen auf dieselbe Weise das Streben nach Glückseligkeit in das Herz gelegt hat? Die Folgerung ist nicht stichhaltig. Und der Grund davon ist, weil die Natur wohl alle Menschen im Allgemeinen geneigt gemacht, das Gute zu suchen, aber ihnen nicht anschaulich gezeigt hat, wo es sei. Sie will, daß sie von sich selbst es erforschen mit dem Verstande, womit sie dieselben zu diesem Zwecke beschenkte. Die Menschen jedoch, der Freiheit ihrer Neigung folgend, lassen sich auf verschiedene Weise bestimmen, dieses Gut mehr zu schätzen, als jenes, indem sie aus Dummheit nicht selten das Nachbild mit dem Originale, den Körper mit dem Schatten, das Wirkliche mit dem Scheinbaren verwechseln. Dasselbe gilt nun auch in unserm Falle. Die Natur hat alle Menschen geneigt gemacht, eine herrschende Gottheit anzuerkennen. Aber sie hat ihnen dieselbe weder in sich selbst zu schauen gegeben, noch konnte sie das thun, weil die in die Sinnenwelt versenkten Geister dazu nicht fähig sind. Sie will, daß sie die Gottheit aus deren Werken entdecken. Die Menschen nun, diesen Naturtrieb auf verschiedene Weise anwendend, haben die Gottheit dort zu finden geglaubt, wo sie nicht war, und es wie die Kinder gemacht, die, wegen der Unvollkommenheit ihres Unterscheidungsvermögens, die Amme, von der sie gesäugt worden, Mutter nennen, und der Mutter, aus der sie geboren sind, den Rücken kehren. Es haben die Thoren die Sonne Gott genannt, Gott die Sterne, Gott die Elemente, die ihnen den unmittelbaren Lebensunterhalt gaben, und haben dem höchsten Gute den Rücken gekehrt, das sie sogar aus dem Nichts hervorzog. Deßwegen kann selbst der Götzendienst, welcher so lange auf der ganzen Welt geherrscht hat, die Beweise für das Dasein Gottes bestärken, nicht aber sie schwächen: da die Götzendiener nicht in dem Hauptsatze, sondern in dem Untersatze irrten, d. i. im

besondern, in der Meinung irrten, daß dieser oder jener Gegenstand, den sie anbeteten, göttlich sei; keineswegs aber in dem Glauben, daß es irgend eine Gottheit gebe, die dem Weltall vorstehe; und das ist es, was Cicero selbst sehr wohl einsah, als er sagte: „Unter den Menschen gibt es kein so rohes Volk, welches nicht wüßte, daß man einen Gott haben müsse, wenn es auch nicht weiß, welchen man haben muß“ [1]).

9. Wenn du daher nach Belieben Europa, Afrika, Asien und selbst Amerika, den ungebildetsten Welttheil, durchreisend, kein Volk findest, welches nicht auf die eine oder andere Art dir behauptet, daß es einen Gott gebe; welchen Zwang wirst du da deinem Verstande anthun müssen, damit er hartnäckig feststehe im Unglauben, und sich allein so Vielen widersetze? Würdest du ihm vielleicht eben so viel Gewalt anthun müssen, damit er glaube? Die Autorität hat in jeder Beziehung ein so großes Gewicht, daß sie uns am Ende erdrückt, wenn wir nicht für das Gegentheil eine klare Gewißheit haben, die uns aufrecht hält. Aber welcher klaren Gewißheit wirst du dich jemals zu Gunsten des Atheismus rühmen können? Die Evidenz ist nicht auf deiner Seite, sie ist auf der Seite dessen, gegen den du streitest. Denn obwohl beim bloßen Auffassen der Wortbegriffe nicht einem Jeden klar ist, daß es einen Gott gebe, so ist es nichts desto weniger sehr wohl demjenigen klar, der sie versteht.

10. Weil aber das nichts anderes heißt, als dich vom Richterstuhle der Autorität zu dem der Vernunft berufen, so folge mir, und ich werde dir vorangehen.

Viertes Kapitel.

Aus den Werken wird bewiesen, daß ein Gott ist.

1. Sehr schwer, ich läugne es nicht, ist es, das Dasein Gottes aus seiner Ursache zu beweisen. Ja, es ist vielmehr ganz unmöglich;

1) L. 1. de legib.

denn die erste Ursache kann keine Ursache haben, aus der sie hervorginge. Allein, was liegt daran? So verborgen dem Lande Aegypten der Nil in seiner Quelle ist, so bekannt ist er ihm in seinem Strome. Es genügt deßhalb, daß man die erste Ursache aus den Wirkungen nachweise, die zu ihr in so genauem Verhältnisse stehen: nicht zwar in einem Verhältnisse von Ebenbürtigkeit, wie die erzeugten Dinge zu dem erzeugenden stehen, sondern in einem Verhältnisse von Abhängigkeit, wie es die gemachten Dinge zu dem haben, der sie gemacht. Und wenn solche Wirkungen, in Rücksicht auf ihre unerschöpfliche Quelle, nicht mehr sind als ein Tropfen, so sind sie doch in Rücksicht auf uns ein Strom, der hinreichend ist, all' unsere ernste Betrachtung in sich zu verschlingen. Bevor er jedoch uns unvermuthet ereile, habet Acht.

1.

2. Es ist unbezweifelt, daß dem All nicht das Nichts vorausgehen konnte. Denn wenn das Nichts so viele Zeit älter wäre, daß es dem All, wenn auch nur einen Augenblick, vorausgegangen wäre, so wäre gar kein einziges Ding möglich. Denn von wem könnte dieses jemals sein Entstehen, d. h. den Uebergang vom Nichtsein in das Sein erhalten? Gewiß müßte es dasselbe entweder von sich selbst, oder von dem ihm vorausgehenden Nichts bekommen. Aber das Nichts kann das nicht geben, was es nicht hat, ich will sagen, das wirkliche Sein. Und es (das Ding) selber, wenn es in diesem Augenblicke anfängt, zu sein, wie konnte es sich selbst machen, wann es noch nicht war?

3. Du siehst also, man ist zuzugeben gezwungen, daß von Ewigkeit her irgend ein nothwendig existirendes Sein war, welches das Sein dem gab, was dasselbe nicht hatte. Und dieses nothwendig existirende Sein, Vater, Hervorbringer und Schöpfer alles dessen, was außer ihm selbst ist, das heißen wir die erste Ursache, den Urgrund, der von Ewigkeit her allem Erschaffenen vorausgeht.

4. Aber die Gottesläugner sind wie gewisse widerspenstige Thiere, die bei jedem Schritte ein Hinderniß treffen. Und obwohl daher in dem Gesagten ein so klares Licht ihnen scheint, so sträuben sie sich doch, es anzuschauen. Und eher, als diese ewige

Ursache von Allem zuzugeben, von der ich sprach, geben sie entweder unendlich viele Wirkungen und unendlich viele Ursachen zu, ohne daß man je dahin gelange, die erste aufzufinden; oder sie fallen in andere Ungereimtheiten, die wir dann eine nach der andern als höchst thöricht widerlegen werden. Wenn du daher diesen beizupflichten dich nicht scheuest, so halte nur auch du dich bereit, vom Arme der Vernunft furchtbare Schläge davonzutragen, wie man sie eben den Irrsinnigen zu versetzen pflegt.

II.

5. Um uns nun vor jenen zu verwahren, die der ersten Ungereimtheit gebühren, siehst du nicht, daß, wenn man bei der Angabe der Ursachen in's Unendliche fortgehen wollte, dies nichts anderes hieße, als das menschlich vernünftige Denken von Grund aus zerstören? Vor jeder Vielheit muß man, wie Plato sagt, nothwendig die Einheit voraussetzen: „Vor jeder Vielheit muß man die Einheit setzen;" denn das Eine ist es, was am Ende dem All Gesetze gibt [1]). Wenn die Galeere, trotz der Windstille, sich im Meere bewegt, weil sie von den Rudern bewegt wird; die Ruder, weil sie von den Galeerensklaven bewegt werden; die Galeerensklaven, weil sie von dem Aufseher bewegt werden; der Aufseher, weil er vom Capitän, der Capitän, weil er vom Admiral, der Admiral, weil er vom König bewegt wird: so muß man doch einmal zu jenem ersten Eins kommen, von dem es herrührt, daß diese Galeere von so vielen in Bewegung gesetzt wird; sonst würde sie noch müßig im Arsenale stehen. Du siehst also, daß man dieser Menge von untergeordneten Bewegern nothwendig einen Unterordner geben müsse, von dem alle, wie die Werkzeuge vom Künstler abhängen. Nun, was bei dieser Vielheit der Fall ist, das gilt auch bei jeder andern, die du auf unserer Welt dir denken kannst, wo nichts stetig, wo Alles in Bewegung ist. Man muß einer jeden den ersten Beweger geben, der in seinem Wirken von keinem andern bewegt wird; und folglich muß man ihn auch mehr noch der ganzen Gesammtmenge der Geschöpfe

---

1) S. Th. 1. p. q. 44. a. 1. in c.; q. 115. a. 3. in corp.; et contra gent. l. 1. c. 18. n. 7.

geben, die, da sie nicht aus bloßen untergeordneten Ursachen bestehen kann, nothwendigerweise eine mit diesen verbundene Hauptursache haben muß. Und das ist die erste Ursache (der Urgrund).

III.

6. In der That, sehen wir nicht täglich mit eigenen Augen mehrere neue Dinge auf die Welt, gleich Schauspielern, die das erste Mal auftreten, auf diese so große Bühne kommen, ihre Rolle zu spielen? So sehen wir z. B. immerfort neue Menschen, die in ununterbrochener Folgenreihe einer von dem andern abstammen. Laß uns nun, wenn dies sich so verhält, in Gedanken immer rückwärts steuernd, gegen die Strömung so vieler Geschlechter von Vater zu Vater hinauffahren, um jeden zu betrachten. Gewiß wird man zu einem ersten Vater kommen müssen, der unmittelbar von dieser ersten so nothwendigen Ursache gebildet worden, die wir Gott nennen; wenn wir nicht, ihn läugnend, sofort auf die größte Unmöglichkeit gerathen wollen, wie, nach dem heiligen Augustin, die wäre, daß eine neue Wirkung sich selbst hervorbringe. Und wenn man zu unendlich vielen von einander erzeugten Menschen seine Zuflucht nehmen wollte, so würde das die Schwierigkeit nicht stillen, sondern dieselbe nur viel schreiender machen. Denn ich frage dich: gibt es unter diesen von dir erwähnten, unendlich vielen Menschen Einen, der die Kraft besitzt, sich selbst zu erzeugen, oder gibt es keinen? Wenn du sagst, es gebe einen, so gibst du die größte Ungereimtheit zu, die wir soeben in ihrer Lächerlichkeit gezeigt haben. Und wenn du es läugnest, so mußt du nothwendigerweise einem jeden von dieser Reihe, in der keiner sich das Sein von selbst geben kann, irgend einen anweisen, der es ihm gebe. Und das ist die erste Ursache, von der Alles abhängt, was nicht von sich selbst entstehen kann.

7. Stelle dir mit der Einbildungskraft eine überaus große Kette vor, deren Ringe in der Luft hängen. Wenn, um sich zu halten, der letzte von ihnen des darauffolgenden bedarf, mit dem er zusammenhängt, und der andere des nächsten, und dieser sofort wieder des nächsten; so wird man wohl zu einem Ringe kommen müssen, der nicht fallen kann, wie die vorhergehenden, sondern

von einer unsichtbaren Hand gehalten wird, daß er nicht weicht: sonst wird die ganze von solchen Ringen zusammengesetzte Kette auf die Erde fallen. Und es nützt nichts, daß die Zahl dieser Ringe unendlich sei, und daß darum bei ihnen die Voraussetzung, zu einem ersten zu gelangen, sich nicht erwahre; denn, wenn ihre Zahl unendlich ist, was liegt daran? Je mehr man den Ringen an Zahl beifügt, desto mehr erwächst der Kette an Gewicht, und nicht an Festigkeit; indem es unfehlbar gewiß bleibt, daß doch unter allen Ringen sich keiner findet, der nicht fallen müßte: und dies reicht hin, alle fallen zu machen, wofern Niemand sie hält. Auf die nämliche Weise bilde dir also immer mehr und mehr Menschen ein, so viel dir beliebt. Wenn jeder, um zu sein, eines andern bedarf, der ihm Vater sey, so wird man doch einen Anfang festsetzen müssen, der einer so großen Verkettung Festigkeit gebe, und nicht ebenfalls ein den übrigen ähnlicher Ring sei, nämlich nicht auch eines andern als Vater bedürfe, sondern von sich selbst bestehe, und andere halten könne, ohne selbst gehalten zu sein; oder, um klarer zu sprechen, andere hervorbringen könne, ohne hervorgebracht zu sein; worin am Ende das Gottsein besteht.

Und was ich von jedem einzelnen Menschen sagte, der in jener endlosen Reihe von Erzeugten und Erzeugenden begriffen ist, das kannst du auch von der ganzen Reihe als Vielheit zusammengenommen sagen. So wie keiner von ihren einzelnen Menschen von sich selbst sein konnte, so auch die Reihe nicht; da zuletzt die Reihe (mag man sie nehmen wie man will) weiter aus nichts anderem besteht, als aus all jenen Söhnen und Vätern, die wir in derselben in gerader Linie überschaut haben. Und somit ist die Endlosigkeit der wirkenden Ursachen gänzlich und schlagend widerlegt, als ganz sinnlos, wofern man die erste davon ausschließt.

IV.

8. Und weil ich bisher blos von jenen Ursachen geredet habe, die mehr zu unserm Fall sich eignen, so sollst du deßhalb nicht glauben, daß das von diesen Gesagte nur bei ihnen allein eintreffe. Es gilt von allen. Und wehe uns! wenn man bei Angabe derselben allemal in's Unendliche gehen müßte: was würden wir irgend wissen? Das wahre Wissen heißt d a s wissen,

was man in seinen Ursachen erkennt: „Die Sache durch die Ursache wissen," wie Aristoteles sagt [1]). Darin besteht das Wissen in der Malerei, das Wissen in der Musik, das Wissen in der Nautik, das Wissen in dem Ackerbau. Wer daher die Ursachen nicht weiß, warum man in einer Kunst mehr auf eine Weise als auf eine andere verfahren soll, der weiß nichts davon. Wer aber könnte alle Ursachen einzeln durchgehen, um die ihm erwünschte Kunst zu erlernen, wenn sie kein Ende hätten?

9. Wenn daher von der Endursache die Rede ist, so ist ein Ende und Ziel erforderlich. Denn wenn jener Jüngling die Bewegung auf die Gesundheit bezieht, die Gesundheit auf das Studieren, das Studieren auf die Wissenschaft, die Wissenschaft auf das Doktorat, das Doktorat auf die einträglichste Lehrkanzel, so muß man zu einem Ende gelangen, worin die Absicht des Handelnden ihren Ruhepunkt findet: sonst würde ohne ein solches Ende, das wie ein vorgestecktes Ziel dienen soll, Niemand von den Schranken aus den Lauf beginnen.

10. Ist die Rede von materieller Ursache, so ist wieder ein Ende erforderlich. Denn wenn die Statue von Stuckmasse *) gemacht ist, die Stuckmasse von Papier, das Papier von Lumpen, die Lumpen aus Leinwand geworden, die Leinwand aus Flachs gewoben ist, so muß man endlich auf einen gewissen Stoff hinauskommen, wo man zuletzt stehen bleibt, sonst wüßte man nie, aus welchem Stoffe man irgend eine Statue zu machen hätte.

11. Und ebenso, wenn die Rede ist von der formellen Ursache (jene nämlich, von der man die Begriffsbestimmung der Sache hernimmt), so ist gleichfalls, wie bei den andern, ein Ende nothwendig anzunehmen. Wenn man daher sagt, der Mensch ist ein vernünftiges Thier, das Thier ist ein sinnlich lebendes Wesen, das lebende Wesen ist, was in irgend einer Weise von selbst zu handeln fähig ist; so muß man ebenfalls auf ein letztes, das Wesen des Menschen bestimmendes Ding kommen, bei dem man stehen bleiben muß: sonst könnte man von Keinem nachweisen, was

---

1) 2. Metaph. 5.

*) Dieser Masse, im Italienischen Stucco genannt, bedienten sich einstens die Bildhauer anstatt des Gypses. Anm. d. Uebers.

er ist, da man von Keinem eine Begriffsbestimmung geben könnte.

12. Wenn nun in allen übrigen erdenkbaren Gattungen von Ursachen jene erste erforderlich ist, die gleichsam das Werk in Bewegung setzt; wie ist es möglich, daß sie nicht auch bei der hier in Rede stehenden Art, nämlich bei der Gattung der wirkenden Ursachen, von welcher alle andern abhängen, erforderlich sei? Sobald man die wirkende Ursache eines Dinges, wie eines Pallastes, eines Tuches, eines Gemäldes aufhebt, so findet sich auch nimmer weder die Endursache, wofür man es macht, noch die materielle, woraus das Gemachte besteht, noch die formelle. Und darum siehst du, wie Alles sich vereinigt, um dich schnurgerade zu Gott zu führen, welcher von Allem die erste und oberste Ursache ist, und wie Alles zugleich den Unsinn derjenigen verdammt, die lieber in's Unendliche fortgehen wollen, um sich so zu versichern, nie Etwas finden zu müssen; und dies ist das Ziel, nach dem die Gottesläugner trachten, besonders, wenn es zur Reise nach Jenseits kömmt.

V.

13. Wenn du aber, von so vielen Seiten gezwungen, diese Ursache zuzugeben, mir etwa mit Plinius sagen wirst, daß diese die Welt sei, so kommen wir auf eine andere, ebenso lächerliche Ungereimtheit, auf welche geradezu diejenigen stoßen, welche der ersten, als einer doch zu ungeheuren Klippe, ausweichen wollen; und zwar damit, daß sie behaupten, die Welt sei nicht erschaffen, sondern sei von sich selbst, und sei von Ewigkeit her von sich selbst gewesen. Wollen wir daher sehen, wie weit sie von der Wahrheit entfernt sind.

Fünftes Kapitel.

Die Welt kann nicht von sich selbst sein.

1. Wenn man die Rose pflücken will, muß man immer mit solcher Geschicklichkeit verfahren, daß man sich nicht zugleich die

Hand unter tausend widrigen Dörnern steche, welche die Rose umgeben. Da man nun, um die in diesem Hauptstücke zu erforschenden Wahrheiten zu finden, nicht vollkommen alle jene scholastischen Streitigkeiten vermeiden kann, welche gerade die dornigsten sind, so wollen wir sie wenigstens auf eine Weise zu behandeln suchen, daß sie uns nicht stechen, wie sie uns vielleicht im vorhergehenden Kapitel werden gestochen haben.

I.

2. Sage mir also (bevor wir der Welt einen Stoß versetzen, und sie mittelst kräftiger Vernunftgründe von jenem Throne herabwerfen, auf den sie, als höchste Gottheit, von ihren thörichten Anbetern gestellt worden): wer hat dir gesagt, daß die Welt keinen Anfang habe? Unter jene dialektische Probleme, über welche man nach der einen wie nach der andern Seite hin mit Wahrscheinlichkeit streiten kann, stellte Aristoteles auch dieses: ob die Welt ewig sei, oder nicht [1]). Und obgleich er sie für ewig zu halten schien, so hat er doch dort, wo er eigens davon handelte, zwar wohl gezeigt, daß jene Wege, welche die alten Philosophen eingeschlagen hatten, um der Welt einen Anfang zuzuschreiben, nicht haltbar seien; aber selbst keine haltbaren entdeckt, um ihr denselben abzusprechen [2]). Vielmehr bekannte er überall, daß die allgemeine Meinung der Menschen der Hervorbringung der Welt in der Zeit günstig sei: „Alle lassen die Welt entstehen" [3]), ein Beweis, daß sie dem Urtheile der Vernunft weit mehr entspricht.

3. Und in der That: wie große Gewalt mußt du dir nicht anthun, um zu glauben, daß die Welt keinen Anfang habe? Wenn sie ewig wäre, so scheint es doch, daß sie nicht so viele Jahrhunderte hätte zögern sollen, sich gelehrt zu machen. Die Araber rühmen sich, unter allen Völkern zuerst die Bewegung der Gestirne beobachtet zu haben; die Aegypter zuerst die Arzneikunst gelehrt zu haben; die Griechen zuerst die Schifffahrt betrieben zu haben; die Phönizier zuerst die Handelschaft eingeführt zu haben [4]). Und

---

1) L. 1. Top. c. 9. 2) S. Th. 1. p. q. 46. a. 1. in c.
3) De coelo l. 1. text. 102. 4) V. Polid. Virg.

die uns minder fernen Zeiten — haben sie uns nicht den Gebrauch der Magnetnadel, der Flinten, der Kanonen und der Buchdruckerei gelehrt, die durch lange Zeit unsern Vorfahrern so unbekannt waren? „Die Natur verräth ihre Geheimnisse nicht alle auf einmal," sagte Seneka [1]). Wäre nun die Welt ewig gewesen, so würde doch in den Menschen auch ein ewiges Studium und eine ewige Erfahrung vorhergegangen sein. Wie kann man daher glauben, daß eine Ewigkeit nicht hingereicht hätte, jene Künste zu erfinden, wozu ein Zeitraum von sechstausend Jahren genügt hat? Ist die Welt etwa immer ein Kind gewesen, und erst seit wenigen Jahrhunderten zum Alter der Reife gelangt?

II.

4. Du wirst vielleicht sagen, daß all' diese Künste zu gewisser Zeit in der Welt blühten, aber nach und nach so in Abnahme geriethen, daß man auch die Kenntniß davon verlor. Sei dem so, wie du sagst. Wie aber kam es, daß nicht wenigstens davon die Erinnerung zurückblieb? Das ist es, was man ohne Mühe nicht glauben kann. Denn welche Feile können wir in der Natur uns vorstellen, die je in den Geistern jede Spur von dem auszutilgen vermochte, was dem menschlichen Geschlechte so nützlich war? Wir sehen, daß die Menschen im Herzen ein unersättliches Verlangen nach Ruhm tragen. Deßhalb prahlen nicht nur die berühmtesten, sondern auch die unansehnlichsten Länder mit Dem, was bei ihnen als etwas Besonderes im Ruf steht, und pflegen entweder durch Gemälde, oder durch gestochene Arbeit, durch Inschriften, oder durch Bücher, oder wenigstens durch das lebendige Wort der Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn das zu übertragen, was durch sie Merkwürdiges erfunden wurde. Und doch haben wir kein Denkmal von dieser Ewigkeit, in deren Besitz irgend eine auch noch so berühmte Kunst gewesen wäre; und die ältesten Zeiten haben den neuern nie eine Kunde von jenen Wissenschaften überliefert, deren wir sie stets bar geglaubt haben. Der älteste Geschichtschreiber, von dem das Gerücht Erwähnung macht, war Berosus von Chaldäa [2]). Und doch wußte er seine Erzählungen mit nichts anderem zu beginnen,

1) Nat. q. l. ult.

2) Jos. contra Apionem l. 1.

als mit der so bekannten Sündfluth des Noe. Und die ältesten Gedichte besingen entweder den Fall von Troja oder den von Theben, welche Städte ihre große Berühmtheit nicht so sehr ihrem Untergange, als ihrer Entstehung verdanken [1]). Wenn also die Welt so alt ist, daß sie sogar ewig ist, warum sind ihre Schriftsteller so jung?

5. Ich weiß, daß du hier deine Zuflucht zu den wiederholten Ueberschwemmungen nehmen wirst, welche von Zeit zu Zeit die Erde unter Wasser gesetzt, und mit dem Leben der Menschen auch die Erinnerung an ihre schönsten Unternehmungen vertilgt haben. Allein diese Ausflucht ist etwas rein Willkürliches. In der Natur ist diese ungeheure Kraft nicht, die Gewässer so über alle Berge hinaufzutreiben, daß sie die ganze Erde überschwemmten: denn sie hat keine anderen Brunnen, woraus sie das Wasser schöpfen könnte, das sie dann auf die Erde und auf das Meer herabgießt, als eben den Schooß der Erde und des Meeres, auf die sie es gießt: und darum war die ebenerwähnte allgemeine Ueberschwemmung zu Noe's Zeiten durch die Macht der entrüsteten Gerechtigkeit Gottes hervorgebracht, und nicht durch Verbindung regnerischer Gestirne, die damals etwa im Laufe waren; da diese wohl eine theilweise Ueberschwemmung hervorbringen können, wie jene war, die unter Deukalion ganz Thessalien unter Wasser setzte, nicht aber [wie Aristoteles zeigte [2])] eine allgemeine hervorzubringen vermögen.

6. Ueberdies frage ich dich noch: entweder nehmen wir an, daß durch diese Ueberschwemmungen, die sich so oft wiederholten, als die Sterne an einem bestimmten Punkte zusammentrafen, immer alle Menschen zu Grunde gingen, oder daß irgend einer davon kam: wenn irgend einer entrann, warum hinterließ er seinen Nachkommen nicht die so denkwürdige Nachricht von dem Untergange der Welt, gleichwie derjenige, der bei der Niederlage eines berühmten Heeres, das in Stücke gehauen worden, durch einen äußerst glücklichen Zufall sich rettete, Andern davon die traurige Kunde bringt, und im allgemeinen Unglücke als desto glücklicher zu erscheinen wünscht, je einziger er war? Nimmt man aber an, daß alle Lebenden dem Tode verfielen, wer hat sie dann fürder von Neuem erzeugt?

---

1) Lucret. l. 5. 2) L. 1. Meteor.

wer sie gesäugt, wer sie erzogen, wer sie mit dem nöthigen Unterhalte in diesen ersten Jahren versorgt? wer hat sie gut und glücklich leben gelehrt, was Niemand weiß, wenn er es nicht lernt? Nach der theilweisen Ueberschwemmung unter Ogiges, die Attika verheerte, wissen wir, daß es zweihundert Jahre anstand, bis dieses Land wieder bewohnt wurde [1]). Welchen Schaden hätten also der Welt diese wiederholten so allgemeinen Ueberschwemmungen verursacht, wofern es nicht Fabeln wären? Wenn nach jener des Noe die Erde in kurzer Zeit von seinen in der Arche geretteten Söhnen wieder bewohnt werden konnte, so sagen wir, daß dieses kraft jenes wunderbaren Windes geschah, den Gott ganz außerordentlicher Weise über dieselbe wehen ließ, um sie zu trocknen. Welches Wunders aber kann sich auch derjenige rühmen, der Gott läugnet? Die Natur kann wohl bisweilen unter ihrer Kraft wirken, indem sie Mißgeburten hervorbringt; aber über ihre Kraft kann sie nie etwas thun: so sehr ist sie an und für sich selbst beschränkt.

III.

7. Eher also will ich aus jenen kleinen, aber der Wahrheit gemäß berichteten Ueberschwemmungen, die sich auf der Welt öfters ereignen, nach dem Beispiele mehrerer gelehrten Männer, den entgegengesetzten Schluß ziehen und dir beweisen, daß sie in der Zeit gemacht ist. Wir sehen einerseits in der Natur eine Ursache, die nach und nach die Berge stets verkleinert [2]). Und diese ist der stürmische Regen, der von ihren Spitzen herabstürzt, immer trübe und immer sandig, wegen der Mischung von jenem Erdreiche, das er, gleichsam wie gestohlenes Gut, mit sich in die Thäler herabträgt. Und andererseits sehen wir in derselben Natur keine Ursache, welche den nöthigen Ersatz machte, und das herabgefallene Erdreich wieder auf dieselben Spitzen hinauftrüge und dort absetzte. Also sind die Berge nicht von Ewigkeit her gewesen; sonst wären sie zu dieser Stunde unzählige Mal schon nicht blos niederer gemacht, sondern ganz eingeebnet. Darum müssen die Gottesläugner nothgedrungen entweder bekennen, daß die Welt in der Zeit gemacht sei, wie ich

1) Peret. in Gen. t. 2 l. 12. disp. 14.

2) Cabeus l. 1. Meteor. text. 72.

sagte; oder wenn sie mit Halsstarrigkeit darauf bestehen wollen, daß sie ewig sei, müssen sie eine Ursache auffinden, die im Wirken stärker sei, als die Natur, und die von Zeit zu Zeit diese großen Gebirgsmassen, welche durch die Länge der Zeit dem Boden gleichgemacht wären, wieder erhöht habe. Daß hiebei Einige ihre Zuflucht zu den Erdbeben nehmen, um sich vor dem Schlage dieses so starken Vernunftbeweises zu schützen, damit reichen sie nicht aus; denn obgleich die Erde bisher schon von so vielen Erdbeben mit furchtbarer Gewalt erschüttert worden, so wissen wir wohl, daß viele Städte versunken sind, aber nicht, daß sich auch nur ein kleiner Hügel erhoben habe, viel weniger denn ein unerschütterlicher Wall von Gebirgen, wie jene der Apenninen und der Alpen sind. Und wenn dem so ist, so beweisen die vielen nicht fabelhaften, sondern als gewiß bekannten Regenströme, die auf die Welt sich ergoßen, daß diese zugleich mit der Zeit entstanden sei, und folglich einen Urheber gehabt habe, der sie aus Nichts hervorgezogen.

IV.

8. Indem ich dann auch vom Allgemeinen mehr zum Besondern übergehe, muß ich dich fragen, was du unter Welt verstehst, wann du mir sagst, daß sie ewig war? Verstehst du darunter die Generationen der Menschen? Gewiß nicht, denn wie wir gesehen, mußten diese nothwendig einen Anfang nehmen. Und darum kannst du auch unter Welt nicht die Generationen der Thiere verstehen, die auf dieselbe Weise geboren werden. Du mußt dich also darauf beschränken, unter Welt nicht die Bewohner, sondern blos die Wohnung zu verstehen, das ist den Himmelskreis, der ihr zum Gewölbe dient, und den Erdkreis, der gleichsam ihren Boden bildet, umgeben von Wasser und auf dem Festlande geschmückt mit Pflanzen, mit Steinen, mit Metallen, und mit so vielen verschiedenen Körpern gemischter Art, die ihn wunderbar verschönern.

9. Doch sachte ein wenig; denn es gilt allen Weisen als höchst klar und gewiß, daß das Weltgebäude einzig um des Menschen willen gemacht ist, der, wenn man es wohl erwägt, einen unvergleichlich größern Nutzen daraus zieht, als jedes andere lebende Wesen, indem er sich aller Geschöpfe entweder zur Speise oder zum Schutze, oder zur Unterhaltung, oder zur Arznei, oder wenig-

stens zu dem bedient, was ihm allein eigen ist, nämlich zur Erlangung von Wissenschaft. Wozu hätte also ein so großes Gebäude gedient, wenn unzählige Jahrhunderte vorausgegangen wären, bis man in dasselbe, wie in ein leeres Haus jenen edlen Bewohner eingeführt hätte, für den es gemacht ist? Sollte man vielleicht einen so großen Pallast den Thieren allein lassen? Aber für's erste darfst du mir von diesen keine Erwähnung mehr machen: sonst würde ich dich von Neuem fragen, wie die Thiere durch fortgesetzte Zeugungen von Ewigkeit her entstanden seien, wenn du annimmst, daß keine erste Ursache vorhanden sei? Ferner frage ich: wie konnte die Natur sie so zärtlich lieben, da sie einer wahren Freundschaft nicht fähig sind, die in der gegenseitigen Uebereinstimmung der Gemüther und in dem Austausche der verborgenen Gedanken besteht, was nur vernünftigen Geschöpfen möglich ist? Und dann, wie viele schöne Werke wären ohne den Menschen durch eine Ewigkeit unnütz gewesen? Wozu eine solche Mannigfaltigkeit der feinsten Wohlgerüche hervorbringen, wenn kein Geschöpf da war, das sich ihres Genusses erfreute? Die Thiere bekümmern sich um keinen andern Geruch, als einzig um den, der sie zu ihrer zweifachen höchsten Lust führt, welche in ihrer Nahrung und Fortpflanzung besteht. Wozu die Harmonie so vieler Singvögel, wenn keine Ohren da waren, die darauf horchten? Wozu das ausgebreitete Bild der Wälder, der Wiesen, der Ebenen, der Berge, und was noch mehr ist, so vieler Sterne, die das Firmament schmücken, wenn durch eine ganze Ewigkeit kein Auge da war, sie zu bewundern? Und abgesehen davon würde die oben gebrachte Beweisführung von Neuem wiederkehren. Wer machte zuerst die Menschen auf dieser Bühne erscheinen, nachdem sie durch eine ganze Ewigkeit (wenn wir so sie nennen wollen) leer gestanden? Kamen sie vielleicht aus dem Boden heraus, wie die Schwämme herauskommen; oder entstanden sie aus dem Staube, wie die Kröten und Unken, wenn es doch wahr ist, daß selbst die Unken und die Kröten keinen bessern Ursprung haben? Ein seltsamer Verstand muß daher der deinige sein, wenn du weniger Schwierigkeit findest, die Welt als ewig anzunehmen unter so vielen Ungereimtheiten, die du verschlingen mußt, als ob du ein Strauß wärest, als du finden würdest, wenn du sie ohne weiters als in der Zeit gemacht

annähmest, nämlich zu der Zeit, da es dem höchsten Baumeister sie zu bauen am gefälligsten war.

V.

10. Und das sei gesagt, blos um die Wahrheit recht überschwänglich darzustellen. Uebrigens, was brauche ich über diesen Punkt mit dir lange zu streiten, als ob davon Alles abhinge? Es gelte für zugegeben, was nicht nur in der That nicht wahr ist, sondern was nach meiner Ansicht auch nicht einmal möglich ist, daß nämlich die Welt ohne Anfang sei: haben deßhalb die Gottesläugner ihre Sache gewonnen? Ich lasse darüber dich urtheilen.

11. Sie möchten, wenn sie könnten, uns dadurch irre führen, daß sie uns, wie Totilas that, einen Schildknappen als König verkleidet vorstellen. Allein wie sehr täuschen sie sich! Auch wir werden der Welt sagen, was jenem Knappen der große Benedikt sagte, daß er den Goldschmuck und den Purpur, der ihm nicht gehörte, von den Schultern lege: **Depone, fili, depone quod geris; nam tuum non est.** Ein Maskenkleid ist der eitle Prunk von Göttlichkeit, mit dem diese Bösen dich umgeben; und dein Kopf, so aufgeblasen er auch sein mag, ist doch viel zu klein für die weite Krone, die sie dir, als einer Gottheit, anbieten: „Billig ist es, daß man die Welt für eine ewige, unermeßliche Gottheit hält, die weder entstanden ist, noch jemals zu Grunde gehen wird" [1]). Das waren Tollheiten einer wahnsinnigen, und nicht einer vernünftigen Philosophie. Wir werden das klar sehen, wenn wir der Welt, als unächter Gottheit, Stück für Stück ihren erborgten Schmuck abziehen.

12. Das All, welches dem menschlichen Blicke sichtbar ist, kann man in zwei Gattungen von Dingen eintheilen. Einige sind verweslich, und diese entstehen und vergehen wieder jedesmal; andere sind unverweslich und dauern immer. Was nun die verweslichen betrifft, so ist es unbezweifelt, daß sie ihren Entstehungsgrund haben, und sich nicht selber die Quelle all' ihres Seins sind, da sie es auswärtig suchen müssen, indem sie ihr Leben dem Tode Anderer verdanken: „Die Verwesung eines Dinges ist die

---

1) Pl. l. 2. c. 1.

Zeugung eines andern.“ Es bleibt also die Vermuthung übrig, daß wahrscheinlicher die unverweslichen, d. i. die Himmelskörper, die Elemente, etwa auf eine solche Ehre Anspruch machen können. Doch nein: ganz das Gegentheil trifft ein: diese haben noch weniger Anspruch darauf zu machen. Denn wer kann sich je überzeugen, daß die Elemente, oder daß die Himmelskörper, die auf der untersten Stufe des Seins stehen, die ganz körperlich und, was noch schlimmer, ganz leblos sind, in sich ein so großes Gut besitzen können, wie das ist: ihr Dasein keinem Andern außer sich verdanken zu dürfen, was so viel ist, als das höchste Gut sein? Die Sonne, die im Himmel wie eine Königin auf ihrem erhabenen Throne sitzt, ist nichts desto weniger unvollkommener als eine Ameise: und dieses so geringe Thierchen, wenn es zu wählen fähig wäre, würde so vielen Verstand haben, sein armes Loos mit dem jenes Himmelskörpers nicht zu vertauschen; und würde mit Recht auf die Fähigkeit, ihr Gut zu fühlen und zu genießen, einen höhern Werth legen, als auf das Gold, das die Natur so freigebig dem umfangreichen, aber leblosen Sonnenkörper in den Schooß geschüttet. Wenn daher die Ameise, die einen vollkommeneren Grad des Seins besitzt, als die Sonne nicht von sich selbst sein kann, so wird es viel minder die Sonne sein können, die einen so hohen Grad nicht erreicht. Und wenn dem so ist, war es nicht Thorheit, sie für Gott ausgeben zu wollen? Zu übel wäre dieser Schatz der Gottheit in einen so tiefen Grund gelegt, wo ihn der Eigenthümer, wegen seiner Blindheit, nie finden könnte: zu schlimm würde die Herrschaft der Dinge einem Könige obliegen, der immer schläft, ja nicht einmal fähig ist, zu erwachen; und die Zügel der Regierung befänden sich zu übel in den Händen eines solchen, der im Glanze so großen Lichtes nicht blos keinen seiner Unterthanen, sondern nicht einmal sich selbst erkennen kann. Und wenn die Sonne nicht der Gott ist, den man sucht, in welch' anderm Himmelskörper wird er dann sein? Im Mars, im Merkur, oder in den Sternen, die, so hoch sie auch am Firmamente stehen mögen, doch am Ende der Sonne weichen müssen?

VI.

13. Doch hab' ich das Beste noch nicht gesagt. Wer von sich selbst ist, der ist, wie derjenige sein muß, der Gott ist, nämlich ganz für sich selbst: und sowie er keine wirkende Ursache seines eigenen Seins hat, so kann er auch keine End-Ursache haben. Denn das Bestimmtsein zu was immer für einem Zwecke beweist klar ein zufällig erlangtes Sein, d. h. ein solches Sein, das von einer höhern Macht entlehnt ist, die diesen Zweck vor Augen hat. Und doch haben alle Himmelskörper, wie sehr wohl bekannt ist, ihren Zweck außer sich; und sind sich nicht selbst Zweck, da sie einerseits unfähig sind, sich des Guten, was an ihnen ist, zu erfreuen, und andererseits unaufhörlich zum Wohle Anderer laufen, ohne sich jemals durch ihre Bewegungen mehr zu vervollkommnen, und ohne einen Tropfen von dem Nutzen oder von dem Vergnügen zu verkosten, das sie ohne Unterlaß auf so viele Geschöpfe ausgießen, die niederer sind als sie, was ihren Wohnplatz, aber nicht, was ihren Werth betrifft.

14. Ferner: wer das Sein von sich selbst hat, muß nothwendigerweise immer gewesen sein, und wenn er immer war, so war er ebenfalls auch vor jedem Gegner, d. i. vor jedem Nichts: weßhalb er auch dasselbe vollkommen überwunden hat und es ewig von sich ferne hält. Wenn er aber so beschaffen ist, wie kann er irgend eine Art von Unvollkommenheit in sich enthalten? Wer von sich selbst das größere Nichts, nämlich das dem Sein entgegengesetzt ist, überwunden hat, der muß noch mehr das kleinere überwunden haben, das dem bloßen Wohl-Sein entgegengesetzt ist. Daher ist es nicht begreiflich, wie derjenige, der von keinem Andern hervorgebracht ist, irgendwie in einem seiner Vorzüge beschränkt sei, da es nicht möglich scheint, daß Jemand sich Ursache sei, sich selbst zu beschränken. Wer das Sein von einem Andern hat, der ist, so wie es dem Andern am besten behagt, daß er sei; wer es aber von sich selbst hat, der muß es nothwendigerweise so haben, wie es ihm selber am besten taugt, und da er keine andere Nothwendigkeit anerkennt, als sich selbst, so wäre er wohl thöricht, wenn er sich zum See machte, während er Meer sein kann; wenn er sich zum Unterthan machte, während er König sein kann; und wenn

er sich blos so zu sagen einen Streif Gutes aneignete, während er das ganze Stück haben kann, das unendlich ist. „Was von sich selbst ist, ist mit ganzer Fülle das, was es ist," sagt Aristoteles [1]), der hiemit Vieles in Kürze zusammenfaßt.

15. Aus alle dem wird es nun mehr als gewiß, daß die Himmelskörper und die unverweslichen Dinge von der göttlichen Natur unendlich weit entfernt sind; daher kann man diese fabelhafte Gottheit der Welt nie für Gott anerkennen, ohne die ganze Welt vollständig zu verkehren, d. h. ohne den ersten Werkmeister von seinem Throne herabzuwerfen, um anstatt seiner eine todte Statue darauf zu setzen, die so verschieden von ihm ist, daß sie nicht einmal das Bild seiner äußern Formen wiedergibt. Es kann also die Welt wohl das Königreich sein, aber nicht der König; und wenn wir auf das erste Gleichniß zurückkommen wollen, so kann sie wohl der als erhabener Fürst verkleidete Diener, nicht aber der Fürst sein. Und darum wollen wir nochmals ihr einstimmig zurufen: Lege ab, lege ab, was du trägst; denn es gehört nicht dir; denn schon das bloße Licht der Vernunft leistet so viel Dienst, daß wir einen vermummten Gott von einem wahren zu unterscheiden wissen.

16. Freilich ist es nicht unmöglich, daß du unter diesem eingebildeten Gotte der Welt das sichtbare, aber von einem unsichtbaren belebenden Geiste beseelte All verstehst. Und wenn dem so ist, was kann ich dir dann sagen, als daß du aus einem Gottesläugner ein Abgötter wirst, indem du die Irrthümer wechselst, um sie nicht abzulegen? Aber Dank dem Himmel, daß du wenigstens nicht mehr die Sinne zu einzigen Zeugen der Wahrheit nimmst, und dich entschließest, einen, obwohl von dir nie gesehenen, Geist zu bekennen, der da gegenwärtig ist. Wer weiß, ob nicht, wie das hinzukommende Fieber schon manchmal jene bösen Säfte verzehrt hat, welche den Schwindel erzeugten, eben so auch dieser neue Irrthum dir den Verstand von dem so unbeständigen Wanken heile.

17. Unter den Abgöttern also meinte, nach dem Zeugnisse des heiligen Augustin [2]), Varo mit andern minder Thörichten, daß

1) Ens a se, est ipsum omne. De gen. Anim. c. 1.

2) De Civ. Dei l. 4. c. 31.; et l. 7. c. 6.

Gott die Seele dieses Alls sei, das wir Welt nennen; und daß daher jedem seiner Theile, als etwas Göttlichem, Opfer, Anbetungen, Altäre und unsre Bitten geziemten. Doch ist es eine leichte Mühe, diese so fabelhafte Gotteslehre zu widerlegen. Denn wenn wir unter Gott eine höchste, in jeder Beziehung vollkommene Ursache verstehen müssen, so ist es offenbar, daß er das Sein nur auf die edelste Weise, die es gibt, d. h. nur in sich selbst und nicht in Andern haben kann. Dann: wozu braucht er sich mit der Welt zu vereinigen? Vielleicht um in der Welt zu wirken, oder zu machen, daß gewirkt werde? Nicht um zu wirken, da er von der Materie keinen Vortheil ziehen kann, sondern vielmehr die Eigenschaft hat, Alles, was er will, aus sich selbst allein zu machen, mit gänzlichem Ausschlusse jeder andern, auch nach Art eines Werkzeuges dienenden Ursache. Nicht um zu machen, daß gewirkt werde, da er zu diesem Behufe nicht nöthig hat, mit den Dingen, wie ein Theil eines zusammengesetzten Körpers, vereinigt zu sein: genug, daß er ihr Urheber ist. Ja, da er aus sich allein Alles ist, so liegt es außer dem Gebiete der Möglichkeit, daß er ein Theil sei, oder jemals einer werde [1]).

18. Doch sei davon genug gesagt; denn die Welt ist nunmehr so weise geworden, daß sie sich schämt, diese alten Thorheiten von ihr wieder erwähnen zu hören, obwohl es zu ihrem Besten geschieht.

Sechstes Kapitel.

Die Welt war nicht Werk des Zufalls, und konnte es auch nicht sein.

1. Je einfältiger die Thiere in die Schlingen gehen, desto ausdauernder wollen sie dieselben zerreißen, nachdem sie hinein gerathen sind. Doch bewirken sie dadurch nichts anderes, als daß sie dieselben, ohne es zu merken, nur immer mehr zusammenziehen.

---

1) S. Th. contr. gentes l. 1. c. 18 et 25.

Sehet, ob es nicht ebenso auch den Gotteslängnern ergehe. Sie fallen in ungeheure Irrthümer, und während sie sich herauswinden wollen, verstricken sie sich immer mehr, und werden eben deßhalb von größern Schwierigkeiten umstrickt, weil sie den kleinern entgehen wollen. Da sie also einsehen, sie könnten ohne Thorheit nicht läugnen, daß die Welt gemacht sei, so geben sie das zu, und sagen: Sei sie immerhin gemacht; wer nöthigt uns aber, einen andern Urheber anzuerkennen, als den Zufall? Dabei bleibt es richtig, daß sie ihr Sein nicht vom Nichts hat; es bleibt richtig, daß sie ihr Sein nicht von sich selbst hat; es bleibt aber dabei auch richtig, daß sie es auch keinem Gotte zu verdanken brauche; da der Zufall hinreichend ist, Alles zu machen.

I.

2. Und siehe, (wer würde es glauben!) siehe da zieht, um diesen Blinden bei Glauben zu erhalten, selbst ein Demokrit in's Feld, so närrisch, daß er immer lachte, und nur dann weise, wenn er auch über sich selbst zu lachen kam. Ich beklage mich nicht so fast über ihn, als über diejenigen, die ihm den Titel eines Philosophen gaben, während er nicht einmal den eines Dichters verdiente, indem er nicht nur Unwahrscheinliches, sondern sogar Unmögliches erdichtete. Es stellte sich dieser vor, daß vor dieser Welt, von Ewigkeit her, nichts anderes da gewesen, als eine unzählige Menge von fliegenden Körperchen, aber so klein, daß, ein Tausend von ihnen aufzuhäufen, die winzige Spitze einer Nadel leicht als Platz würde dienen können. Diese Unzahl von Körperchen, ebenso winzig an Umfang, als unvergleichlich an Kraft, ganz nach Zufall bald dahin, bald dorthin durch unendliche Räume herumfliegend, haben endlich nach einer Reihe zahlloser ungeschickter Combinationen das Rechte getroffen, indem alle, zufälligerweise zusammenkommend, um sich in schöner Gestalt zu verbinden, so das staunenswürdige Gebäude aufführten, das wir Welt nennen. Und da siehst du nun als Baustoff eines so großen Kunstwerkes die Atome; als Arbeiter die Bewegung; als Baumeister den Zufall. Es schien dem Aristoteles [1]) eine lächerliche Bemühung, zu beweisen,

1) L. 2. Phys. c. 6 et 9.

daß die Welt nicht ein zufälliges, sondern von der Natur, d. h. von einer in ihren Arbeiten höchst bedächtigen Kunst, beabsichtigtes Werk sei. Daher wäre es schicklicher, den Demokrit so zu behandeln, wie ihn seine Mitbürger behandelten, die, anstatt mit den Antworten der Weltweisen diese Albernheiten zu widerlegen, lieber ihn selbst dem Hippokrates übergaben, daß er ihn mit Nießwurz heilen möchte, wie man die Narren heilt. Da jedoch die Trugbilder oft leidenschaftlichere Liebhaber finden, als deren die Wahrheit findet, so will ich mir, zu deiner Verwahrung, erlauben, die Vernunft so weit herabzuwürdigen, daß sie zur Widerlegung wahnwitzigen Zeuges diene.

II.

3. Sage mir also, wenn du jenem (Wahnwitze) in deinem Herzen Zulaß gewährst: wer machte diese Körperchen, wer schloß sie zusammen, und unter welchem Steine zermalmte man diesen flüchtigen Staub, woraus alle Dinge zusammengesetzt sind? Machten sich vielleicht die Atome von sich selbst? Wenn es so ist, so wirkten sie also ehevor sie waren, und gaben das Sein sich selbst, bevor sie es besaßen. Wurden sie von irgend einer äußern Ursache hervorgebracht? Aber von welcher? Du wirst doch einmal wider deinen Willen diesen höchsten Schöpfer, den Schöpfer nämlich, der selbst nicht erschaffen ist, bekennen, und dich vor seinem Throne niederwerfen müssen, nachdem du ihn so thöricht mit diesen Schleudern von Nebel zu stürzen gesucht.

4. Nein, erwiedert Demokrit, fürchtend, du möchtest dich hier besiegt ergeben: sie sind unerschaffen diese Atome, sie sind ewig und haben von sich selbst alles Sein. Es wird also diesen winzigen Körperchen, die kaum sind, nach dem Urtheile der Gottesläugner der schönste Schmuck gebühren, der die Stirne eines regierenden Gottes krönt, nämlich keine Ursache außer sich zu kennen, und nur sich selbst sein Wesen und Dasein zu verdanken zu haben; was, wie wir gesehen, nicht einmal dem All gebühren kann. Das hieße einen Gott aufheben, um, so zu sagen, eben so viele Götter einzuführen, als Körperchen sind, von denen das Weltgebäude gebildet wird. Ferner: welche Beschäftigung hatten denn durch

alle Ewigkeit diese so glücklichen Atome? Sind sie immer herumgeflogen? Also werden sie schon mehrmals auf dieser großen Schaubühne andere Verbindungen, andere Erscheinungen, andere wunderbare Auftritte gebildet und durch ihre Verschlingung wahrscheinlich andere Welten entstehen gemacht haben, die später in Rauch aufgingen. Haben sie also immer geruht, wie Lahme? Wer setzte sie aber dann zuerst in Bewegung? Welche Trommel, welche Trompete erweckte dieses schlafende Heer? Welcher Wachtmeister stellte es in Reihe und Glied, und welcher Hauptmann führte sie in so schöner Ordnung an? Die Erfahrung zeigt uns, daß die nicht lebenden Körper nur fähig sind, eine einzige Bewegung von selbst hervorzubringen: vom Umkreise zum Mittelpunkte, wenn sie schwer sind, und vom Mittelpunkte zum Umkreise, wenn etwas sie leicht macht. Welcher Beweger war es also, der ihnen so verschiedene Bewegungen eindrückte, ohne die keine solche Mannigfaltigkeit der Werke erzielt werden konnte? Denn da von den Atomen sich keines von dem andern unterscheidet, außer in der Gestalt, so können sie keine so entgegengesetzten Neigungen haben, wie sie haben müßten, um sich in so verschiedenen Mischungen zusammenzuhäufen. Als Basilius, Kaiser des morgenländischen Reiches, in einer Schlacht die Bulgaren besiegt hatte, so beging er an fünfzehntausend Kriegsgefangenen die unerhörte Grausamkeit, daß er ihnen Allen die Augen ausstechen ließ. Doch fügte er zu so großer Grausamkeit die kleine Gnade, daß er jedem hundertsten Manne von ihnen ein Auge ließ, damit er den Andern auf dem Rückwege in ihr Vaterland als Führer dienen könnte [1]). Gewiß nicht so Demokrit und seine Anhänger. Denn viel grausamer noch, als Basilius, geben diese einem so unzähligen Heere von an sich blinden Atomen nicht nur keinen einzigen sehenden Führer bei, der ihnen den Weg zeigte, sondern wollen auch so unendlich vielen Schaaren von Blinden zum Führer einen noch blindern geben, als sie Alle sind: sie wollen ihnen zum Führer den Zufall geben. Siehe daher, was es heißt, ein Atheist sein! Es heißt eine Wahrheit von höchster Schönheit nicht glauben, um unzählige lächerliche Lügen zu glauben. Und wirst du eine so elende Freiheit

1) Tursell. Epit.

schätzen, wie diese haben, — die Freiheit von dem Bande des Glaubens? Wahrhaftig! sie sind frei, ich läugne es nicht; aber frei, wie ein Schiff im Meere, das, wann das Tau gebrochen ist, womit der Anker es festhielt, in den Stürmen sich nichts anderes erwarten darf, als an der ersten Klippe zu scheitern. Laß uns daher sehen, ob die Vernunft hinreichend sei, sie auf bessere Ansicht zu bringen.

III.

5. Aber vor allem Andern müssen wir unter uns festsetzen, was Zufall sei, denn daraus wird man ersehen, ob er jemals der Baumeister des Weltalls sein konnte. Zufall ist nichts anderes, als die von ungefähr sich ergebende Ursache einer Wirkung, welche selten erfolgt; und wann sie erfolgt, so geschieht es immer außer dem Bereiche dessen, was der Handelnde beabsichtigte, oder voraussah [1]). Wir haben ein Beispiel davon in Bereitschaft. Nachdem Avicenna, ein berühmter Arzt, mehrere Jahre hindurch alle ihm bekannten Bücher über metaphysische Speculationen gelesen und wieder gelesen hatte, beschloß er, das Studium dieser Wissenschaft aufzugeben, da es ihm über seine Fassungskraft erhaben schien. Da kam er eines Tages, häuslicher Geschäfte halber, auf den Marktplatz, wo er einen Trödler fand, der alte Bücher um einen sehr geringen Preis verkaufte. Angezogen von solcher Wohlfeilheit, gab Avicenna drei Groschen, und hatte dafür ein ausgezeichnetes Werk, das ihm nicht bekannt war; es war die von Albumasar erläuterte Philosophie. Er las es, und schöpfte daraus so viel Licht, daß er, um ein vortrefflicher Metaphysiker zu werden, keines andern Führers mehr bedurfte [2]). Diese so günstige Begebenheit ist Zufall, weil sie sehr selten ist, da es gewöhnlich nicht zu geschehen pflegt, daß vom Gehen auf den Marktplatz derlei Erwerbungen erfolgen: und sie ist auch deßhalb Zufall, weil sie nicht beabsichtigt ist, da Avicenna nicht auf den Platz ging, um Bücher, sondern um sich etwas zum Mittagessen zu kaufen. Welche von diesen zwei Bedingungen werdet ihr mir nun bei dem Baue und der Einrichtung der Welt vorweisen können, um mir zu zeigen, daß sie vom Zufalle hervor-

---

1) Arist. l. 2. Phys. c. 7.   2) Theat. Ver. vol. 21. l. 5.

gebracht sei? Wir sehen hier nicht eine Wirkung entstehen, zu deren Erlangung die Natur nicht ein geeignetes, und zwar direktes Mittel, angewendet hätte. Und wir sehen hier nicht, daß kraft dieses Mittels jene Wirkung ein- oder zweimal erfolge; wir sehen, daß sie gewöhnlich erfolge. Wenn daher dieses nicht absichtliche Werke sind, welche werden es sein? Wir haben vielmehr auf diesen beiden, von mir so eben angedeuteten Principien, wie auf zwei festen Grundlagen, solche Maschinen gegen den Zufall aufzuführen, daß er vernichtet von seiner Höhe herabstürzen soll. Beginnen wir mit der ersten.

Siebentes Kapitel.

Daraus, daß die Natur die Wirkungen, die sie erlangt, beabsichtigt, erhellt, daß sie nicht nach Zufall wirke.

1. Jeder wahre Künstler betrachtet, nach der Lehre des heiligen Thomas [1]), drei Dinge in seinen Plänen. Er betrachtet den Zweck des Werkes: wie z. B. (wenn er ein Haus zu bauen hat), für wen er es baue. Er betrachtet die Verhältnisse, die zu beobachten sind, nämlich das allgemeine Verhältniß des Werkes zum Zwecke, und das besondere Verhältniß jedes seiner Theile zu den andern. Und endlich betrachtet er, welche die Mittel seien, die diesen Zweck am meisten fördern, und die Hindernisse davon beseitigen; darum bedient er sich der Modelle, der Handlanger, der passendsten Vorrichtungen, die er zu diesem Behufe finden kann. Alle diese Betrachtungen, die der Kunst eigen sind, leuchten aus dem Wirken der Natur auf eine staunenswürdige Weise hervor; und wenn man daher von keinem Künstler, der nach den besagten Regeln verfährt, sagen wird, daß er nach Zufall handle, sondern daß er vielmehr mit größter Umsicht handle; wie wird man es blos von der Natur sagen dürfen? Beobachtet sie dieselben etwa

1) 1. dist. 39. q. 2. a. 1.

nicht immer auf das Herrlichste? Wollen wir es aus dem ersehen, was Jedermann vor Augen hat.

I.

2. Die Natur will, daß die Thiere ohne Unterlaß sich nähren, weil sie nothwendig durch die Nahrung das ersetzen müssen, was die ihnen angeborene Wärme mit ihrer Thätigkeit verzehrte.

3. Und sieh', zu diesem Zwecke erfüllt sie die Erde mit unzähligen Kräutern, mit Getreide, mit Früchten; die Luft mit Geflügel, das Wasser mit Fischen, die Wälder mit Wildpret; damit jedes lebende Wesen daraus, wie aus einer unerschöpflichen Speisekammer, eine seinem Geschmacke angemessene Nahrung beziehe, die es sich sogar unter solchen Dingen auswählt, die dem einen manchmal Gift, dem andern Heilmittel sind.

4. Es ist aber nicht genug, daß Speise vorhanden sei, die Speise muß jenen Gliedern geeignet beigebracht werden, die genährt werden sollen. Und darum ist allen Thieren, ohne Ausnahme, ein Mund gegeben, sie zu verschlucken, ein Gaumen sie zu unterscheiden, Zähne, sie zu zerbeißen, in kleinere Stückchen zu brechen, zu zermalmen; so daß selbst die winzigsten Würmchen im harten Holze ihren Hunger zu stillen finden, und um es zu kauen, ein so starkes Gebiß haben, das selbst dort nicht nachgibt, wo die Sägen zerbrechen.

5. Da aber die erste Verdauung der Speise, welche die Thiere im Munde vornehmen, um den Saft daraus zu ziehen, nicht genügend ist, so muß diese durch den Schlund in den Magen hinabgehen, der in seiner Arbeit wahrhaft wunderbar ist. Denn fände sich da nicht eine angenehme Wärme vor, eine angemessene Gährung, und eine hinreichende Stärke von nervichten und fleischichten Fasern, mit einem guten Futter von innen, das in seinen Häutchen sammetartig rauh und mit winzigen Drüsen versehen ist (damit die zurückgehaltene Speise, je nachdem sie's erfordert, sich erweiche, zerrührt werde, sich auflöse, und in einer neuen, feinen, aus der Vermischung der Speise mit dem Getränke hervorgehenden Masse durch den schiefen Ausgang des rechten Magenmundes bequem in das Gedärm übergehen könne), so würde das, was man gegessen hat, mehr zur Last, als zum Unterhalte dienen.

6. Jedoch, was ist dies im Vergleiche mit dem übrigen Werke,

das zur Ernährung erfordert wird? Sprich mit den Anatomen, und sie werden dir mit ihren eigenthümlichen Ausdrücken sagen, wie viele Säfte es immerhin dazu brauche, die mit wunderbarer Kunst in den Werkstätten der Leber und der Gekrösdrüsen gebraut werden, woraus sie durch ihre zwei Kanäle in den Anfang des Gedärmes fließen, als ein neues Gährungsmittel, das zur Vollendung des Nahrungssaftes höchst nothwendig ist, damit, wann dieser mehr und mehr verdünnt und gleichsam verflüchtigt ist, die nützlichen Theilchen (welches die wahrhaften sind) sich von den unnützen (welche zum Auswurfe gehören) trennen könneu; so daß sie vermittelst des Druckes der darauffliegenden Muskeln, und selbst der Fasern der Eingeweide, nach und nach durch die sehr engen Oeffnungen in die unzähligen Milchkanäle eindringen, die, verbreitet durch das Gekröse, zum Vortheile des Nahrungssaftes durch jene Drüsen gehen, bevor sie ihn in ihrem allgemeinen Behältnisse ausgießen, das man auch das große lymphatische Gefäß nennt. Und nicht genug, sondern sie werden dir noch sagen, wie dort der Nahrungssaft neuerdings aus der Mischung mit einer sehr feinen Lymphe Nutzen ziehe, bis er auf einem erst jüngst entdeckten Wege zur linken Unterschlüsselbeinader aufsteigend, endlich mit dem Blute vermischt, durch die Hohlader in die rechte Herzkammer gelangt, ohne jedoch vollkommen zum Nähren zugelassen zu werden, bevor er nicht ganz durch die Lunge gekreist ist. Sie werden noch beifügen, wie bei den Mündungen der Kanäle, durch die er fließt, an allen Seiten so viele Dämme gegen das Ueberlaufen der Flüssigkeiten angebracht, so viele künstliche Vorkehrungen überall vertheilt, so viele Hemmungen vermieden und so viele Vorsichtsmaaßregeln getroffen seien, daß man zu keinem Ende käme, wenn man sie alle anführen wollte. Meinst du nun, daß die Natur, blos in diesem höchst Wenigen, was ich dir hier gesagt habe, einen Zweck erreiche, der von ihr nicht direkt angestrebt, nicht sogar mit all' den drei vorhergehenden Ueberlegungen, die den wahren Künstler ausmachen, beabsichtigt wäre?

II.

7. Und wenn sie in der bloßen Ernährung der Thiere, welches unter all' ihren Werken das niedrigste ist, so aufmerksam auf den

Zweck, auf die Ordnung, auf die Organe derselben, kurz, auf Alles schaut, so urtheile selbst, was sie in den höheren thue: denn sowie eine Gattung städtischer Bauart, wie die korinthische, oder gemischte, feiner ausgeführt werden muß, als eine bäuerische; so unterläßt auch die Natur nicht, in dem unvergleichlichen Baue eines jeden Thieres ihr Augenmerk auf das zu richten, was mit größerer Sorgfalt ausgebildet werden muß. Sage mir also: was heißt die Dinge mit Absicht machen, wenn das, nach deiner Meinung, sie nach Zufall machen heißt? Sahst du jemals ein so erstaunliches Wunder? Ein Blindgeborner, der nie das Licht in sich selbst, nie in den Farben erblickte, soll den Pinsel in die Hand nehmen, denselben auf Gerathewohl in verschiedene Farben tauchen und damit zugleich zeichnen, und zugleich ein Kunstwerk ausführen, nicht etwa wie jene wunderschöne Mahlzeit der Götter, wodurch sich Raphael gleichsam als Gott der Malerei erwies, sondern auch nur wie eines jener viel geringern, die Cimabue zuerst in Ansehen brachten? Wie ist es daher möglich, daß, wenn man die, wenn auch unförmliche und verkrüppelte Figur eines Thieres nicht ohne Kunst zu Stande bringen kann, man ohne Kunst das lebendige und wirkliche Thier selbst so erstaunlich schön ausarbeiten könne? Man muß wohl ganz außer sich sein, um solche Albernheiten zu glauben. Galenus forderte einst alle Epikuräer heraus, und gab ihnen dazu volle hundert Jahre Zeit, auch nur das kleinste Theilchen des menschlichen Körpers zu verbessern, zu fügen, zu vergrößern, oder irgend etwas daran zu seinem Vortheile zu verändern; und wofern sie das zu Stande brächten, erbot er sich, ihr Anhänger zu werden, und sogar den Zufall als Baumeister eines so schönen Gebäudes anzuerkennen. Wohlan denn, so stelle auch du eine gleiche Herausforderung an die Atheisten bei jedem andern Werke der Natur, und du wirst sehen, ob sie nicht mehr als beschämt dastehen werden: so unfehlbar ist es, daß sie mit all' ihrem von der Leidenschaft geschärften Verstande in jenen Arbeiten Nichts finden werden, was nicht Beifall und Bewunderung verdiente: so tief ist die Kenntniß des Zweckes, so schön die Anordnung der Theile, und so groß die Klugheit in allen Mitteln, welche die Natur zum beabsichtigten Zwecke anwendet.

III.

8. Es hilft auch gar nichts, seine Zuflucht zu den unendlich möglichen Combinationen jener herumfliegenden Atome zu nehmen, von denen man eine als die Bildnerin unseres gegenwärtigen Universums bezeichnen könne. Eine schwache Stütze für ein so großes und so hinfälliges Gebäude! Denn unter allen Combinationen, die dem Zufalle möglich sind, kann man nie eine solche finden, die einzig dem Verstande möglich sind. Wenn durch unzählige Jahrhunderte alle Buchstaben der holländischen Druckereien in der Luft herumgeflogen wären, so hätte es ihnen nie geglückt, Tasso's befreites Jerusalem zu Stande zu bringen, sondern mit jeder glücklichen Verbindung hätten sie auch Tausende von Fehlern vereinigt; da es nicht geschehen kann, daß der Zufall mit all' seinen möglichen Verwicklungen es jemals dahin bringe, als der zu wirken, der er nicht ist, nämlich als Künstler zu wirken, und nicht als Zufall: so wie es sich nicht ereignen kann, daß alle Vorstellungen eines Pferdes, oder eines Hundes mit unzähligen Verwicklungen, die sie in einer solchen Einbildungskraft machen, es jemals zu einem menschlich-vernünftigen Denken bringen: denn das vernünftige Denken überschreitet alle Gränzen, welche der Weise vorgeschrieben sind, die irgend ein Thierkopf in seinem Wirken befolgt. Das ist das Wesen des Zufalls, daß er eine Ursache ist, welche die Bestimmung hat, auf eine dem Verstande entgegengesetzte Weise, d. i. ohne Zusammenhang und ohne Uebereinstimmung, zu wirken: wenn daher jene Buchstaben (von denen oben die Rede) jemals einen einzigen rechten Vers gebildet hätten, so wäre das ein größeres Glückswunder gewesen, als jenes, das Plutarch von einem gewissen Maler erzählt, der, in Verzweiflung darüber, daß er den Schaum des Pferdes, das er mit dem Zaume im Maule gemalt hatte, nicht naturgetreu auszudrücken vermochte, ihm auf den Zaum den Schwamm warf, um das Gemachte zu verderben, und anstatt es zu verderben, es vervollkommnete. Doch sagte Plutarch, daß dieses in Kunst verwandelte Wunder des Zufalls das einzige sei, das man wisse [1]). Uebrigens aber, so wie es durch ein unzählige Male wiederholtes

1) L. de fortuna: „Hoc unum fortunae artificiosum facinus narratur."

Hinwerfen dieses Schwammes jenem Maler nie gelungen wäre, die Helena von Zeuxis, den Jalisus von Protogenes, den Genius von Parrhasius, den Andimion von Apelles hervorzubringen; sondern es ihm allerhöchstens geglückt hätte, irgend eine andere leichte Zusammenstellung von Farben zu machen, die den zufälligen ähnlich sind; so wären auch jene Buchstaben durch unzählige Zusammenmischungen nie dazu gekommen, ein Heldengedicht zu bilden. Wenn daher jede Zusammensetzung eines lebenden Körpers viel geistreicher und künstlicher ist, als jede Zusammensetzung von, wenn gleich sehr schönen, Versen; wie kann ein Elephant, ein Delphin, ein Adler, ein Mensch, und sogar der ganze so gut geordnete Einklang des Weltalls ein Erzeugniß des Zufalls sein, wenn ein Gedicht in Octavreimen kein Erzeugniß des Zufalls sein kann?

IV.

9. Was verlangst du mehr? Es geht durch Aller Mund, daß die Kunst desto schöner ist, je getreuer sie die Natur nachahmt. Wie ist also die Natur ohne Kunst? Kann derjenige, der copirt, aus dem Vorbilde etwas entnehmen, was nicht darin liegt?

10. Ja, wenn die Kunst so große Verständigkeit und so großen Scharfsinn erfordert, um die Natur nachzuahmen, so muß die Natur an Verständigkeit und Scharfsinn der Kunst um so viel überlegen sein, als der Meister, der die Idee gibt, dem Schüler überlegen ist, der sie erfassen muß. Es ist ein großes Wunder, daß das Licht einer so glänzenden Wahrheit dem Demokrit nicht mit Gewalt in die Augen stach, so fest sie auch in ihm vom Eigensinn niedergeschlagen und geschlossen sein mochten. War doch er gerade jener Demokrit, der, als er einem Bauernknaben, Namens Protagoras, begegnete, welcher auf dem Rücken ein Bündel Holz, das mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit zusammengebunden war, nach Hause trug, zuerst stillschweigend stillestand, um ihn zu beobachten, und dann, nachdem er ihn seine kleine Bürde ganz auflösen und von Neuem zusammenbinden geheißen, den Ausspruch that, daß Protagoras Anlage besitze, ein großer Philosoph zu werden, und es auch errieth. Nun höret, was unglaublich klingt, und doch wahr ist. Demokrit erkennt in einem schöngebundenen Holzbündel den Verstand eines Menschen: und in diesem großen Ganzen des

Weltalls, das so kunstgerecht, so majestätisch, so herrlich ist, erkennt er nur den mit geschlossenen Augen bauenden Zufall! Er getraut sich nicht, zu behaupten, daß eine kleine, mit einiger Zierlichkeit zusammengefügte Holzbürde von einer andern niedrigern Ursache herrühre, als von einem mit Ueberlegung und Gewißheit wirkenden Verstande; und will behaupten, daß dieses große Gebäude der Welt, von dem alle menschlichen Geister nicht einmal die Oberfläche, geschweige denn die Feinheiten und den Grund forschend zu durchdringen vermögen, das Werk eines verworrenen Gewimmels von zufällig im Nichts herumfliegenden Körperchen sei, die sich einander ertappten, wie die Kinder es machen, wenn sie blinde Katz spielen! Wohl hatte Aristoteles [1]) Recht, dieses Gerede das Geschwätz eines Betrunkenen zu nennen, der nichts richtig, sondern Alles verkehrt sieht. Doch sagte er noch zu wenig; denn das heißt in der That nicht unrichtig sehen, es heißt blind sein. Was sagst nun aber du dazu? Scheint dir, daß diejenigen hübsche Dinge glauben, welche es verschmähen, fest zu glauben, daß ein Gott sei? In welchem von beiden Fällen mußt du deinen Verstand tyrannischer behandeln: wenn du ihn verpflichtest, Sätze zu billigen, die der Vernunft so angemessen sind, oder wenn du ihn verpflichtest, Thorheiten zu billigen? Eine Thorheit aber ist die Behauptung: daß die Natur jene Zwecke nicht beabsichtige, wozu sie so viele Mittel in übereinstimmende Thätigkeit setzt. Nun bleibt mir noch zu zeigen übrig, daß sie diese Zwecke nicht blos ein oder das andere Mal erlange, wie der Zufall; sondern daß sie dieselben beständig erreiche. Weil aber das mich zum andern Lehrsatze ruft, der das von Demokrit fälschlich einem Blinden zugeschriebene Gebäude umstürzen soll, so wollen wir uns den Beweis davon auf das nächste Kapitel vorbehalten, da er ein eigenes verdient.

---

1) L. 1. Metaph. c. 4.

Achtes Kapitel.

Aus der Beständigkeit der nämlichen Wirkungen in der Natur erhellt immer mehr, daß sie nicht aus Zufall, sondern aus Absicht kommen.

1. Wenn ein Sonnenstrahl durch irgend ein Luftloch eines Fensterladens eindringt, so wirst du, wenn du ihm ein Papier vorhältst, beobachten, daß er in einer etwas weitern Entfernung von jener Oeffnung nicht mehr die vier- oder achteckichte, die ovale, oder dreieckichte Figur der Oeffnung, durch welche er eindrang, beibehält; sondern indem er immer gleichmäßig sich in die Figur eines Kreises verwandelt, scheint er demjenigen, der die Sprache seines Lichtes wohl versteht, zu sagen: Ich bin ein Sohn der Sonne; von ihr habe ich meine natürliche Abkunft, und zu ihr kehre ich zurück, indem ich ihr diese Ehre erweise, in meiner Kleinheit ein glänzendes Bild ihrer Sphäre darzustellen, die unendlich größer ist, als die meine [1]). Was nun der Strahl in Beziehung auf die Sonne ist, ist ein jedes Geschöpf in Beziehung auf Gott: es kommt von ihm, als seinem Ursprunge, und kehrt zu ihm zurück, indem es ihn jedem nicht ganz blinden Auge zeigt, da es ohne Unterlaß im Kleinen irgend eine ausgezeichnete Eigenschaft seines Schöpfers darstellt; so daß ein Jeder, der es ansieht, veranlaßt ist, sich im Geiste zu dem Schlusse zu erheben: Wenn die Wirkung schon so schön ist, um wie unvergleichlich viel schöner muß erst ihre Ursache sein. Wie würde sich aber dieser Schluß erwahren, wenn die Ordnung, die Harmonie, die vollendete Kunst, die Majestät, die aus allem Erschaffenen hervorleuchtet, keinen andern Ursprung hätte, als ein elendes Gemisch von schlechtweg aneinandergeklammerten Körperchen? Sicherlich stünde da die Wirkung viel höher als die Ursache. Da man aber das nie und in keiner Weise zugeben darf, so muß man nothwendig einem so schönen Weltall eine Ursache anweisen, die über alles Ermessen mit jenem Verstande, mit jener Weisheit begabt ist, die so lebhaft aus dieser Wirkung hervorleuchtet.

---

1) Arist. in Probl. sect. 15. n. 10.

I.

2. Wenn aber Einer von jenen Unverschämten, die, so lange sie die Zunge frei haben zum Widersprechen, sich nie für überwiesen halten, dennoch diese ganz unglaubliche Meinung aufrecht halten wollte, daß nämlich jene unzähligen, kleinen gestaltlosen Körperchen, die wir Atome heißen, es durch unendlich vielfältige Vermengungen unter einander dahin bringen könnten, mitsammen diesen großen Koloß der so wohl eingerichteten Welt zu bilden; so wollen wir ihm selbst etwas so Unmögliches zugeben. Allein was hilft es? Nicht mehr und nicht weniger wird er am Ende doch genöthigt sein zuzugeben, daß, wenn der Zufall einem so schönen Werke die Form geben könnte, er sie ihm doch nicht beständig zu erhalten vermöchte; denn unter allen Eigenschaften des Zufalls ist die vorzüglichste: die Unbeständigkeit und der Wechsel.

3. Und wo wird man finden, daß er immer gleichförmige Erzeugnisse an das Licht bringe? Seine Eigenthümlichkeit besteht vielmehr darin, sie öfter zu verändern, als es Afrika thut, dem es zu wenig scheint, die Sandwüsten mit Mißgeburten anzufüllen, wenn es nicht immer neue hervorbringt. Schaue einem ehrlichen Spieler zu: wenn er die Würfel auf den Tisch fallen läßt, wie es ihnen gefällt, so ist es nicht möglich, daß er bei jedem Wurfe die nämlichen Augen treffe; sondern es wechselt immer, so daß, wenn er ohne Unterbrechung stets drei Sechse haben würde, nicht zu zweifeln wäre, daß in diesem Spiele Betrug unterlaufe. Man würde dem Spieler den Gewinn als ungerecht streitig machen, und vor den Richtern würde es für ausgemacht gelten, daß jene Würfel von ihm mit unredlicher Kunst, und nicht glattweg seien geworfen worden. Daher bleibt in der Geschichte [1]) immer sehr merkwürdig die Verwegenheit jenes Soldaten, der, als er mit mehrern seiner flüchtigen Kameraden unter dem aufgerichteten Galgen würfeln mußte, gleich anfangs einen so vortheilhaften Wurf machte, daß er dem Tode entrann. Dennoch ließ sich der Unsinnige verleiten, ihn um wenige Goldstücke seinem Nachbar zu verkaufen. Er kehrte das zweite Mal zum verhängnißvollen Spiele, und es glückte ihm,

1) Fam. de Bell. Belg. Dec. 2. Icon. anim. c. 4.

den nämlichen Wurf zu machen; weßhalb er, vom Glücke berauscht, kein Bedenken trug, ihn neuerdings zu verkaufen, bis er beim dritten Male einen sehr schlechten Wurf machte, und es mit seinem Leben büßte, dessen er sich so wenig werth gezeigt hatte. Es meinte der Thor, weil ihm der Zufall zweimal günstig gewesen, so würde er's ihm auch das dritte Mal sein, und er errieth es nicht: da er im Gegentheile gerade deßwegen, weil derselbe ihm zweimal günstig gewesen war, hätte mehr befürchten sollen, daß er ihm das dritte Mal werde feindlich sein. Das ist eben das Eigenthümliche des Zufalls: er kann nie eine ununterbrochene Reihe von gleichen Wirkungen hervorbringen; und ob er sich auch der nämlichen Mittel bedient, so versteht er es doch nicht, sich derselben auf die nämliche Weise zu bedienen, was gerade erforderlich wäre, um mit denselben den nämlichen Zweck sicher zu erreichen. Wir sind von der Natur überzeugt, daß dieses nur demjenigen eigen ist, der mit vollkommener Ueberlegung handelt. Nehmen wir daher auch die große Unmöglichkeit an, daß eine unermeßliche Schaar jener gedankenlos fliegenden Körperchen sich so schön miteinander verbunden hätten, daß sie einen lebendigen Löwen bildeten; wie würden sie es dann durch sechzig Jahrhunderte, seit denen nunmehr Löwen auf der Welt erschienen, machen, um allzeit so unendlich viele ganz ähnliche zu bilden, als deren sind, welche die hirkanischen Wälder für sich allein aufzuweisen haben? Und was hier von den Löwen gesagt wurde, das kannst du von so vielen andern unzähligen Thieren, das kannst du von den Kräutern, von den Früchten, von den Blumen und von Allem sagen, was zugleich die Welt so herrlich macht.

II.

4. Und noch viel mehr, wie könnte eine zufällige Verbindung unaufhörlich unter so vielen Gegensätzen und Kämpfen fortdauern? Woher sollte der Zufall je hinreichenden Leim beziehen, um so entgegengesetzte Theile, um so feindselige Eigenschaften, um Erzeugnisse von unter sich so unverträglichen Dingen, von leichten und schweren, von festen und flüssigen, von starren und beugsamen, von lichten und finstern, von warmen und kalten, von in fortwährendem Widerstreite siegenden und überwundenen, so lange fest zusammenzuhalten? Wenn man eine Maschine mit einander entgegenwirkenden

Rädern, wie die einer Uhr sind, ohne Kunst nicht zusammensetzen kann, so kann man gewiß noch viel weniger glauben, daß sie ohne Kunst dann fortwährend gleichförmig gehen könne; so daß selbst der Widerstreit ihrer Bewegungen zu größerer Eintracht, der Gegensatz zu größerer Dauerhaftigkeit, die Feindseligkeit zu größerem Frieden beitrage. Wie viele Monarchieen sind in wenigen Jahrhunderten zu Grunde gegangen! Siehe, die Herrschaft der Assyrier, der Meder, der Macedonier, der Römer wurde von einer größern Herrschaft, von der Herrschaft der Zeit, überwunden, und so vertilgt, daß von so großen Körpern kaum mehr die Urnen, vielweniger die Asche, zu sehen sind. Und doch waren jene großen Monarchieen ehedem mit größtem Verstande regiert, mit größter Klugheit verwaltet, mit größter Macht unterstützt. Und wir wollten geneigt sein, zu glauben, daß der Gesammtstaat der Geschöpfe, trotz der Gewalt der Zeit, beständig dauern könnte, wenn er vom Zufall nicht nur gegründet wäre, sondern auch noch vom Zufall erhalten würde? Nichts ist natürlicher, als daß sich die Dinge einst wieder in den Urstoff auflösen, aus dem sie entstanden sind. Und darum müßte eine Welt, die aus dem Zufalle, aus der Verwirrung, und aus der Vermischung unendlicher Kleinigkeiten entstanden ist, nothwendigerweise später wieder in ihr Chaos, in ihre Verwirrung und in ihr ursprüngliches Gemenge zurückkehren. Ein Feldherr, der nach erlittener Niederlage das Heer bei Zeiten wieder herzustellen, die Flüchtigen zu sammeln, die Reihen wieder zu vereinigen und den Kampf wieder zu eröffnen versteht, wird gewiß in der Kriegskunst für ein Wunder von Scharfsichtigkeit und Klugheit gehalten. Wohl muß daher derjenige nicht nur blödsichtig sein, sondern auch es sein wollen, der nicht die vollendetste Kunst in jenem höchsten Künstler der Natur erblickt, der selbst aus dem Verluste neuen Gewinn zu ziehen weiß; und der, nachdem die hinfälligen Dinge nicht nur zerstreut, sondern auch vernichtet sind, sogleich Mittel findet, andere an deren Stelle zu setzen; so daß die Natur, die am Ende eines jeden Jahres verblüht und verwelkt, und so zu sagen erstirbt, doch nie ausstirbt; und wenn sie sich auflöst, sich gleich wieder ergänzt und frische Kräfte sammelt. Wie groß ist also deine Thorheit, wenn du, anstatt der Wahrheit die schuldige Huldigung zu erweisen, und ihr zu sagen: „Ich ergebe mich," sie noch bestreiten willst?

Nein, nein, wirf weg die Waffen, sie hat gesiegt; nur behalte du im Gedächtnisse, was ich dir gesagt habe. Eine zufällige Ursache kann keine so geordneten Wirkungen erzeugen, mit solch' passender Anwendung der Mittel, die zum Zwecke, den sie erreicht, ganz geeignet sind. Und wenn sie (was unmöglich ist) eine solche Wirkung erzeugte, so wäre diese in Beziehung auf jene, wie eine Mißgeburt: und solche Mißgeburten könnte sie (wegen ihrer Seltenheit) nicht so unendlich viele erzeugen, als zur Bildung des Weltalls nöthig sind. Und wollten wir derselben auch eine so erstaunliche Fruchtbarkeit zugestehen, so könnte diese Ursache doch nie durch so viele Jahrhunderte fortdauernd dieselben Wirkungen mit so allgemeiner steter Erneuerung, mit so gleichförmigen Regeln, und mit einem bei aller Veränderlichkeit so unveränderlichen Verfahren wieder hervorbringen.

III.

5. Daß aber dieselben Wirkungen in der Natur immer wiederkehren, und zwar mit Ordnung wiederkehren, ist eine so unbestreitbare Sache, daß selbst die Atheisten sie glauben müssen, ungeachtet der offenbaren Schmach, die sie durch Aeußerung dieses Glaubens dem Zufalle anthun. Sonst müßte von ihnen in Zweifel gezogen werden, ob morgen die Sonne aufgehen werde, wie sie gestern aufging; ob die Erde ihnen noch ferner zur Stütze, ob die Luft zum Athmen, ob das Wasser zur Erfrischung werde dienen können; ob noch ferner werden Menschen geboren werden, wie vorhin: und mit Einem Worte, ob die ganze Natur noch in der alten Form fortdauern, oder wie ein Zauberpallast verschwinden werde. Die Völker von Mexico verlangten von ihrem Könige, bevor sie zu seiner Krönung schritten, die eidliche Versicherung: er werde machen, daß die Himmelskörper nie stillstehen; daß kein Planet seinen Lauf, und die Sonne keine Jahrszeit verändere; daß die Meere nie austrocknen, und daß die Wiesen, die Aecker, die Hügel und hochbetagten Wälder nie, wie etwa altersschwache Menschen, aufhören, ihre Frucht zu geben, und wieder neue Keime zu treiben [1]). Nun müßte eine so thörichte Ceremonie, wie diese war, den Atheisten für höchst sinnreich gelten, wenn sie im Ernste glauben würden, daß das Weltall

1) Savedon. in Inst. princ. p. 46.

nur ein zufälliges Aggregat von zahllosen herumfliegenden und flüchtigen Atomen sei. Denn nichts wäre wahrscheinlicher, als daß sich diese einmal plötzlich auflösen müßten, um ihrer angebornen Eigenschaft zu folgen, vermöge der sie zerstreut herumschweifen, und hoffen, daß sie in beständiger Vereinigung verharren würden, hieße ein offenbares Wunder hoffen: daher könnte das Vergangene für die Atheisten nicht ein triftiger Grund sein, wie er es für uns ist, auf das Zukünftige zu schließen; sondern die Kenntniß dessen, was gewesen ist, müßte ihnen vielmehr dazu dienen, um folgerichtig schließend vorher zu wissen, was nicht mehr sein werde: so daß für sie das Weltall wie eine verdorbene Uhr wäre, die zu nichts anderem dient, als jene Stunde anzuzeigen, die nicht ist. In der That gibt es jedoch unter ihnen Keinen, der im praktischen Leben die von ihm in Schutz genommene Lehre befolgte; sondern alle richten ihre Entschließungen immer so ein, wie Jeder, der es für unbezweifelt hält, daß die Natur ihre Gesetze nicht verändern werde: sonst würden die Armseligen gewiß weder säen, noch ernten, weder essen, noch Heilmittel gebrauchen, noch auch nur zwei Tage sicher fortleben können. Wer aber eine solche Gleichförmigkeit zwischen den zukünftigen und vergangenen Wirkungen in der Natur voraussetzt, zeigt der nicht offenbar, daß er ein ganz weisheitsvolles und somit dem Zufall ganz entgegengesetztes Werk voraussetze?

IV.

6. Es scheint nun, daß der Zufall gänzlich zu Boden geworfen sei. Und dennoch hat er den härtesten Stoß bisher noch nicht erhalten; den Stoß, der ihm vom Arme seines Hauptfeindes, Aristoteles, versetzt wird [1]). Denn ich frage dich: was ist denn die zufällige Ursache irgend einer Wirkung, die du mir anzugeben weißt? Ist sie vielleicht etwas anders, als eine Ursache, welche die eigentliche Ursache jener nämlichen Wirkung nachahmt? Wenn ein ebenso überglücklicher Maler, als der von uns früher erwähnte, indem er aus Zorn den mit Farben angefüllten Schwamm auf die Leinwand wirft, zufällig eine deutlich ausgedrückte Rose mit mehrern schönen Blättern bilden kann; so muß mit denselben Farben

---

1) Phys. l. 1. c. 7. text. 66.; Metaph. l. 11. c. 9. n. 15.

auf der Leinwand eine solche Rose auch künstlich gebildet werden können; denn wenn man sie nicht künstlicherweise bilden könnte, so könnte sie auch von Niemanden zufälligerweise gebildet werden. Was sagst du daher? Sagst du, daß die Welt durch Vermengung von herumfliegenden Atomen zufälligerweise konnte gebildet werden, und daß sie eben dadurch auch zufälligerweise in ihrer ersten Gestalt erhalten werden könne? Nun, so kannst du auch nicht einen verständigen Künstler läugnen, der das Nämliche mit Absicht machen konnte, und noch jetzt machen kann: sonst müßtest du die unerträglichste Dummheit behaupten, daß es eine zufällige Ursache von jenen Dingen gebe, wovon es keine eigentliche gibt. Ein solcher Künstler ist aber kein anderer, und kann kein anderer sein, als Gott. Also beweist uns selbst der Zufall das Dasein Gottes: denn jede zufällige Ursache setzt eine natürliche voraus.

V.

7. Du wirst mir antworten, daß die natürliche Ursache in unserm Falle, mehr als nöthig ist, von der Natur der Dinge selbst ersetzt werden könne, deren verschiedene Neigungen hinreichten, die vielfältigen Theile des sichtbaren Weltalls auszuarbeiten, und hinreichen, sie, ohne andern Gott, in beständigem Einklange zu erhalten. Und wenn man daher auch am Ende irgend einen allgemeinen, größern Werkmeister, als der Zufall ist, zugeben müsse, so sei das die Natur. Dem Himmel sei Dank gesagt, daß du mit dieser Antwort wenigstens die Atome jener Stelle entsetzest, zu der sie der eitle Kopf eines Demokrit und seiner unbehutsamen Anhänger erhoben hat! Da du jedoch mit einer solchen Antwort es wie ein Tintenfisch machen möchtest, der, wenn man ihn fassen will, sich sogleich zu helfen weiß, indem er um sich her so viele Tinte ausgießt, daß er darunter verschwindet, so werde ich dich neuerdings aus diesem selbstgemachten Dunkel herausziehen müssen, indem ich das schlecht verstandene Wort N a t u r, hinter das du dich verbirgst, in's Klare setze.

Neuntes Kapitel.

Widerlegung Derjenigen, die das Wort Natur dazu mißbrauchen, um Gott zu läugnen.

I.

1. Plinius, ein großer, aber anmaßender Geschichtschreiber, der, wieviel er von den Naturwerken wußte, ebensoviel von deren Urheber nicht wußte, bemühte sich lange, mit der Feder aus seinem Herzen das auszutilgen, was derjenige, der es gebildet, mit eigener Hand hineingeschrieben hatte, und stellte am Ende sogar die Behauptung auf, daß man auf der Welt keinen andern Gott anerkennen dürfe, als die Natur [1]). Es scheint daher, daß die Atheisten in der finstern Schule eines solchen Schriftstellers gelernt haben, keinen andern Gott zu wollen, als den, übrigens wegen seines hohen Alters sehr ehrwürdigen, Gott der Natur. Wenn dem aber so ist, so sollen sie nur sogleich den Vorhang fallen und uns sehen lassen, was sich unter einem so ehrwürdigen Worte verbirgt. Verstehen sie vielleicht unter Natur jene Wurzel der besondern Eigenthümlichkeit eines jeden Individuums? Allein das wäre gerade so, als wenn man, um Phidias die Ehre zu rauben, als Urheber seiner Statuen den Marmor, die Meißel, die Zirkel ausgeben wollte, und nicht den Geist jenes erhabenen Künstlers. Denn obwohl der Marmor sehr geeignet ist, die Gestalt eines Menschen anzunehmen, und obwohl die Meißel und die Zirkel sehr geeignet sind, als Werkzeuge zu dienen, um ihm dieselbe zu geben; so hätten deßungeachtet weder dieser noch jene von sich selbst, ohne die Hand des Meisters, je etwas gemacht. Und ebenso, ja noch schlimmer, müßte es nothwendig auch in unserm Falle ergehen; denn wenn ohne Kunst nie ein Werk von der Kunst gebildet werden kann, so kann viel weniger ohne Kunst irgend eines von der Natur zu Stande gebracht werden, da ja sie es ist, welche der Kunst die Regeln gibt.

---

1) . . . per quae declaratur haud dubie naturae potentia: idque esse, quod Deum vocamus. L. 2. c. 7.

II.

2. Nimm eine Rose in die Hand, und frage diese Einfältigen, ob sie dir zu sagen wissen, wer ihr so fein den Mantel ausarbeitete, dem auch der königliche Purpur nachsteht, und wer so viele Jahre schon, als die Welt steht, fortfährt, ihr jeden Frühling einen neuen zu machen? Die Erde ist blind, und versteht sich nicht auf Farben, auf Schönheit, auf Anmuth, auf Ebenmaaß: blind sind die Dörner, aus denen eine so schöne Blume sproßt, blind die Wurzeln, blind die Zweige, blind ist der Thau, der ihr zur Milch dient, und blind die Sonne, die ihr am Morgen die Knospe öffnet, mit der sie prangt, und die ihr am Abend das Licht nimmt, um allen Sterblichen, welche darauf merken wollen, die Hinfälligkeit ihrer gierig gesuchten Reize anzudeuten, oder, wie Plinius sagt: um die Menschen ernst zu mahnen, daß Alles, was am herrlichsten blüht, auch am schnellsten verdorre [1]). Es muß also für ein so liebliches Kind eine schönere Mutter aufgesucht werden, als die Erde, die Dörner, die Wurzeln, die Zweige, der Thau, die Sonne und der Einfluß der Gestirne sind. Es muß Derjenige aufgesucht werden, der die Röthe jenes Purpurs so gut zu vertheilen wußte, und dieselbe allmälig von den innern Blättern zu den äußern, ohne auffallenden Farbenwechsel immer mehr verminderte. Es muß Derjenige aufgesucht werden, der ihnen so tief den Geruch eindrückte, den sie mit gleicher Annehmlichkeit nach jeder Seite verbreiten. Es muß Derjenige aufgesucht werden, der jene Aederchen bildete, die ihr Inneres durchlaufen, und zugleich darin die Nahrung auf so vielen Wegen vertheilen, als deren die ihnen eigene Anatomie schon entdeckt hat. Es muß Derjenige aufgesucht werden, der alle jene Blätter auf ihren Platz setzte, der sie so zierlich bog, der sie mit so genauem Maaße gleich machte, der sie mit solcher Meisterschaft abrundete, der sie mit doppeltem Schleier, der feiner als Seide ist, bekleidete, der sie mit weichem Flaum bedeckte, um gleichsam ihre Jugend zu bezeugen, und der endlich so viele staunenswerthe Dinge in einen Anblick vereinigte, daß das Leben eines Menschen zu kurz wäre, um sie alle einzeln

1) L. 21. c. 1.

zu durchgehen. Das Alles mußte nothwendig Kunstwerk einer höchst weisen Ursache sein [1]), die sich der verschiedenartig vertheilten Materie, der Erde, der Dörner, der Wurzeln, der Zweige, des Thaues, der Sonnenhitze, und der andern Einflüsse bediente, wie sich der Bildhauer des Marmors, der Meißel, der Zirkel und all' seiner eisernen Werkzeuge bedient, um die Zeichnung jener Statue auszuführen, die er im Geiste entwarf. Daher ist es eitel, unter dem Worte Natur, in unserm Falle, etwas anderes verstehen zu wollen, als Gott, den ersten Urheber der Naturwerke.

III.

3. Ueberdies, sehen wir nicht, wie in allen, auch vernunftlosen, Theilen des Weltalls eine Geneigtheit hervortritt, welche man auch an den unter sittlichen Gesetzen stehenden Geschöpfen bewundern müßte, nämlich die: auf ihr Gesammtwohl mehr bedacht zu sein, als auf ihr eigenes? Von wem könnte nun diese Geneigtheit irgend einem dieser Theile eingeprägt werden, außer von einer allgemeinen Ursache, der die Sorge für das allgemeine Wohl obliegt? Betrachte z. B. das Quecksilber. Wenn es keine andere Neigung hätte, als die zum eigenen Vortheile, wie könntest du von ihm erwarten, daß es sich entschlöße, in die Höhe zu steigen, als ob es leicht und nicht schwerfällig wäre? Und doch steigt es, und steigt zu keinem andern Zwecke, als um den leeren Raum auszufüllen, der dem allgemeinen Wohle nachtheilig ist. Diese sowohl als andere ähnliche Beobachtungen, die man über das Wirken der Substanzen zu nicht eigenem Vortheile machen kann, beweisen uns klar, daß außer den besondern Naturen, die wie ein Familienvater für ihr eigenes Haus besorgt sind, es auf der Welt noch eine allgemeine Natur gebe, welche wie ein Fürst für das allgemeine Wohl Sorge trägt, und sich in dieser Absicht der untergeordneten Theile mit wunderbarer Klugheit zum Wohle des Ganzen bedient. Ohne diesen höchsten Verstand könnte keine der niederen Naturen so geraden Weges ihrem Zwecke zusteuern, wie ein Schiff dem Hafen. Wäre dieser Verstand nicht, so würde jede Natur blos auf sich, und keine auf das Wohl der andern schauen. Wäre

1) S. Th. 1. 2. q. 11. a. 2. in c.

dieser Verstand nicht, so könnte der Mensch nicht Mensch sein, das heißt, er könnte nicht vernünftig sein [1]): denn da es unter den sichtbaren Ursachen keine andere gibt, welche die Gabe des Verstandes besitzt, wie er, so könnte man nie Jemand finden, der ihm den Verstand gibt. Wenn wir jedoch sagen wollten, daß der Mensch auch ohne diesen höchsten Verstand der wäre, welcher er gegenwärtig ist; so wäre der Mensch als vernünftiges Wesen auch die erhabenste Ursache von allen, die wir in unserer Welt sehen. Und was gibt es hier unter dem Himmel Größeres, als den menschlichen Geist? „Nichts, außer Gott, ist größer, als der menschliche Geist;“ das muß mit dem heiligen Augustin [2]) Jedermann gestehen: daher müßten die Erfindungen, die Kunstwerke, die Arbeiten des Menschen alle Werke der leblosen und vernunftlosen Ursachen übertreffen, und zwar so sehr übertreffen, daß man allen Erzeugnissen der Natur alle Erzeugnisse der Kunst bei weitem vorziehen müßte, da sie vom einzigen vernünftigen Wesen herrühren, das im ganzen sichtbaren Weltall übrig bleiben würde, wenn es sich erwahrte, daß es keinen Gott gebe.

IV.

4. Siehe daher Gott, verborgen zugleich und enthüllt, unter diesem berühmten Namen Natur, einem Namen, der (um ihn noch mehr in's Klare zu setzen) zwei Bedeutungen hat: die einer Natur, welche wir, nach dem Schulausdrucke, **natura naturata** (erschaffene Natur), und die einer Natur, welche wir **natura naturans** (schaffende Natur) nennen. Die erschaffene Natur ist jener Trieb, welcher jedes Ding zur Erreichung des Zweckes drängt, wozu es hervorgebracht wurde; die schaffende Natur ist der Urheber, der diesen Trieb gibt. Denn sowie der Pfeil, der blind ist, und sein Ziel nicht kennt, durch seinen kräftigen und geraden Flug offenbar beweist, daß er von Jemanden, der ein gutes Auge hat, abgeschossen ist; so beweist der Lauf der natürlichen Dinge, die blind sind und ihren Zweck nicht kennen, aber dennoch ihn erstreben, noch deutlicher, daß es Jemanden gibt, der ihn für sie sieht, und der sie dazu hinlenkt, oder vielmehr dazu nöthigt: aber mit dem Unter-

1) S. Th. 1. p. q. 90. a. 1. ad 1. 2) L. 14. de Trinit. c. 8.

schiede, daß die Nothwendigkeit, die den Dingen vom Menschen auferlegt wird, Zwang genannt wird, während man die Nothwendigkeit, die den Dingen von Gott auferlegt wurde, Natur heißt [1]). Darum, wenn wir beim Anblicke eines Pfeiles, der genöthigt ist, richtigen Fluges dem fliehenden Eber zu folgen, sagen müssen: „Da ist ein Schütze, der ihn abschoß;" so werden wir beim Anblicke der Erde, des Wassers, der Luft und aller Himmelskörper, die genöthigt sind, ihren Lauf nach einem weit stetigeren und höheren Gesetze der Weisheit zu verfolgen, noch viel mehr sagen müssen: „Da ist ein Gott, der sie lenkt." Siehe also: sowie man von der Welt nicht fliehen kann, ohne wieder die Welt zu treffen, der man entflieht, so kann man auch Gott nicht läugnen, ohne ihn zu bekennen. Jene unsichtbare Macht, welche so schönen, so zusammenhängenden, so nutzreichen, so dauerhaften Dingen herrschend befiehlt, Natur nennen, und sie nicht Gott heißen wollen, ist eben so viel, als die Sonne Königin der Planeten nennen, und sie aus Eigensinn nicht Sonne heißen wollen. Die menschliche Zunge kann ihm wohl die Namen verändern, aber sie kann ihn nicht vom Throne stürzen. „Siehst du nicht ein, daß du Gott den Namen veränderst?" sagte schon Seneka [2]). „Was ist die Natur anders, als Gott, und die göttliche Vernunft, die der ganzen Welt und all' ihren Theilen innewohnt?" Und darum behaupte ich von Neuem, daß es dir ohne Vergleich schwerer fällt, dich zu überreden, daß es keinen Gott gebe, als dich zu überzeugen, daß es einen gebe: so sehr vereinigen sich alle Wirkungen mit einander dahin, dir ihren Urheber zu verkünden!

5. Bisher haben wir das mehr im Allgemeinen gesehen, um Diejenigen niederzukämpfen, welche nicht glauben. Nun werden wir es mehr im Besondern sehen, um noch mehr Diejenigen zu bestärken, welche zu glauben anfangen. Und weil dieser Urheber des Weltalls kurzweg der Schöpfer des Himmels und der Erde genannt wird, so glaube ich am besten zu thun, wenn ich dir zeige, wie der Himmel für ihn zeugt, und wie die Erde.

---

1) S. Th. 1. p. q. 103. a. 1. ad 3. 2) De Ben. l. 4. c. 7.

Zehntes Kapitel.

Die Himmel verkünden die Herrlichkeit ihres Schöpfers.

1. Als Anaxagoras gefragt wurde, wozu der Mensch auf die Welt gekommen sei, so antwortete er: den Himmel anzusehen. Er war nicht so einfältig, daß er geglaubt hätte, es gäbe über dem Himmel nicht etwas Wunderbareres, wie Derjenige von ihm dachte, der ihn wegen dieser Antwort für einen Narren erklärte [1]). Im Gegentheile war er, wie Aristoteles behauptet [2]), unter den alten Philosophen der erste, der den wahren Urheber der Dinge erkannte, da er sie dem göttlichen Verstande zuschrieb, von dem er auch die ganze von ihnen so fest eingehaltene Ordnung ableitete. Also sagte er das nur, weil er, als großer Liebhaber der Astronomie, dafür hielt, daß unsere Augen keinen geeignetern Gegenstand haben, um uns zur Erkenntniß Gottes zu führen, als den unbewölkten Himmel. Wenn wir daher vom Himmel nichts anderes beachteten, als was wir mit dem äußern Blicke sehen, wie es die Adler machen, so hieße das eben so viel, als ein schönes Buch aufgeschlagen sehen, und darin nicht lesen. Wir müssen mit dem innern Blicke weiter zu dem hinaufdringen, was mehreres noch die Astronomen uns darüber mittheilen, besonders in unsern Tagen, wo die neueren von jenem majestätischen Gebäude eine weit genauere Kunde erlangt haben, als die älteren davon hatten, an die ich mich in früherer Zeit gehalten. Ich verlange also, daß du auf eine Sternwarte steigest, um den Himmel anzusehen, und betrachtest, wie er uns die vorzüglichsten Eigenschaften seines Schöpfers zeigt: mit dem unermeßlichen Umfange die Macht; mit den Bewegungen die Weisheit; mit den wohlthätigen Einflüssen die Güte. Und gerade auf diese drei Hauptstücke können wir sagen, daß sich der Inhalt dieses so großen Buches zurückführen lasse.

---

1) Lact. inst. l. 3. c. 9. 2) L. 1. Metaph. c. 4.

I.

2. Was uns gleich zuerst am meisten in's Auge fällt, ist der unermeßlich große Umfang des Gebäudes. Und in Betreff desselben wollen wir, um nicht das Wahre mit dem Wahrscheinlichen zu vermengen, zuerst von dem sprechen, was weniger ungewiß scheint; dann von dem, was man blos muthmaßlich kennt. Der Maaßstab, dessen sich die Astronomen bei so großen Vermessungen bedienen, sind die Paralaxen *). Weil diese aber jenseits der Planeten unmerklich sind, so wollen wir diesseits stehen bleiben. Und es darf uns schon das nichts Geringes scheinen, wenn wir mit Sicherheit so hoch hinaufsteigen, daß ein Mensch, der einige Spannen lang ist, es dahin bringen kann, sich gleichsam eine Leiter zu machen, die von der Erde bis zum Saturnus, dem entferntesten aller beweglichen Sterne, reicht. Jene so weiten Räume dann, die jenseits übrig bleiben, bis zum letzten Himmelskreise, können nicht gemessen werden [1]). Das wurde aber absichtlich so geordnet, um uns zu erkennen zu geben, daß wir beim Erforschen der göttlichen Macht dann am Anfange stehen, wenn wir glauben, an's Ende gekommen zu sein. Indessen wollen wir unsern Blicken Zaum anlegen und es so machen: wir wollen sie weder im Monde stille halten, der uns sehr wohl bekannt ist, noch sie bis zum Saturnus erheben, der wenig bemerkbar ist: wir wollen sie in das Antlitz der Sonne heften, die in der Mitte steht.

3. Die Sonne nun, die am Himmel unter den Sternen zu wohnen scheint, wie der gekrönte König unter seinen Vasallen, obgleich sie unsern getäuschten Augen so klein erscheint, daß wir glauben, sie in einen Spiegel einschließen zu können, ist ein Riese von so ungeheurem Körper, daß ihr Durchmesser von einem Ende zum andern sich auf zweimalhundert dreiundsiebzigtausend, einhundert und vierundsiebzig Meilen beläuft; und der Umkreis beträgt achtmalhundert siebenundsiebzigtausend, vierhundert und achtundsechzig Meilen; und ist daher achtunddreißigtausend sechshundertmal größer,

*) Paralaxe heißen die Astronomen den Unterschied zwischen dem wahren und scheinbaren Orte eines Himmelskörpers. A. d. Ueb.

1) Jer. 3, 37.: Si mensurari potuerint coeli sursum.

als der ihr untergebene Erdball[1]). Scheint dir daher nicht, daß dieses Werk allein mit all' dem Umfange seiner Ausbildung hinreichen könnte, uns die Unermeßlichkeit Desjenigen darzustellen, der es erschuf? Nun, was wirst du erst sagen, wenn wir überdies den Umkreis des Himmels messen werden, wo diese Sonne wie in ihrer Königsburg herumgeht, und mit voller Hand auf alle unter ihr liegenden Geschöpfe die Schätze ihres Lichtes ausgießt? Der größte Umkreis dieses Himmels beträgt hundert siebenundneunzig Millionen, neunmalhundert zehntausend, vierhundert vierundzwanzig Meilen. Und in der That, wenn die Sonne, die eine Welt voll Glanz ist, dennoch in ihrem Himmelsgewölbe gleichsam nicht größer erscheint, als eine an dieser Wölbung hängende Lampe, so müssen doch unermeßlich groß jene Räume sein, von denen sie, dem Scheine nach, so wenig Platz einnimmt.

4. Wenn wir von diesen Räumen aus, die wir, wie gesagt, mit mehr Sicherheit messen können, uns Bahn machen wollen, um auf die übermäßige Größe der andern Sterne zu schließen, so will ich dies kurz damit zum Ziele führen, daß ich sage, diese übermäßige Größe (besonders wenn von Fixsternen die Rede ist) sei allein jenem göttlichen Meister bekannt, der so große Körper mit der Macht seines Wortes schuf, um (gleichsam) eine Probe zu geben von dem noch viel Mehreren, das er ohne Ende jeden Augenblick machen könnte: und wir können davon nur so reden, wie Menschen, die Etwas zu errathen suchen. „Der Mensch ist zu sterblich, um zur Erkenntniß der unsterblichen Dinge zu gelangen", sagte Seneka[2]): und das nicht blos, weil er so kurze Zeit lebt, sondern auch weil er so wenig versteht, so lange er die Sinne zu Führern hat. Man nimmt an[3]), daß einer der kleinsten mit freiem Auge sichtbaren Sterne, welche man Sterne sechster Größe nennt, die ganze Erde vierundsechzigmal in sich fassen könnte, und daß einer der größten, die man Sterne erster Größe nennt, dieselbe Erde fünftausend dreihundert fünfundfünfzigmal in sich fassen könnte, wenn gleich sie nur wie kleine Flämmchen erscheinen: so übermäßig groß ist die Entfernung des Firmamentes, das vom

1) Ricciol. in Almag. l. 3. c. 11.

2) De vita beata c. 32. 3) Ricciol. l. 6. c. 9.

Mittelpunkte unserer Erde viermalhundert achtunddreißigtausend siebenhundert vierunddreißig Millionen, viermalhundert achtunddreißigtausend, siebenhundert und vierunddreißig Meilen weit entfernt ist: so daß, wenn ein Eilbote, der so schnell wäre, wie die von Alexander (welche, nach dem Zeugnisse von Solinus, täglich hundertfünfzig Meilen Weges machten), die ganze Strecke von der Erde bis zum gestirnten Himmel zurücklegen müßte, er dazu einhundert achtundfünfzigtausend siebenhundert vierundneunzig Jahre brauchen würde [1]); so daß, wenn er seine Reise am ersten Tage, als die Welt entstand, angetreten hätte, er noch nicht ganz den fünfundzwanzigsten Theil seines Weges würde zurückgelegt haben [2]).

5. Das ist die Ansicht, welche die kundigsten Astronomen unserer Zeit darüber haben, und zwar nach langen Berechnungen und nach langem Umgange, den sie mit den Sternen gepflogen. Wer weiß jedoch, ob diese nicht auch unter der wahren Zahl bleiben, wie jene der früheren Zeiten, und ob nicht auch sie uns jenes erhabene Gebäude kleiner schildern, als es wirklich ist? Wer weiß, ob der Umfang der Sterne nicht ebenfalls ohne Vergleich größer sei; so daß jene Sterne, die so viel kleiner als die andern scheinen, in der Wirklichkeit nicht weniger groß, sondern nur weiter entfernt sind? Wir haben mit Hilfe des Fernrohres von hier aus so viele Sterne entdeckt, die man früher nicht kannte, wer weiß, ob, wenn wir bis dort, wo die höchsten Planeten sind, hinaufsteigen, und uns von da aus, wie von eben so vielen Thürmen, eines ähnlichen Instrumentes zur Spähe bedienen könnten, es uns nicht gleichfalls gelingen würde, mit demselben andere unzählige Neuigkeiten zu entdecken, die bisher unbekannt blieben wegen der großen Entfernung, welche bis dorthin nie eine menschliche Forschung gelangen ließ? Soviel ist gewiß, daß, mögen wir uns jene Räume vorstellen, wie wir wollen, sie unsern Sinnen mindestens wie eine kleine Unermeßlichkeit vorkommen, da im Vergleiche mit jenen Himmelskörpern unser Erdball, so groß er ist, auf einmal verschwindet, und nicht mehr größer scheint, als ein Punkt: was eben die Veranlassung zu jenem bekannten Vorwurfe war, den Seneka einigen thörichten Menschen machte, die nur darauf bedacht

1) V. Almag. l. 2. c. 8. 2) L. 7. c. 5.

waren, ihre Besitzungen zu erweitern, Processe zu führen, und sich auf einem so engen Felde herumzuschlagen, während sie dort oben so viel mehr Raum hätten, sich auszubreiten: „Ein Punkt ist es, worin ihr Schifffahrt treibet, worin ihr Krieg führet, worin ihr über Reiche verfüget; ja, nur ein Punkt ist es" [1]).

II.

6. Wäre es nun, um wieder auf so ungeheure Körper zurückzukommen, nicht eine große That, wenn man es in vielen Jahren dahinbrächte, nicht etwa sie umzudrehen, sondern sie nur ein klein wenig ihre Lage verändern zu machen? Es galt für einen unerhörten Ruhm Michel Angelo's, wenn man sagte, daß durch die in seinem Kopfe erdachten Maschinen von weniger als tausend Mann auf dem Platze des Vaticans jener Obelisk aufgestellt werden konnte, wozu die ägyptischen Könige bei dreißigtausend gebraucht hatten [2]). Fallet nieder zur Erde, ihr menschliche Gedanken, um der Hoheit des ersten Bewegers eure Ehrfurcht zu bezeigen! Die Sonne *) (ein so ungeheurer Körper) lauft im Aequator in jeder Stunde sieben Millionen, achtmalhundert achtundachtzigtausend, neunhundert vierunddreißig Meilen; und in jeder Secunde, welches der sechzigste Theil einer Minute ist, lauft sie zweitausend, einhundert neunzig Meilen, oder besser gesagt, sie lauft sie nicht, sondern frißt sie, so reißend ist ihr Lauf. Scheint dir nicht, daß selbst der Gedanke schon müde sei, ihr zu folgen? Man rechnet, daß der Weg, welcher von der Sonne in einem einzigen Tage zurückgelegt wird, und sich auf hundert neunundachtzig Millionen, dreimalhundert vierunddreißigtausend, vierhundert sechzehn Meilen beläuft, von einer Kanonenkugel, die gleichmäßig auf den Flügeln des Feuers getragen würde, kaum in Zeit von hundertzwanzig vollen Jahren zurückgelegt werden dürfte.

---

1) Nat. q. l. 1. 2) Boz. de sign. Eccl. l. 6. sign. 24.

*) Man bedenke, daß zur Zeit (1690), wo Segneri dieses schrieb, noch allgemein angenommen wurde, daß die Sonne gehe und die Erde stehe, obwohl Copernicus bereits hundert Jahre zuvor das Gegentheil bewiesen hatte. Anm. d. Ueb.

7. Verbrauche aber nicht so dein Staunen, daß dir nicht ein gutes Stück davon für Das übrig bleibe, was noch folgt. Die Sonne ist unter den Planeten nicht der schnellste. Der Merkur, wenn er am höchsten steht, lauft in einer Stunde viel mehr, als elf Millionen Meilen, die Venus mehr, als dreizehn, der Mars mehr, als zweiundzwanzig, der Jupiter mehr, als einundfünfzig, und der Saturn mehr sogar, als siebenundneunzig [1]). Und wenn es dir nicht schwer fällt, mit dem Wahren auch das Wahrscheinliche anzunehmen, so gibt es um den Aequator viele Sterne am Firmamente, die in einer Stunde, ohne zu ermüden, die Strecke von zweitausend zweihundert vierundsiebzig Millionen, dreimalhundert achtzigtausend, fünfhundert Meilen, und in einer Secunde die Strecke von sechsmalhundert einunddreißigtausend, achthundert siebenundachtzig Meilen zurücklegen. Wohl hatte also jener alte Philosoph Recht, zu behaupten, daß der Anblick des gestirnten Himmels hinreiche, einen großen Weisen zu bilden: „Schaue den Himmel an, und du wirst ein Philosoph sein." Sinnlos ist derjenige, der in den Wundern des Werkes nicht die Weisheit seines Schöpfers erkennt. Und wer noch immer halsstarrig der Thätigkeit des Zufalles so viel zumuthet, daß er allein Werke von so unermeßlicher Größe gebaut habe, sie mit so weisen Gesetzen in Eintracht halte, und sie mit solcher Kraft in Lauf setze, der verdient gewiß einen sichern Gewahrsam im Irrenhause, da er jenen Verstand schon verloren hat, den er dem Zufalle beimißt. Man muß nothgedrungen gestehen, was Seneka bei dem bloßen Lichte sah, welches er darüber in seinem Dunkel hatte, daß nämlich „ohne irgend einen Aufseher ein so großes Werk nicht bestehen könne: und daß der sichere Lauf der Gestirne nicht von einem zufälligen Anstoße herrühre, sondern daß diese ungestörte Schnelligkeit von der Macht eines ewigen Gesetzes ausgehe" [2]). Dieses sind zu offenbare Zeichen eines leitenden Geistes: und wer nicht einmal in unsern Tagen von der Höhe der Himmelskörper sich aufzuschwingen weiß, um ihn zu kennen, von dem kann man sagen, daß er die Flügel, die ihm von der Vernunft gegeben sind, nicht

1) V. Almag. l. 7. c. 7. 2) L. 1. de Prov. c. 1.

zu gebrauchen wisse, und daher kein anderes Loos verdiene, als auf allen Vieren am Boden zu gehen, wie ein Lastthier.

8. Wie würde es erst sein, wenn es dem Blicke gestattet wäre, genau das Verhältniß dieser himmlischen Kreise, und den Einklang und die Ursachen und die Zwecke so verschiedener, aber geregelter Bewegungen zu beobachten! Wir, die wir schon bei einem wohlgeordneten Tanze, der eine Stunde dauert, in Staunen gerathen, von welch' überwallender Bewunderung würden wir bei jenen beständigen Tänzen ergriffen werden, welche selbst den Sinn der die Bewegung gebenden Geister zu entzücken vermöchten! Wie uns aber dann auch immer sein würde: selbst das Nichts, das wir jetzt davon wissen, verkündet mit lauter Stimme, daß es einen Gott gibt, einen höchsten Baumeister dieser unermeßlichen Werke, und jener unglaublich weiten Kreise, auf denen sie mit so großer Leichtigkeit sich drehen. Und wir können daher das, was Augustin [1]) von der ganzen Welt sagte, mehr insbesondere vom Himmel sagen: „Mit seiner wunderschönen Gestalt verkündet er laut, daß er gemacht sei, und daß er nur von Gott, dem unaussprechlich und unsichtbarlich großen, und dem unaussprechlich und unsichtbarlich schönen, gemacht werden konnte."

Und seine Stimmen sind vor Allem die Pünktlichkeit, wenn wir sie so nennen wollen, und die unverletzbare Beständigkeit dieser großen Bewegungen; denn seitdem die Himmelskörper erschaffen worden, sind sie nie von jener ersten Regel abgewichen, die ihnen für ihre Bewegung vorgeschrieben wurde; weßhalb wir, gestützt auf die scheinbare Unregelmäßigkeit so verschiedener Kreisläufe, die Berechnungen und astronomischen Kalender herausgeben, sowie das Zusammentreffen der Planeten und die Finsternisse so lange Zeit vorher, als sie eintreten, voraussagen können. Wenn nun eine jede Uhr, damit sie nicht unrichtig gehe, nothwendig einen Künstler erheischt, der sie mit großem Fleiße verfertige, der sie von Zeit zu Zeit wieder besichtige, wieder ausputze, wieder regulire; wem wird es je einfallen können, daß die Himmelskörper, d. h. gerade diejenigen, die mit ihren Bewegungen der Uhr das Zeitmaaß geben,

---

1) De Civ. Dei l. 11. c. 14.

vom Zufalle ihre Entstehung, vom Zufalle ihren Bestand haben könnten, so daß sie schon bereits durch sechzig Jahrhunderte in so gleichförmigem Zustande fortdauern?

9. Man wird sagen, das komme von der Natur der Himmel, die es so mit sich bringe. Doch nein: denn jede eigene Bewegung eines Körpers ist von dessen Natur nur zum Vortheile desselben Körpers gerichtet, der wie auf einer Wanderung begriffen ist, um anderswo jenes Gut zu finden, das ihm zu Hause abgeht [1]). Im Gegentheile ist das sich blos deßhalb Bewegen, um sich zu bewegen, in der Länge der Neigung eines jeden Wesens so zuwider, daß die Dichter in ihrer Hölle keine ärgere Pein zu erfinden wußten, als stets auf einem Rade, wie der unglückliche Ixion, herumgetrieben zu werden, ohne einen größern Vortheil aus jener beständigen Herumdrehung zu ziehen, als sich selbst zugleich zu folgen und zugleich zu fliehen [2]). Jene große Bewegung der Himmel, jener beständige Kreislauf, den sie über unsern Häuptern machen, jenes so stetige Gehen, jenes so schnelle Laufen, und das zu nichts anderem als blos zu unserem Besten, kann also nicht von ihrer besondern Natur herkommen; sowohl deßwegen, weil ihre Bewegung, da sie kreisförmig ist, kein Ziel hat, das sie beabsichtigte, und darum keinem von ihnen ihrer selbst wegen erwünschlich sein kann; als auch deßwegen, weil sich nicht einsehen läßt, was für ein neuer Vortheil von irgend einem Himmel mit seinen unablässigen Reisen erlangt werden könnte. Vielmehr, da sich der erste Himmel in sich selbst bewegt, so würde er, wenn er sich um seinetwillen bewegte, seine Vervollkommnung in sich selbst suchen, und sich somit bewegen, um das Gut zu finden, das er schon besitzt: wie ein thörichter Mensch, der mit Aengstlichkeit herumliefe, um den Ring zu finden, den er am Finger stecken hat. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß jene Wirkung, die von der besondern Natur der Himmelssphären nicht herkommen kann, von einer ganz allgemeinen Ursache herkomme, die, als Herrin des Weltalls, für das Wohl anderer, edlerer Geschöpfe besorgt ist, denen sie die Sphären mit ihren Bewegungen dienen macht.

---

1) S. Th. 1. p. q. 9. a. 1. in c.

2) Volvitur Ixion, et se sequiturque fugitque. Ovid.

III.

10. Wenn uns die ungeheuere Größe der Himmelskörper die Macht ihres Schöpfers verkündet, und die Bewegungen uns dessen Weisheit kund geben, so wird die Fülle der wohlthätigen Einflüsse nicht weniger beredt sein, uns seine Güte zu zeigen. Es sei genug, wenn ich sage, daß, falls die Himmel jemals nur ein wenig ruhen würden, eine solche Ruhe der gänzliche Untergang der untern Natur wäre, die dadurch auf einmal um Kraft und Leben käme, geradeso wie es allen Gliedern ergeht, wenn das Herz aufhört, sich zu bewegen. Und in der That, jene Nachtheile, die unserer Welt von den Finsternissen der oberen Himmelslichter erwachsen, beweisen klar, wie im höchsten Grade wir vom Himmel abhängig sind; und wie lästig und störend uns jedes kleine Hinderniß wird, das sich ihren beständigen Einflüssen in den Weg stellt. Um aber von noch augenfälligeren Dingen zu reden, wollen wir uns nicht von der Sonne entfernen, die wir zum leuchtenden Gegenstande unserer Betrachtungen genommen haben.

11. Die alten Weisen von Aegypten nannten die Sonne den sichtbaren Sohn des unsichtbaren Gottes. Allein sie sagten zu viel, wenn nicht der übermäßige Glanz, der sie blendete, ihnen zur Entschuldigung dienen könnte. Die Sonne ist nicht der Sohn, sondern ein Bild des höchsten Wesens, das in ihr gleichsam sich selbst abzeichnen und mit dieser Fackel uns zur Erkenntniß seiner göttlichen Natur führen wollte. Deßhalb wollte es, daß sie zugleich einzig und vielfach wäre; einzig in der Natur, und vielfach in der Wohlthätigkeit; so daß es kein Geschöpf gibt, das die Sonne nicht als Vater anerkennt, da sie dort, wohin sie nicht mit ihrer Gegenwart kömmt, wenigstens mit ihrer Kraft hinreicht. Die Sonne ertheilt uns also, als erster Minister im Reiche der Natur, zu jeder Stunde, was wir nur immer an Leben, an Gesundheit, an Kraftfrische, an Vergnügungen besitzen, nach den Befehlen, die sie darüber von Anfang her von ihrem höchsten Herrn erhielt. Ich sagte, nach den Befehlen, die sie erhielt; denn der schiefe Weg, welchen sie am Himmel macht, zeigt offenbar die göttliche kunstvolle Weisheit, nach welcher der Urheber handelte, da er ihn s o wollte: so daß, wenn wenn wir diese Schiefe recht verstehen, dies soviel ist, als die Er-

klärung aller bisher nicht recht erkannten Ereignisse der Natur verstehen. So meinte auch Plinius, daß das Verständniß dieser Schiefe zum Verständnisse aller Geheimnisse der Natur führen müßte [1]).

Denn es ist eine ausgemachte Sache, daß diese Welt verschiedener Jahreszeiten bedurfte, um sich in ihrer Kraft zu erhalten. Sie bedurfte des Winters, um ihre angeborene Wärme zu sammeln, die, wann sie von feindlichem Froste bedrängt würde, sich zu ihrer Vertheidigung desto mehr nach innen zurückzöge, und durch diese Concentrirung desto stärker Grund faßte, und sich mit reichlicherem Unterhalt versähe. Sie bedurfte des Frühlings, um in schöner Ordnung mit neuen Zweigen, mit neuen Blumen, mit neuen Schößlingen wieder in das Feld zu ziehen. Sie bedurfte des Sommers, um die überflüssigen Säfte zu bekämpfen und zu überwinden, indem sie das Ueberschwängliche in den Körpern verdünnt, und das Rohe in denselben verkocht. Und endlich bedurfte sie noch mehr des Herbstes, um mit dem Reichthume der Früchte, die sie in jeden Schooß in Fülle ausgießt, ihren herrlichsten Sieg zu feiern. Dies alles bewirkt nun die Sonne nur mit ihrer Abweichung, die sie bald gegen Norden, bald gegen Süden bis zu dreiundzwanzig und einem halben Grade (in ihrer größten Entfernung) vom Aequator macht.

Und was noch mehr zu schätzen ist: sie bewirkt dies alles mit einem fast unmerklichen Wechsel. Denn wenn nach der strengsten Winterkälte unmittelbar die höchste Sommerhitze, oder nach der höchsten Sommerhitze die strengste Winterkälte einträte, wie nachtheilig würde unseren Körpern diese plötzliche Veränderung sein, und wie hart würde das die Natur empfinden! Indem nun die Sonne Schritt für Schritt mit Bedachtsamkeit auf ihrem Wege abbeugt, setzt sie zwischen die äußersten Gegensätze der höchsten Kälte und höchsten Wärme den Frühling, und zwischen die äußersten Gegensätze der höchsten Wärme und höchsten Kälte den Herbst; und mit gleicher Milde mäßiget sie die Arbeiten, wozu sie uns verpflichtet, und vervollkommnet nach und nach die Gaben, die sie uns austheilt.

Dies wird von ihr ebenfalls täglich in der angemessenen Vertheilung der Tag- und Nachtstunden beabsichtigt, indem sie eine

---

1) Obliquitatem ejus intellexisse, et rerum fores aperuisse. L. 2. c. 8.

Zeit für die Arbeit, eine andere für die Ruhe bestimmt; indem sie bald die Tage verlängert, wann es nöthig ist für die Erde, die Wärme zu vermehren; bald wieder die Nächte verlängert, wann es hingegen nöthig ist, die Wärme zu vermindern; und bald die Nacht dem Tage gleich macht, wenn es am besten ist, daß sich beide Theile gleichstehen. Wer sieht daher nicht, wenn die Gänge der Sonne, und verhältnißmäßig auch der andern Himmelskörper, alle zum Vortheile des Menschen, alle nach Gesetz, nach Maaß und Gewicht vor sich gehen, daß sie nothwendig Rathschluß eines höchstverständigen Wesens sein müssen, das den Zweck mit höchster Weisheit und mit höchster Güte einsieht, und das mit höchster Weisheit und höchster Macht zugleich die Mittel dem Zwecke anpaßt? Andererseits ist die Sonne, obgleich sie das Auge der Welt genannt wird, blind, und kann daher diesen Zweck nicht erkennen, und die Mittel demselben nicht anpassen; sie ist ganz gefühllos, und kann um unser Wohl nicht warm besorgt sein: und blind und ganz gefühllos ist auch der Himmel bei allem Lichte seiner wohlthätigen Gestirne. Es muß also das Alles Werk eines Künstlers sein, der in der unermeßlichen Größe der Himmelskörper, in der Schnelligkeit der Bewegungen, in der Vielfältigkeit der günstigen Einflüsse uns von seinem Arme, von seinem Verstande und göttlichen Herzen ein Bild entworfen hat, das er uns vor Augen halten wollte. Zu groß wäre daher die Schande für den Menschen, wenn er, der aus der Spur, die ein Thier im Walde zurückgelassen, dasselbe zu erkennen, ihm nachzuspüren und es sogar in seinem Lager aufzufinden weiß, dann aus den so offenbaren Spuren der Allmacht, der Weisheit, der Güte, die dem Himmel aufgedrückt sind, nicht auch Gott zu erkennen, ihm nachzuspüren, und ihn auf seinem Throne zu finden und zu verehren wüßte.

Elftes Kapitel.

Die Betrachtung der Erde erhebt uns zur Erkenntniß Gottes.

1. Wollen wir nun von der obern Welt auf diese untere herabsteigen und, gleich Denjenigen, die lange Zeit ihr Gesicht mit

Goldsticken angestrengt haben, im Grüne so vieler Hügel und Wiesen wieder die Augen stärken, die vom Glanze jener an Helle alles überbietenden Sphären geblendet sind. Verlassen wir den Himmel, um mit einer der Schwerfälligkeit unserer Sinne mehr angemessenen Betrachtungsweise auf der Erde zu verweilen. Sicherlich wird Keiner zu entschuldigen sein, der nicht nach der Erkenntniß des Wahren zu gelangen strebt, wenn jeder Weg, den man einschlägt, sei er hoch oder nieder, uns dahin führt: wenn wir nur dahin gelangen wollen.

Die alten Meister, die in die tiefen Geheimnisse der Philosophie eingeweiht waren, pflegten zu sagen, daß der Himmel der Vater, und die Erde die Mutter aller Dinge sei. Und in der That sehen wir, daß, wie der Himmel zu unserem Besten in beständiger Bewegung, so auch die Erde in beständigem Gebären begriffen ist. Da wir nun uns vorgenommen haben, das Viele in Weniges zusammenzuziehen, so werden wir an dieser Mutter zwei ausgezeichnete Eigenschaften beobachten: die Fruchtbarkeit in der Zahl ihrer Kinder, die Anmuth in ihrer Schönheit: Eigenschaften, die mit einander vereint uns ebenfalls zu Wegweisern dienen werden, die erste Ursache, die unerschöpfliche Quelle alles Guten und alles Schönen, d. i. Gott aufzufinden, der, an sich unsichtbar, sich uns in seinen Werken sichtbar machen wollte: „Der die Natur so einrichtete, daß er, wiewohl selbst unsichtbar, aus seinen Werken erkannt würde“ [1]).

I.

2. Es kann indessen nur gut sein, wenn wir, bevor wir die Kinder bewundern, einen Blick auf die Mutter werfen. Nichts scheint in der Natur so zufällig gemacht zu sein, wie die Einrichtung der Erde. Und wenn wir daher auch in ihr eine wunderbare Weisheit finden werden, so werden wir wohl uns der Wahrheit ergeben, und aus der Tiefe unseres Herzens ausrufen müssen: Was wird erst Fleiß und Sorgfalt hervorbringen können, wenn schon die Fahrlässigkeit so viel Kunstvolles zu Tage fördert? Sage mir also: Wer hält mitten in der Luft schwebend ein so großes Gebäude, wie

1) Athanas. contra Idol.

die Erde ist, oder, wenn Niemand sie hält, auf was stützt sie sich? Grabet nur hinunter, tief, bis in den tiefsten Abgrund, und saget mir dann, wo die Grundmauern eines so feststehenden Gebäudes sind, das durch so viele Jahrhunderte noch nie einen Riß gemacht hat. Eben, wirst du mir sagen, da braucht es keinen Grund. Da die Erde ihren Schwerpunkt mitten in sich hat, so ist dies die einzige Ursache ihrer Festigkeit. Wer stellt dir das in Abrede? Siehst du aber nicht, wie eben dies dem vernünftigen Denker beweist, daß sie mit Ueberlegung, und nicht nach Laune gemacht ist? Es sollen diejenigen hervortreten, welche die ganze Ordnung der Natur auf die Nothwendigkeit der Materie zurückzuführen gedenken, und, wenn sie den Muth haben, uns auseinandersetzen, von welcher Nothwendigkeit der Materie es denn herkomme, daß dieses große Gebäude ganz in sich selbst hange, und sich so, im Gleichgewichte ruhend, erhalte und unbeweglich jeder Erschütterung widerstehe. Gewiß kann man nicht sagen, daß diese Materie eine solche Nothwendigkeit sich selbst gegeben habe: sonst wäre sie ihre eigene Urheberin gewesen, eine Behauptung, welche den Spott aller Vernünftigen hervorruft. Woher hatte sie also dieselbe, als von Jenem, der das Ganze ersann? Jedes passive Princip setzt nothwendig ein actives voraus, das jenes gleichsam unter seine Botmäßigkeit bringt [1]).

3. Ueberdies: welche Nothwendigkeit der Materie erforderte je, daß das Wasser innerhalb der Erde sich aufhalte, um den Ocean zu bilden, und nicht vielmehr sie rings von außen umgebe, wie es die Luft thut, da dieses die natürliche Lage ist, welche dem Wasser gebührt, wenn man es blos als Element betrachtet? Hatte die Erde etwa Hände, um in ihrem Schooße jene unermeßliche Grube auszuhöhlen, die man Meer heißt, und hatte sie Kräfte, es mit so vielen Busen an sich zu schließen, um der Vortheile willen, die sie davon erlangt? Der ist wohl geistesblind, der nicht erkennt, daß zu alle dem die Kraft einer höchsten Intelligenz erfordert wurde, die, um den menschlichen Verkehr zu erleichtern, alles Gewässer nach einer Seite zusammenzog, und wollte, daß die Erde bald sich wie Ellbogen einwärts krümmte, bald als Vorgebirge spitz hinausragte, bald an der Küste Hügelreihen bildete, bald zum

---

1) S. Th. 1. p. q. 44. a. 2. ad 1.

Strande hin sich verflachte; daß sie an einem Orte den Wellen sehr schmalen Eingang gewährte, um Meerengen zu bilden; am andern sich ohne Gränzen erweiterte: Alles zum Behufe der Schifffahrt; wozu sie auch wollte, daß von Zeit zu Zeit fruchtbare Inseln mitten im Wasser hervorragten zur bequemen Ruhe der Schifffahrer, zur Herberge, zur Erquickung, und um ihnen, wie fest in's Meer gesetzte Pfeiler, die Meilen ihrer Reisen anzuzeigen.

4. Was ist ferner dem ersten Anblicke nach vernachläßigter als die Lage der Berge? Und doch sind sie, die vom Zufalle verbunden scheinen, mit so vollkommener Ordnung gefügt, daß die Flüsse, die von ihnen herablaufen, um die Thäler zu befruchten, immer zwischen dem einen und dem andern, bei so vielen Krümmungen, offenen Weg finden, ohne auf einer so langen Wanderung nach dem Meere, ihrem Vaterlande, einem Hügel oder einer Felswand zu begegnen, der ihnen unartig den Weg versperrte, und nicht freundlich den Durchgang gestattete.

Die Erde verlangte, nach dem besondern Hange ihrer Natur, keine Abwechslung von Bergen und Ebenen: und wozu dann eine solche Erhöhung ihrer Theile, daß diese, vom tiefsten Gestade allmälig sich erhebend, am Ende so hoch aufsteigen, bis sie gewaltige Gebirgsrücken werden? Wer das erforderte, war die Bequemlichkeit des menschlichen Geschlechtes, das Berge wünscht, hier zur Abhaltung der Hitze, dort zum Vergnügen der Jagd, dort zum Schutze gegen die heftigsten Winde. Und wer das gewährte, war jene unendliche Weisheit, welche, da sie die Macht dem Verstande gleich hat, mit jener Verschiedenheit von Ebenen und von Berggipfeln, von Abhängen und von Thälern nicht nur dieses Gebäude, gleichsam mit Vorsprüngen von majestätischer Dissonanz, viel reizender macht; sondern überdies noch diesen so großen Körper mit so vielen Bächen befruchtet, die zuerst verborgen durch seine Eingeweide fließen, und dann sichtbar ihm über den Rücken hinablaufen, mit einer Bewegung, die jener des menschlichen Blutes sehr ähnlich ist: so daß, wie das Blut, welches vom Herzen durch die Arterien mehr verborgen fließt, in alle Glieder eindringt, und von den Gliedern mehr offen durch die Adern zum nämlichen Herzen zurückkehrt; ebenso das Gewässer des Meeres durch geheime Kanäle unbemerkt in den Schooß der Erde einträte, und dann vor aller Augen

durch offene Flüsse zu dem Meere zurückkehre. O möchte sich daher ein jeder Mensch bestreben, den schönen, von Tertullian [1]) so hochgeschätzten Namen eines Schülers der Natur zu verdienen; welch' gelehrten Unterricht von übermenschlicher Weisheit würde er von ihr zu hören bekommen! Glaube mir, er würde sich bald schämen, die Art mit jenen Mißgeburten oder vielmehr Unthieren gemein zu haben, die zugleich Menschen sind und Gott läugnen.

II.

5. Es wird jedoch die ganze Kunst, die wir bisher so in Kürze in der bloßen Stellung und Gestalt, die der Erde gegeben ward, nachgewiesen haben, kaum den Namen Kunst beibehalten, wenn wir sie mit jener höchst wunderbaren Verständigkeit vergleichen, welche dieselbe Erde mit so vielen Kindern bereichert. Die Alten stellten uns die Natur unter der Gestalt einer Isis dar, am ganzen Leibe mit Brüsten versehen, um die unzähligen Kindlein zu ernähren, die sie an's Licht gebracht. Ganz wohl. Aber wer hat jene immer vollen Brüste mit Milch gefüllt, und wer hat die immer fruchtbaren Eingeweide mit Lebenskraft erfüllt? Man muß doch auf ein erstes Wesen zurückkommen, das der Ursprung all' des Guten ist, was außer ihm ist. Und bei dieser Betrachtung ist man genöthigt, sich gleich anfangs zu ergeben und aufrichtig zu bekennen, daß es der Natur viel leichter sei zu schaffen, als dem Menschen das Geschaffene aufzuzählen [2]). Denn wer würde sich getrauen, die große Menge der Kräuter, der Gewächse, der Blumen, der Früchte, der Samen und so vieler Thiere zusammenzuzählen, denen die Erde, wenn nicht Mutter, doch wenigstens Amme ist, indem sie allen ihre Speise bereitet, wie an einer offenen Tafel, die vor Aller Augen von der Natur gedeckt wird? Um die allgemeine Musterung, nicht etwa von den auf der Erde befindlichen Individuen, sondern blos von den Gattungen vorzunehmen, wäre das Verfahren nicht zulänglich, das Xerxes einhielt, um sein Heer zu zählen, indem er es innerhalb eines großen Kreises Schaar für Schaar einzeln abzählte. Wohl mächtig muß daher jene Stimme gewesen sein, die aus dem Nichts auf einmal so große Dinge hervorrief,

---

1) De Resur. car. c. 12. 2) S. Th. 1. p. q. 104. a. 1.

und fortwährend sie erhält. Denn auch dies ist kein kleineres Wunder; da nämlich alle irdischen Dinge an sich unvollkommen sind, so bedürfen sie nicht weniger der ersten Ursache, um sich zu erhalten, als sie derselben anfangs bedurften, um an's Licht zu kommen [1]). Nun ist bei so vielen Veränderungen, bei so vielen Todfällen, bei so vielen Verheerungen, die auf der Erde herrschen, noch keine von jenen Gattungen erloschen, die beim Beginn der Welt auf den Wink des göttlichen Willens entstanden sind: weßhalb eben diese so umsichtige Erhaltung der Natur von jenem großen Herrn zeugt, der vom Himmel herab sie unaufhörlich leitet und für sie Sorge trägt.

6. Denke dir zur großen Anzahl der Leibesfrüchte noch ihre Schönheit hinzu, und sage dann, ob man noch zweifeln könne, daß jede ein Werk göttlicher Hände sei. Immer gefiel mir der Gedanke einer großen Seele, die, wann sie im Frühling auf grasichten Plätzen lustwandelte, welche mit reizenden Blumen, wie mit Sternen, besäet waren, mit dem Stocke, den sie in der Hand hatte, von Zeit zu Zeit bald an das eine, bald an das andere jener Gewächse zu schlagen und zu ihnen zu sagen pflegte: Schreiet nicht so laut. Er begriff, mit welch' lauter Stimme eine jede dieser Blumen verkündete, wieviel schöner als sie jener Gott sei, der sie erschaffen hatte; und darum schien es, als wollte er sagen: Ich habe euch verstanden; stille, stille, ich weiß, was ihr mir sagen wollet. Und, in der That, ob wir auch von allem sinnlich Schönen in keinem Dinge etwas anderes sehen, als die Oberfläche, so ist doch selbst diese Oberfläche so schön, daß sie hinreicht, uns in Staunen zu versetzen: so wie uns der Anblick der bloßen Meeresfläche in Erstaunen setzt, wenn wir sie ringsum von einem hohen Felsen aus beschauen. Nimm das erstbeste Gewächs in die Hand, sei es ein Kraut, sei es eine Blume, sei es ein Reis, sei es ein Aestchen; und wenn du es blos von außen aufmerksam betrachtet hast, so sage mir, ob es niedlicher gemacht werden konnte! Ich bin versichert, daß, wer die Zeichnung davon versteht, gewiß daran nichts zu verbessern finden wird. Bedenke dann, was es erst sein würde, wenn das Auge Zeuge sein könnte von der Ordnung, welche die inneren Theile unter sich

1) Ibid.

haben, und von den verborgensten Einrichtungen, deren sich ein solcher Schatten von Leben bedient, um sich zu ernähren, sich zu erhalten, zu wachsen und ein anderes ihm Gleiches zu erzeugen.

7. Weil wir aber mehr zu dem Sinne als zu dem Verstande sprechen, so wollen wir es so machen: beschränken wir uns blos darauf, die Mannigfaltigkeit der Formen zu betrachten, die an diesen so niedrigen Geschöpfen ersichtlich sind, welche die Erde hervorbringt oder ernährt. Die Beschränktheit des menschlichen Geistes, der doch größer als die Welt ist, gestattet es keinem Künstler, daß er in jeder Beziehung sich auszeichne. Betrachte allein die Maler. Einige zeichnen sich im Colorite, andere in der Zeichnung, einige in der Anordnung, andere in der Vollendung ihrer Werke aus. Einer hat nicht seines Gleichen in der Darstellung von Schlachten, ein anderer in der Abbildung von Landschaften, ein dritter in der Prospektmalerei, ein vierter in der Vorstellung von Stürmen auf dem Meere, wieder andere in der Ausführung von Blumen, von Früchten, von wilden Thieren, von finstern Nächten, ohne daß sich je Einer gefunden, der in allen diesen Gattungen zugleich sich Ruhm erworben hätte. Und es handelt sich hier doch nur um eine einfache Nachahmung der Erscheinungen, die Jedem bekannt sind, der sie einmal gesehen hat. Wie groß muß daher jener Verstand sein, der mit gleicher größter Vollkommenheit nicht nur die äußern Formen unzähliger Dinge, sondern auch ihr inneres Wesen zu verfertigen weiß, ohne daß man je bei seinen Werken etwas hinzuzufügen oder davon zu nehmen fände? Wie groß wird die Fruchtbarkeit jener Ideen sein, die er immerhin noch in sich zurückbehalten muß, da so erstaunlich groß die Zahl derjenigen ist, die er gleichsam aus Scherz vor unsern Augen entfaltet hat?

Ich berufe mich nur auf die Betrachtung der Blätter, welche das Wenigste sind, was wir in einer solchen Menge von unendlich feinen Geweben vorschlagen können. Wer wird mir doch in diesen allein die Verschiedenheit, die Niedlichkeit, die Bildung der Linien beschreiben, die man an ihnen erblickt, da ich mich hierin ganz verliere? Einige sind breit, andere lang, andere rund, andere gewunden, andere spitzig, andere an mehreren Seiten wunderlich eingeschnitten, andere weicher als Sammet, andere glatt ohne Falten, andere ganz flach ohne Vorsprünge, andere wollicht wie Felbel, andere hart, andere mager,

andere mit sehr feinen Häutchen bedeckt, alle mit wunderbaren Adern bezeichnet, von verschiedenen Nerven gefestigt, mit verschiedenem Fleische versehen, und unter sich so verschieden, daß sie nicht nur an Gestalt, sondern auch an Farbe, die doch bei allen grün ist, sich eben so unähnlich sind, wie die Pflanzen, denen sie zur Verzierung dienen: „Selbst Dinge, die gleich zu sein scheinen, sind, wenn du sie vergleichst, verschieden“ [1]). O unendliche Weisheit! ich bin wohl taub, wenn so viele Zungen, die mir von dir reden, mich nicht zu erwecken im Stande sind.

Wir pflegen an den höchsten Festtagen die Wege, die zu den Kirchen führen, mit Zweigen zu bestreuen. Hat nun der Schöpfer nicht das Nämliche gethan, um uns zu seiner Erkenntniß einzuladen? Und doch sollte es einen Menschen geben, der dieses Namens so unwürdig wäre, daß er sich nicht zu einem so seligen Ziele auf einem Wege führen ließe, der nicht blos mit Zweigen und Blumen bestreut ist, sondern auch mit andern zahllosen Geschöpfen, die den Schooß dieser unserer großen Mutter-Erde schmücken, während wir, unter beständigen Wundern wandelnd, sie nicht einmal unseres Blickes, vielweniger denn unseres Staunens würdig halten! So geht oft ein roher Ackersmann über einen Hügel, der voll der heilsamsten Kräuter ist, und zertritt ohne Rücksicht mit dem Fuße, wie das Vieh, die kräftigsten Heilmittel, während auf der andern Seite ein Arzt mit aufmerksamem Blicke geht, hocherstaunt über die Kraft, die jene in so kleinem Gefäße enthalten.

Zwölftes Kapitel.

Zeugniß, das von Gott die Thiere geben, für die er so wunderbar gesorgt hat.

1. Kräftig, ohne Zweifel, war die Vertheidigung, die Sophokles für sich selbst führte, als er in seinem hohen Alter vor Gericht von seinen eigenen Söhnen wegen Geistesschwäche zur Führung

1) Sen. ep. 113.

des Hauswesens für untauglich erklärt wurde. Er wollte, daß zu seinen Gunsten die Werke sprächen und nicht die Zungen. Und deßhalb gab er sogleich den Richtern ein Trauerspiel in die Hände, das er soeben verfertigt hatte. Sie möchten aus dem Stoffe, aus der Erfindung, aus der Verwicklung, aus der Lösung des Knotens, aus dem Charakter so vieler sprechenden Personen, aus der Eigenthümlichkeit der Schreibart, aus dem Gewichte der Sentenzen urtheilen, ob jenes Trauerspiel Werk eines geistesschwachen Menschen sei. So sehr nun die Atheisten sich bemühen, in sich die Züge ihres Vaters auszulöschen, so sind sie doch Gottes Kinder, aber so undankbare Kinder, daß sie ihm nicht nur den Verstand, sondern auch das Dasein abstreiten wollen. Und darum zieht er, um diesem Streite ein Ende zu machen, nicht nur einen Band, sondern tausend und tausende der wunderbarsten Werke hervor, die er verfertigt hat, und jetzt noch fortwährend verfertigt. Werden sie deßungeachtet sich erdreisten, dem Verfasser derselben den Verstand abzusprechen?

Wenn jene Söhne ihrem Vater Sophokles entgegnet hätten, daß jenes schöne Trauerspiel kein untrüglicher Beweis für sein gesundes Urtheil sei, indem es ihm ja so zufällig aus der Feder geflossen sein konnte; glaubst du wohl, daß jene Richter eine so dumme Einwendung angenommen hätten? Vielmehr würden sie dieselbe mit Gelächter zurückgewiesen haben. Und nicht anders würden sie auch verfahren sein, wenn jene eingewendet hätten, daß die Schönheit jenes Werkes von der Natur des Pergamentes, der Feder, oder der Tinte herkommen könne, die er zu dessen Ausarbeitung gebraucht habe, und nicht von der Geisteskraft Desjenigen, der sie gebrauchte. Warum willst du also, daß man, wenn es sich um Gott handelt, auf eine andere Weise urtheile? Weg mit dem, der da von ihm nicht bekennt, daß seine Werke von seiner höchsten Weisheit Zeugniß geben!

Betrachte nur mit einem Blicke die Thiere. Diese Betrachtung ist mehr als hinreichend, uns sagen zu machen: O wie überaus verständig muß doch Derjenige sein, der sie erschuf, der sie ernährt, der für sie sorgt! Ich beschränke mich, so zu sagen, auf zwei Sorgen, die er für sie trägt: auf jene, die Individuen zu erhalten, und auf jene, die Gattungen zu erhalten. Wollen wir zuerst von

der einen, dann von der andern dieser wahrhaft göttlichen Sorgen handeln.

I.

Was nun die Erhaltung der Individuen betrifft, so haben wir stets ein überaus großes Wunder vor Augen, und doch gehen wir darüber hin, ohne es zu beachten. Ist es etwa nicht sehr staunenswürdig, daß, während in der Luft, im Wasser, auf der Erde so viele Thiere von so verschiedenen Arten wohnen, in einer so großen Menge nie einem die nöthigen Lebensmittel fehlen, so daß der Hunger, der so häufig aus den Abgründen, gleich einer Furie losbricht, um Völker und Provinzen zu verzehren, sehr selten die Thiere in den Wäldern überfällt, besonders da dort ihr Lebensvorrath nicht nur der Zahl angemessen, und daher sehr groß, sondern auch für die Neigungen berechnet, und daher sehr verschiedenartig sein muß? Daraus ersieht man, daß Derjenige, der sie anfangs machte, von Demjenigen nicht verschieden sei, der sie dann erhält, da er ihren Geschmack so genau zu erkennen und zu befriedigen weiß.

3. Daher kömmt es, daß er zu größerem Beweise seines erfinderischen Geistes sich nicht mit allen Thieren benehmen will, wie mit den Muschelthieren, denen er von den Wolken herab die Nahrung sogar in den Schlund träufelt: er will, daß die meisten sich anstrengen, sich dieselbe selbst auf tausenderlei Arten zu verschaffen. Und wer kann daher die Werkzeuge aufzählen, mit denen er sie zu diesem Behufe versah? Die vorzüglichsten sind die äußern und innern Sinne, die besonders in den kleinern Thieren unsere Verwunderung bis zum Uebermaaße steigern müssen.

4. Was nun die äußern betrifft, so sollst du bemerken, daß es zweierlei Gattungen von Thieren gibt. Einige besitzen die Fähigkeit, herumzugehen, und zu diesen gehören alle jene, die außer dem Wasser leben; andere machen nie einen Schritt, und zu diesen gehören im Wasser die Austern, die Korallen, die Meerschwämme, die man zugleich für Pflanzen und zugleich für Thiere hält. Von diesen kann man zweifeln, ob sie außer dem allen gemeinsamen Gefühlsvermögen und dem Geschmacke noch einen andern Sinn haben, der ihnen unnöthig sein dürfte, indem der nämliche Fels,

auf dem sie geboren wurden, ihnen seine Speisekammer ringsherum offen hält. Was aber die andern betrifft, so kann man darüber nicht zweifeln. Darum fehlt auch den allerkleinsten Insekten weder Gesicht, noch Gehör, noch Geruch. Wie fand nun also der Schöpfer selbst in dem Körperchen eines Flohes so viel Raum, um die Werkzeuge von fünf so verschiedenen Verrichtungen anzubringen? Ein in einem Ringe eingeschlossenes Uhrwerk schien einst des Fingers Carls V. so würdig, wie das Scepter einer ganzen Welt seiner Rechten gebührte. Und wir sollten unsere Empfindungen so ungerecht vertheilen, daß wir die nächstbesten Werke der menschlichen Kunst, welche die Schülerin ist, bewundern, und dabei jene der göttlichen Kunst, welche die Meisterin ist, nie bewundern? Und doch sind die Werke der Natur so beschaffen, daß darunter die bloßen Härchen, die an den Füßen einer armseligen Mücke hervorstehen, weit größere Kunst enthalten, als alle Erfindungen der berühmtesten neuern sowohl als ältern Meister der Welt.

5. Was werden wir dann von den innern Kräften sagen, womit diese Thierchen ihr Wohl so heftig lieben, und Alles hassen, was sich ihnen dabei in den Weg stellt; und sich fürchten, sich erzürnen, anfallen, fliehen, und sich zu rechter Zeit in Vertheidigung setzen; und bald hoffen, bald fürchten; bald Angst haben, bald sich nach ihrer Weise erfreuen? Auf einem so engen Felde Kämpfe von so vielen Leidenschaften! O wunderbarer Gott! du verschließest uns wahrhaft alle Auswege mit Werken, die an sich geeignet sind, uns die ganze Lebenszeit hindurch in großem Staunen zu erhalten! Und dennoch sollte noch Jemand sich dir entziehen, und jede Bewunderung abschütteln wollen?

6. Man darf daher glauben, daß, im Vergleiche mit den Sinnesorganen dieser so kleinen Thierchen, jene Organe, die zu ihrer Ernährung bestimmt sind, Vieles an Werth verlören. Doch wer kann sagen, wie vollkommen auch *sie* seien? Finde mir das winzigste unter derlei Thierchen auf, und sei es auch ein Wurm, der bewegliche Unrath eines Misthaufens, so müssen auch in jenem die vorzüglichsten Theile vorhanden sein: das Herz, aus dem die Lebenswärme jedem Gliede zuströmt; das Gehirn, in dem sich die für jede Bewegung nöthigen Lebensgeister bilden; der Magen, wo sich die Nahrung verkocht; die Leitröhrchen, welche sie im Leibe

vertheilen; die Eingeweide, welche den Ueberfluß von der schon verkochten aufnehmen; damit müssen nothwendig auch Zähne zum Nagen, Kinnlädchen zum Zerkauen, Zangen zum Halten, und andere unsäglich viele Werkzeuge verbunden sein [1]). Doch, wo sind sie? Man kann es kaum glauben, daß sie vorhanden seien, viel weniger begreifen. Aber Dank dem Mikroskope, dem wahrheitsliebenden Vergrößerer alles dessen, was es zugleich zudeckt und aufdeckt, weil es uns nicht nur von der Natur so Vieles enthüllt, was uns erst wenig bekannt war, sondern ebenso auch uns bestätigt hat, daß sie dort wirklich vollständiger sei, wo sie weniger Raum hat! [2])

II.

7. Es wird jedoch, wenn wir bei der künstlichen Einrichtung was immer für eines organischen Körpers stehen bleiben wollen, nicht leicht sein, zu bestimmen, welchen man den Preis zuerkennen müsse, ob den kleinern oder den größern Werken. Gewiß, wenn wir uns in diesen Abgrund einlassen, wird es uns ergehen, wie einem Schwimmer, der, wenn er sich untertaucht, er mag sich wenden, wohin er will, nichts anderes sieht, als bodenloses Meer. Wollen wir für jetzt blos das Aeußere betrachten.

Mit welcher Kunstfertigkeit konnten alle Theile dem für sie beabsichtigten Zwecke besser angepaßt, oder mit welchen Erfindungen besser so eingerichtet werden, daß sie zugleich verschieden, und zugleich einförmig wären, woraus, wie wir schon sagten, noch mehr das wirkliche Dasein eines thätigen Verstandes erhellt. Betrachte zuerst die Vögel, und du wirst beobachten, daß ihnen die Natur einen kleinen Kopf gibt, der mit einem spitzigen Schnabel bewaffnet ist, um die Luft zu spalten; daß sie ihnen leichte Federn gibt, um sie nicht schwergewichtig zu machen; und zugleich ihnen dieselben so eingerichtet gibt, daß sie in ihrem Fluge sich nicht dem Winde widersetzen, sondern ihm förderlich sind. Sie gibt ihnen Flügel, die mit verschiedenen Muskeln versehen sind, damit sie mit

1) Francesco Redi nelle Osservazioni intorno agli animali viventi che si trovano negli animali viventi.

2) Nusquam magis, quam in minimis tota est. Plin. l. 11. c. 2.

denselben zum Fluge behender seien, aber sie gibt ihnen dieselben rückwärts gebogen und ein wenig ausgehöhlt, damit sie ihnen, wenn sie fliegen sowohl als wenn sie ausruhen, bequemer seien; wenn sie fliegen, um mehr Luft zu fassen, die sie in der Höhe hält, und wenn sie ruhen, um sich gegen die umgebende Luftströmung zu schützen, die sie belästigt.

8. Beobachte dann den Unterschied unter ihnen, der so schön berechnet ist. Unter den Vögeln ernähren sich einige auf der Erde, und daher haben diese alle ihre Füße eingebogen, um sich von einem Zweige zum andern halten zu können, während sie ihre Nahrung suchen: die einen, wo es Würmer gibt, wie die Schnepfen; die andern, wo es Aehren gibt, wie die Tauben; die andern, wo sich Dorngehege finden, wie die Distelfinken; die andern, wo alte Baumstämme stehen, wie die Elstern und die Spechte, die selbst in die Eichen hacken.

9. Andere nähren sich im Wasser, worin sie sich größtentheils aufhalten, wie die Schwäne, und andere dergleichen mehr, denen wir deßhalb einen ausnehmend langen Hals gegeben sehen, um aus dem Grunde der Sümpfe jene Vegetabilien herauszufischen, die darin verborgen sind; breite, ruderartige Füße, um damit im Wasser herumzuschwimmen, ohne zu versinken; und einen langen, breiten und gequetschten Schnabel, um die Fischchen anzufassen und zu verschlingen.

10. Andere leben vom Raube in der Luft, wie der Habicht, der Geier, der Adler, der Sperber: und diese haben einen starken, gekrümmten Schnabel, um die todte Beute zu zerstückeln, und feste, scharfe Klauen, um die lebendige so zu ergreifen, daß sie nicht mehr entkomme.

11. Alle haben eine verschiedene Stimme, um sich zu sammeln, wenn sie schaarenweis fliegen, wie die Kraniche, die auch einen König anerkennen: verschiedene Arten, sich zu unterhalten, verschiedene List, um zu stehlen, und andere lebhafte Naturtriebe, die in einem so kleinen Körperchen wahrhaft Staunen erregen müßten, wenn nicht in den Werken der Natur der größte Theil der Menschen es machen würde, wie jene Unwissenden, die, wenn sie durch die Gänge irgend einer berühmten Akademie gehen, ihre Augen

mit dem Anblicke der prächtigen Hörsäle weiden, aber nichts von den Wissenschaften verstehen, die dort vorgetragen werden.

12. Lassen wir indessen die, wenn gleich gerechten, Vorwürfe, und gehen wir zur Betrachtung der Vierfüßigen über. Einige sollten sich vom Fleische getödteter Thiere erhalten: und diese wirst du zum Kampfe bewaffnet finden. Die Muskeln ihrer Schläfe sind stärker, wegen der Kraft, die sie den Kinnladen mittheilen müssen; die Zähne sägeförmig, um den Feind zu zerreißen; mit vier Pfoten, um den fliehenden zu fassen; die Klauen eingebogen und spitzig, um ihn festzuhalten, aber in den Scheiden dieser Pfoten steckend, damit sie durch's Gehen nicht die Schärfe verlieren und sich nicht abstumpfen.

13. Anders ist der Bau der Thiere beschaffen, die sich mit Kräutern ernähren sollten. Bei ihnen sind die Zähne gleich lang; aber die vordern sind enger und schneidender, um das Futter abzubeißen, sei es dann Gras, oder Laub, oder Heu, und die hintern sind breiter und stumpfer, um es zu kauen. Die Klauen, da sie blos der Schwere ihrer Körper zur Stütze dienen müssen, sind sehr fest, nur daß sie bei einigen ganz, bei andern gespalten, bei andern wie Zehen gemacht sind. Ganz sind sie bei jenen Thieren, die, weil sie keine Hörner haben, die Füße auch als Waffen gebrauchen müssen, wie es bei den Pferden und Maulthieren der Fall ist. Gespalten sind sie bei jenen, die ihre Füße blos zum Gehen benützen, wie die Ochsen; oder sich auf der Weide auf steilen Abhängen halten müssen, wie die Hirschen, die Ziegen, die Schaafe. Zehenförmig sind sie bei jenen gebildet, die sich derselben gleichsam als Hände zum Festhalten der Beute bedienen müssen, wie es bei den Hunden, bei den Leoparden, bei den Löwen und andern Raubthieren der Fall ist.

17. Die Länge des Halses ist dann der Länge der Beine angemessen. Daher ist das Kameel, als das höchste von allen Lastthieren, auch mit einem längern Halse versehen: sonst wäre es ihm unmöglich, anders als liegend zu weiden. Und weil zu jener Fleischmasse, die der Elephant mit sich trägt, ein so langer Hals nicht passen würde, wurde ihm als Ersatz dafür ein Rüssel gegeben, dessen er sich vollkommen so wie einer Hand bedient, um alle Unbequemlichkeiten zu überwinden, die ihm sein schwerer Körper-

bau verursacht, besonders beim Ausreißen der Pflanzen, wenn er weidet, oder beim Durchwaten der Flüsse: wenn er sie nicht durchwaten kann, außer er schwimme.

15. Du siehst schon, daß ich den Pinsel ganz flüchtig führe, und wie in's Kurze gemalt jene Figuren herstelle, die wegen des engen Raumes im Gemälde nicht aufrecht stehen können. Daher wollen wir von den vierfüßigen Thieren zu den Fischen übergehen, die dem Elemente, für welches sie geschaffen, so wohl angepaßt sind. Ihr Kopf ist gewöhnlich länglicht, da er so jenen lebendigen Schiffchen, welche die Welten durchfahren, als Vordertheil dienen muß. Ihre Augapfel sind kugelrund; denn wären sie, wie bei den Landthieren, linsenförmig, so würden sich die Sehstrahlen, während sie durch's Wasser gehen, das noch dichter als die Luft ist, zu sehr brechen: da doch gerade die Fische ein sehr scharfes Gesicht brauchen, um die Speise von Weitem zu erblicken. Sie haben keine Augenlider, weil der Zweck derselben ist, die Augen schnell vor unvorgesehenen Splittern zu schützen: und diese fliegen wohl in der Luft herum, aber nicht im Wasser. Sie haben nur eine sehr unvollkommene Zunge, weil der Geschmack (da sie die Speise nicht kauen, sondern blos verschlingen dürfen, um dem Wasser nicht Zeit zu geben, in Menge einzudringen) blos auf ihren Schlund beschränkt wurde. Sie haben keinen Hals, weil sie keine Stimme zu bilden brauchen, da sie stumm geboren werden, wie es ihr Element mit sich bringt. Sie haben keine Füße, weil sie sich nicht gehend, sondern nur schwimmend bewegen dürfen. Wohl haben sie anstatt der Füße am Bauche theils zwei, theils vier Flossen, je nachdem sie zu ihren Bewegungen nach allen Seiten hin mehr oder weniger Ruder bedurften. Am Schweife haben sie eine breitere Flosse, die ihnen auf ihrer Schifffahrt als Steuerruder dient, und eine andere auch auf dem Rücken, um sich zu richten, wenn sie die Lust anwandelt, auf dem Rücken zu schwimmen. Die einzigen Lampreten mit andern derlei schlangenähnlichen Fischen haben weder Füße noch Flossen, weil sie nach ihrer natürlichen Anlage durch das Wasser kriechend hinstreichen, nicht aber einen gewissen Gang haben. Sie sind mit Schuppen überzogen, weil sie, wenn sie mit Haar bedeckt wären, sich gegen das Wasser nicht halten könnten; und die Schuppen sind alle zweckdienlich rückwärts gelegt, damit

sie ihnen im Schwimmen nicht hinderlich seien. Jene unter ihnen, die weniger Blut haben, und somit weniger warm sind, schöpfen nicht Athem, um sich zu erfrischen; wohl aber athmen alle jene, die unter ihnen blutreicher sind: darum wurden diese auch mit Lungen nahe am Herzen versehen, die den andern versagt sind, und haben in der Nähe des Kopfes einige Canäle, wodurch sie das Wasser wieder ausstoßen, das sie beim Hinabtauchen in die Tiefen in zu großer Menge getrunken.

16. Und während ich dieses schreibe, möchte ich gerne in die bitterste Galle meine Feder tauchen, um sie geeignet zu machen, die herbsten Scheltworte gegen jenen überstolzen Alphons X., König von Spanien, zu richten, der, als ob er einen eben so hohen Thron hätte, wie der Allerhöchste, seinem Munde die gottlosen Worte entschlüpfen ließ: daß, wenn er bei der Schöpfung der Dinge wäre zugegen gewesen, er ihm bessere Ideen für ihr Modell und bessere Werkzeuge für ihre kunstgerechte Ausführung angegeben hätte. So möge denn, nicht sein blödsinniger Kopf, sondern die Weisheit aller menschlichen und aller englischen Geister kommen, und bei einer so großen Verschiedenheit der Geschöpfe, und besonders der in der Luft, oder im Wasser, oder auf der Erde lebenden, es versuchen, nicht eine ganze Gattung, nicht den Kopf, nicht das Herz, sondern die Schale einer Schnecke zu verbessern. Es ist dies ein so verächtliches Thier, daß es, wie es sich nicht bewegen kann, ohne, wohin es nur immer geht, mit dem Streife seines Schleimes ein Zeugniß von seiner großen Fäule zu hinterlassen, ebenso auch ohne Eckel nicht beschrieben werden kann. Und nichts desto weniger werden sie gewiß mit all' ihrer Meisterschaft jenes rohe Haus, das von der Natur für eines ihrer geringfügigsten Kinder erbaut wurde, nicht nur nicht in besserer Art abtheilen, oder schöner mit Farben bemalen, oder vollkommener ausführen können; sondern sie werden ihr dasselbe nicht einmal, wenn es auf irgend einer Seite einbricht, wieder herzustellen, ja auch nur am Leibe so zu flicken wissen, daß es ihr, ich will nicht sagen besser als zuvor, sondern blos nicht schlecht anpasse. Denke dir dann, was sie mit einer Meerschnecke machen würden, die viel edler sind, als die vom Lande, wo die schlechteren sich finden! Sie sollen zuerst die Stelle von Plinius lesen, die ich hier wörtlich

anführen will, und dann sich mit einander über das Unternehmen berathen [1]): „Von härterer Schale sind die Meerschnecken und „Muschelthiere, an denen eine große Mannigfaltigkeit der spielen„den Natur und ein großer Unterschied an Farbe sowohl als an „Gestalt ersichtlich ist; denn es gibt deren flache, gehöhlte, läng„lichte, halbmondförmige, in einen Kreis herumgedrehte, in einen „Halbkreis abgeschnittene, rückenförmig erhabene, glatte, faltige, „gezahnte, gereifelte, mit spiralförmig gedrehter Spitze, mit einem „spitzig auslaufenden Rande, von außen breit ausgehende, von „innen eingebogene: bald sind sie gestreift, bald haaricht, bald „kraus, bald netzförmig gegittert, bald schief, bald gerade gedehnt, „bald zusammengezogen, bald ausgestreckt, bald buchtig, bald in „einen kurzen Knoten verlaufend, bald an der ganzen Seite zusam„menhängend, bald offen, wie Posaune, bald zusammengebogen, „wie Horn."

So ist die äußere Gestalt des Gebäudes, das die Natur einem sonst werthlosen Thierchen, wie eine Schnecke ist, zur Wohnung errichtet hat. Wäre nun diese nicht allein schon hinreichend, uns zur Erkenntniß Gottes zu bringen, der auch in seinen kleinsten Werken unendlich groß ist? — Mit welcher Kunst, mit welchem Verstande, mit welcher Klugheit müssen wir glauben, daß in ihrem Innern so viele wichtigere Werke werden ausgeführt sein? Und wenn die Muschelschale eines Würmchens mehr als hinreichend ist, uns einen unwiderleglichen Beweis von der Weisheit Gottes zu geben, wird dazu eine ganze Welt nicht genügen? O so lasse uns denn in ein Uebermaaß von Bewunderung und Staunen ausbrechen! Das gerechteste Lob, das wir dem Schöpfer, der so herrliche Dinge gemacht hat, darbringen können, besteht nicht darin, daß wir seine Werke rühmen, sondern daß wir sie bewundern [2]).

III.

17. Und doch ist es nicht wenig, wenn man von Einigen nur so viel erlangt, daß sie dieselben beobachten. So beweist

---

1) L. 9. c. 33.

2) Virtutis divinae miracula obstupuisse, dixisse est. Greg. l. 2. Moral. c. 5.

ferner noch (um wieder auf den alten Weg zurückzukommen) die den Thieren beistehende Vorsehung der Umstand: daß sie vor aller Erfahrung die gute Nahrung von der schädlichen zu unterscheiden wissen. Daher sieht man, daß ein Hündchen, das kaum zur Welt gekommen, sogleich die Zitzen seiner Mutter zu finden, sich an dieselben zu hängen, sie auszudrücken und daran zu saugen weiß, und nie geht es, aus Irrthum, die einer Katze aufzusuchen. Und diese Erscheinung ist so verläßlich, daß viele Thiere dadurch, daß sie sich einige Kräuter auserwählten, andere hingegen vermieden, dem Menschen die heilsamen, sowie die schädlichen gezeigt haben. So erkennen sie auch ihre Feinde, und sind vor ihnen auf der Hut, bevor sie von ihnen etwas Böses erfahren haben: und die Fische fliehen das Netz, bevor sie jemals darein gegangen sind; und vor aller Erfahrung fliehen die Lämmlein vor den Wölfen, nicht aber vor den Schäferhunden; die Tauben fürchten sich vor dem Sperber, und vor dem Geier fürchten sie sich nicht; und die wilden Thiere verbergen sich beim Brüllen des Löwen, und verbergen sich nicht beim Geschrei des Elephanten. Woher kömmt nun dies Alles? Die Thiere thun es nicht aus Ueberlegung, sondern aus Instinkt, so wie bei den Menschen die Kinder ihrerseits Aehnliches thun: was man sehr klar daraus entnehmen kann, daß, wie man sieht, alle es auf die nämliche Weise machen, obwohl sie es nicht gelernt haben.

Wer gab ihnen aber diesen Instinkt? Ihre Natur? Aber von dieser selbst fragt es sich: wer machte sie so? Machte sie sich selbst, und entschloß sie sich selbst zu dieser Abgemessenheit der Verrichtungen, wenn sie Natur, und zwar Natur von unvernünftigen Thieren ist? Dann werden wir sagen können, daß auch die sogenannte Wasserorgel sich selbst gemacht habe, die, wenn die Wellen darübergehen, ihre Tasten bald erhebt, bald niederdrückt, und die wohlklingenden Töne so genau berechnet von sich gibt, daß sie mehr nicht thun könnte, wenn sie mit Verstand begabt wäre. Doch nein! In den Bewegungen eines jeden Körpers, der bewegt wird, erscheint sogleich die Kraft des wahren Bewegers [1]). Sowie daher in den Verrichtungen jener mit keinem Sinne begabten Orgel

---

1) S. Th. 1. 2. q. 13. a. 2. ad 1.

die menschliche Kunst erscheint, die sie beim Darübergehen des Wassers so wohlgemessene Töne von sich geben macht; ebenso offenbart sich in dem Thun der vernunftlosen Thiere die göttliche Kunst, welche macht, daß die Naturtriebe in so kluger Weise sich äußern, sobald dieser oder jener Gegenstand erscheint, der in ihnen auf verschiedene Weise die Vorstellungen, d. i. eben ihre Tasten (ihren Gefühlssinn), anregt.

Dreizehntes Kapitel.

Zeugniß, das von Gott die Thiere geben, die von ihm unterrichtet worden, sich zu vertheidigen und zu heilen.

1. Es gibt keinen in der Malerkunst bewanderten Menschen, der sich nicht schämt, wenn er, befragt, von welcher Hand irgend ein ausgezeichnetes Gemälde sei, nicht sogleich zu sagen weiß, ob es von Raphael, von Caracci, von Correggio, oder von Guido sei. Wohl aber gibt es Menschen, die sich nicht schämen, wenn sie, befragt, von welcher Hand so viele schöne Werke der Natur seien, nicht sogleich zu sagen wissen: von der Hand Gottes. So ist ein jeder Gottesläugner. Daher kann man von ihm wohl behaupten, daß er die Werke der Natur nicht verstehe. Wenn er sie verstünde, würde er sogleich sehen, daß sie von keinem andern Künstler gemacht sein können, als vom höchsten. Endlich ist es möglich, daß die Hände der Menschen, so kunstreich sie sein mögen, doch alle nachgeahmt werden, und daher wäre es kein so grober Verstoß, wenn man die eine von der andern nicht wohl zu unterscheiden wüßte. Aber die Hand Gottes ist keine Hand, die von Jemanden nachgeahmt werden könnte: und darum ist es nicht nur Verstoß, sondern Verbrechen, wenn man sie von der Hand des Zufalls, oder irgend eines Andern, der nicht Gott ist, nicht zu unterscheiden weiß.

Wir haben diese einzige Hand schon früher genugsam in den Werkzeugen und in den wunderbaren Instinkten entdeckt, die den Thieren gegeben sind, um sich durch den Gebrauch der Nahrungsmittel zu erhalten. Nun gehen wir weiter: denn was nützte Alles, was sie thun, um

sich zu erhalten, wenn sie nicht zugleich zu rechter Zeit sich vor ihren Feinden zu hüten wüßten? Doch wurde auch dafür Bedacht genommen. Ihre Feinde sind zweierlei: innere und äußere. Die inneren sind die Krankheiten, die äußeren sind verschiedene Gegner, die sich, wie es unter den Menschen häufig geschieht, so auch unter den Thieren beständig treffen und die wegen der Wohnung, oder wegen der Weide, oder wegen der Jungen, oder endlich wegen anderer entgegengesetzter Vortheile ewige Fehden unterhalten.

I.

2. Um nun zuerst von diesen äußern Feinden zu reden, so ist es gewiß, daß die Thiere, ohne jemals die Kriegskunst gelernt zu haben, zum Verwundern gut ihre vortheilhaftesten Stellungen zu unterscheiden und sie auch einzunehmen wissen. Die Nachtigallen, um sich vor den Sperbern zu sichern, halten sich im Gebüsche auf; der Reiher, um sich vor den Falken zu sichern, kreist um das Wasser herum, das jene fürchten; und das Elennthier, ein sonst so furchtsames Geschöpf, daß es bei jeder Wunde, wenn es das daraus fließende Blut sieht, sogleich vor Schrecken zu Boden fällt, überwindet doch die Wölfe, indem es gegen sie zum Kampfplatze die gefrornen Flüsse wählt, auf denen es sich mit seiner scharfen und zwiegespaltenen Klaue sehr wohl halten kann, während sich die Wölfe darauf nicht halten können [1]).

3. Nebst dem Vortheile der Stellung kennen die Thiere den der Waffen. Daher kömmt es, daß der Adler auf seine Klauen eine sehr große Sorgfalt verwendet: und wenn er irgendwo aufsitzt, so scheint er sie immer im Auge zu haben, indem er sie am Steine wetzt, wenn sie die Schärfe verloren haben, und, wenn sie geschärft sind, sich hütet, auf Steine zu treten, um sie nicht wieder abzustumpfen. Die Hirsche, die Rehe und die Stiere wetzen auch ihre Hörner an Baumstämmen, und probiren sie oft, ehe sie sich mit ihren Gegnern in den Zweikampf einlassen. Die Rohrdommel dreht ihren Schnabel aufwärts unter die Flügel, und erwartet unerschrocken den Anfall der Falken, die, da sie mit Wuth auf dieselben herabstürzen, um sie als Beute zu fassen,

1) V. haec et seq. apud Aldrov. in suis locis, et apud Gasp. Scottum in Physica curiosa.

sofort todt auf dem Platze bleiben. Und der Pelikan nimmt, um nicht von andern Raubvögeln überfallen zu werden, in seinem Schlafe eine ähnliche Stellung an, und ist so auch schlafend bewaffnet.

4. Wo die Kraft fehlt, ersetzen sie dieselbe durch die Verbindung. So machen es die Staaren, da sie stets in sehr zahlreichen Schaaren anderer Vögel fliegen, und in denselben, zu ihrer größern Sicherheit, die Stellung in der Mitte einzunehmen suchen. Die Rinder verschanzen sich gegen den Wolf, indem sie sich in einen engen Kreis vereinigen, mit den Köpfen gegen den Feind gewendet: und die Pferde kehren in der nämlichen Stellung dem Wolfe nicht die Köpfe, sondern die hintern Füße zu, wo sie ihre Stärke haben, und vertheidigen sich tapfer mit den Hufen. Und wenn die Hilfe nicht bereit ist, so wissen die Thiere dieselbe auch mit der Stimme zu verlangen. So zeigt der Wiedehopf, wenn er den Fuchs im Grase versteckt sieht, denselben mit ungewöhnlichem und ungestümem Geschrei den Hunden an. So fordern die Schwäne, so die Störche, so die Enten die von ihnen abwesenden Genossen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen den Adler auf; und so machen es auch die Affen in ihren Wäldern, indem sie selbst gegen die Jäger ein so starkes Geschrei erheben, als ob sie einem Diebe zuschrien.

Ueberdies sind die wehrlosesten, um sich vor diesen (den Jägern) zu schützen, eben so gewandt, wie die stärksten. Der Hase springt in Einem Satze in seine Höhle, um keine Spuren da herum eingedrückt zu lassen, die ihn denjenigen verrathen könnten, welche ihn aufsuchen; der Bär geht rücklings hinein, um scheinen zu machen, als sei er herausgegangen, während er hineinging, und selbst der Löwe (gleich einem tüchtigen Kriegsmanne, der nicht weniger besorgt ist, die Gänge des Feindes zu entdecken, als die seinigen zu verbergen) drückt zugleich seine Fußstapfen in den Sand, worüber er geht, und vertilgt sie zugleich, um von seinen Wegen keine Spur zu hinterlassen. Mit Einem Worte, alle Thiere sind mit irgend einer besondern Gabe zu ihrer Vertheidigung versehen: einige mit der Gewandtheit, wie die eben genannten Affen, die sogar mit der Hand den Pfeil in der Luft auffangen, der auf ihren Leib geschossen wird; einige mit der Beherztheit, wie der

Löwe, der nur rücklings flieht, und seinem Verfolger das Gesicht zeigt, um ihm Schrecken einzujagen; einige mit der Furchtsamkeit, wie die Hirsche, denen selbst die Furcht zur Sicherheit gereicht, da sie so schnell sich flüchten; einige damit, daß sie sich gleichsam unsichtbar machen, wie dies die Tintenfische in ihrer Tinte thun; einige damit, daß sie gleichsam umgewandelt scheinen, wie es die Meerspinne macht, welche sogleich die Farbe des Felsens annimmt, an den sie sich geklammert hält, und so jedes Auge hintergeht: ohne daß unter einer so zahlreichen Schaar von Thieren, die im Wasser, auf dem Lande, oder in der Luft leben, sich auch nur Eines fände, das entweder mit der ihm verliehenen Stärke, oder mit der ihm eigenen Geschicklichkeit nicht hinlänglich zu seiner Vertheidigung bewaffnet wäre.

5. Sie haben ferner keine geringere Geschicklichkeit zum Angreifen, als sie zu ihrer Vertheidigung besitzen. Das Wiesel, wenn es sich mit den Schlangen messen will, bereitet sich dazu vor, indem es erst die Raute frißt, ein Kraut, dessen Geruch denselben unerträglich ist; und der Ichneumon, wenn er mit den Vipern kämpfen will, wälzt sich ganz im Kothe, und indem er diesen an der Sonne hart werden läßt, macht er sich eine Art Panzer daraus, um keinen Biß mehr zu fürchten zu haben. Der Tiger, um andere Thiere in falscher Sicherheit anzulocken, sich mit ihrem Fleische zu speisen, stellt sich todt, und dann fällt er plötzlich und ungescheut über sie her und zerreißt sie [1]). Den Fuchs hat man gesehen, sich in rother Erde wälzen, bis er gleichsam ein Aas ohne Haut zu sein schien, um die einfältigen Vögel zu einem köstlichen Schmause einzuladen, den dann er mit ihnen anstellt, nicht sie mit ihm; und der Zitteraal kann in einer noch ungewöhnlichern bewunderungswürdigen Weise denjenigen, der ihn berührt, selbst lahm machen, und ihm nicht nur den Muth, sondern selbst die Bewegung nehmen. Doch wie groß ist meine Thorheit! Bilde ich mir etwa ein, in wenige Blätter das zusammenzufassen, was Andere in viele dicke Bände nicht einzutragen vermochten? Nein, ich habe nie etwas anderes beabsichtigt, als dir jenen Schacht zu zeigen, der so unerschöpflich ist, daß man mit jedem Tage neue Wunderdinge daraus hervorholen

1) Olaus l. 18. c. 40.

kann. Doch sage mir: ersiehst du aus diesem kleinen Probestückchen, das ich dir daraus gebracht, nicht zur Genüge, daß dieses sein Metall kein uns heimisches ist? Wer kann so große Mannigfaltigkeit von Erfindungen, von Kriegslist, von Abwehrarten zu dem einzigen Zwecke eines Vertheidigungs- und Angriffskrieges unter den Thieren geben, außer allein der göttliche Verstand? Ueber dies sage ich so: Die besondere Natur des Hasen, zum Beispiele, kann nicht wollen, daß die Hunde, sobald sie ihn sehen, sich sogleich aufmachen, ihn zu verfolgen, zu so großem Nachtheile des Unglücklichen, wenn er eingeholt wird; und die besondere Natur der Hunde kann nicht wollen, daß der Hase vor ihnen fliehe. Wer gab also zugleich diesen Instinkt dem Hasen, vor den Hunden zu fliehen, den Hunden, ihn zu verfolgen, wer anders als eine höhere Natur, die jenes beständige Vergnügen im Auge hatte, das uns aus dieser so ängstlichen Flucht und aus dieser Jagd erwachsen könnte? Und diese höhere Natur ist eben diejenige, welche man mit einem würdigern Worte Gott nennt.

II.

6. Nun müssen wir noch einen Blick auf die inneren Feinde werfen, vor denen sich die Thiere durch den Gebrauch von Arzneien so wohl zu retten wissen. Wenige, in der That, sind ihre Krankheiten im Vergleiche mit den unsrigen: sei es, weil die Thiere mit größerer Mäßigkeit als die meisten Menschen leben; oder sei es, weil ihr Temperament, viel materieller und derber als das unsrige, den Eindrücken der ihm feindlichen Dinge weniger unterworfen ist: sowie etwa eine Thurmuhr schwerer zu verderben ist, als eine Sackuhr. Was immer der Grund davon sein möge, so viel ist gewiß, daß die Thiere, von einer innern Anweisung der Natur geleitet, auf eine wunderbare Weise die ihren Krankheiten angemessenen Heilmittel zu finden wissen, und zwar Heilmittel, die leichter, unschädlicher und unfehlbarer sind, als die unsrigen, damit desto klarer hervorleuchte, daß der Zufall ebenso wenig ihr Erhalter sei, als er ihr Schöpfer war. Das Wunderbarste in dieser Beziehung ist jedoch, daß nicht nur jedes Thier seine eigene Arznei hat, welche das andere nicht hat; sondern daß es auch vor jedwedem Versuche sie kennt, sie aufsucht, und sie gerade nach dem Bedarfe recht zu gebrauchen weiß. Das erste Mal, daß die Schwalbe erblindet, weiß sie das Schöll-

kraut zu finden; das erste Mal, daß die Viper erblindet, weiß sie den Fenchel zu finden; das erste Mal, daß der Dammhirsch verwundet wird, weiß er die Zuflucht zu seinem Diptam zu nehmen. Es gibt kein Gift, wogegen die Schildkröten nicht sogleich das Gegengift bereit hätten, und das ist das Dostenkraut: sowie der Lorbeer jenes große Universalmittel ist, das den Tauben, wie den Raben, in jeder Krankheit hilft. Nun soll sich Hippokrates mit Studieren das eigene Leben verkümmern, um es Andern zu verlängern; und, die Hoffnung aufgebend, es so weit zu bringen, nur gestehen, daß [1]) die Kunst lang, das Leben kurz und die Erfahrung unzuverläßlich sei! Er soll es nur sagen, daß man gegen viele Krankheiten bisher noch keine wirksame Hilfe gefunden! Die Thiere wissen, ohne Akademieen und ohne Lehrsätze, für jedes Uebel die passende Arznei zu finden. Und dann sollte es noch einen Menschen geben, der ihnen zum Lehrmeister nicht die Weisheit einer höchsten Intelligenz, sondern die tölpelhafte Blindheit von Atomen anwiese, die noch unstäter als die Landstreicher herumschweifen?

7. Wenig würde es aber scheinen, wenn die Thiere nicht mehr wüßten, als das Uebel zu heilen, von dem sie überfallen worden: es hieße dies, den Dieb wohl aus dem Hause jagen, aber erst dann, wann er dasselbe schon ausgeraubt hat. Das Wunderbarste ist, das sie das Uebel auch zu verhüten und ihm alle Zugänge zu verschließen wissen [2]). Zu diesem Zwecke wählen sie sich die tauglichsten Orte, und scheuen sich nicht, auch in sehr weit entfernte Länder zu wandern, wie die Kraniche im nördlichen Rußland, die, um jenem rauhen Winter zu entgehen, von da bis nach Aethiopien ziehen, ohne Gefahr, jemals den Weg zu verfehlen. Die Fische ziehen bald von den Ufern in die hohe See, bald von der hohen See zu den Ufern zurück, und wechseln ihren Aufenthalt beim Wechsel der Jahreszeiten, wie es die großen Herren machen. Auch gibt es unter ihnen viele, die aus den warmen Meeren in das schwarze Meer gehen, und viele, die aus dem schwarzen Meere in die warmen Meere übersiedeln. Und weil die schwächern die rauhe Witterung früher fühlen, als die stärkern, so machen jene ihren Umzug

1) „Ars longa, vita brevis, experimentum fallax."
2) Arist. hist. Anim. l. 18. c. 12.

vor diesen, wie die Schollen im August, die Thunfische im September. Die Schwalben ziehen nach Afrika, um unserer heimischen Kälte auszuweichen; und die Wachteln, die Drosseln und die Turteltauben haben auch ihre freundlichen Plätze, um dort zu überwintern. Selbst die Geier, obgleich so verrufen wegen der Aase, womit sie sich nähren, sind doch der verderbten Luft so feind, daß man jene Gegend, wo sie sich am meisten aufhalten, auch für die gesündeste hält. Kurz, der Mensch, so stolz er auch sein möge, muß es sich gefallen lassen, von den verächtlichsten Thieren Unterricht in solchen Kenntnissen zu nehmen. Es erzählt Aristoteles [1]) von irgend einem Manne in Byzanz, daß er sich beim Volke den Ruf eines großen Wetterpropheten erworben habe, weil er an einem Igel, den er sich von klein auf im Hause aufgezogen, die Beobachtung machte, daß dieser, wann entgegengesetzter Wind im Anzuge war, das Zimmer wechselte, gemäß dem ihm innewohnenden Instinkte, für seine Höhle im freien Felde zwei Oeffnungen zu machen, eine gegen Süden, eine andere gegen Norden, und dann bald die eine, bald die andere zu verschließen, je nachdem der Wind von der einen, oder von der andern Seite herweht. Und diese Eigenschaft ist nicht blos dem Igel gegeben, denn es gibt sehr wenige Thiere, die nicht in ihrem Innern den Instinkt trügen, den ihnen schädlichen Wechsel der Witterung vorherzufühlen; so daß die armseligsten in diesem Stücke die am besten unterrichteten zu sein scheinen. Daher weiß nicht nur der Löwe, der so sinnreich ist, die bevorstehende Trockenheit vorherzusehen, und ihr dadurch auszuweichen, daß er sich bei Zeiten in wasserreichere Gegenden zurückzieht; sondern die Krokodile selbst scheinen die Höhe des Nils gemessen zu haben, noch bevor er aus seinem Bette tritt, da sie ihre Eier an einen Ort zu legen wissen, wo im Verlaufe jenes Jahres die Ueberschwemmung nie hinkömmt. Die Raben verrathen die Ungewitter; die Taucher, die Enten, die Bienen sagen die heftigen Winde vorher; und die Ameisen künden die Unfruchtbarkeit des folgenden Jahrganges dadurch an, daß sie ihre Speicher mehr als gewöhnlich anfüllen, bevor die sparsame Ernte kömmt. In welcher Schule haben nun diese Thiere so viel Astrologie gelernt, daß sie sogar

---

1) L. 9. hist. An. c. 6.

mehr davon wissen, als der Mensch, der bei Vorhersagung des Regenwetters in seinen Kalendern sich weit ärger täuscht, als ein Frosch. Wer übersendet ihnen die Neuigkeiten der Zukunft, bevor diese eintritt? Welchen Lehrer haben sie gefunden, der sie unterrichtet, und zwar so wohl unterrichtet, daß kein Schüler wegen Mangel an Talent jemals in den Lectionen zurückbleibt, die ihm in seiner Classe gegeben werden? Wird wohl Jemand glauben, daß der Zufall, der von dem, was er thut, nichts weiß, solche Schüler zu bilden wisse? Wenn dem so wäre, dann würden jedenfalls die Schüler weit besser sein, als der Lehrer. Thue deinem Verstande Gewalt an, so sehr du willst, damit er sich dazu verstehe, dir zu sagen, daß es keinen Gott gebe: er muß die Schmach, die du ihm anthust, doch erkennen, und sich zu wehren wissen.

Vierzehntes Kapitel.

Zeugniß, das von Gott die Thiere geben mit ihrer bewunderungswürdigen Fortpflanzung.

1. Derjenige, der einst jede Bewegung in den Thieren läugnete, log nicht so unverschämt gegenüber den Sinnen, wie derjenige gegenüber der Vernunft lügt, der in den besagten Thieren den unbeweglichen ersten Beweger läugnet, welcher Gott ist. Du hast schon gesehen, wie viel er in den Werkzeugen und in den Instinkten wirke, die er ihnen zur Erhaltung ihrer eigenen Individuen gibt. Nun bleibt uns noch zu betrachten übrig, was er zur Erhaltung der Gattungen wirke. Denn wenn ein großer Künstlergeist seine Sorgfalt mit Weisheit vertheilen muß, so läßt sich nicht zweifeln, daß er, der für das Wohl eines jeden Einzelnen so aufmerksam sorgte, nicht noch mehr für das Wohl Aller besorgt sei.

I.

2. Vor Allem: ist es nicht ein großes Wunder, daß in sechzig Jahrhunderten, seit denen die Thiere auf der Welt sind, nie auch nur eine Art von ihnen zu Grunde gegangen ist, besonders

wenn wir erwägen, daß einige von diesen mit so vieler List in der Luft und im Wasser, und mit so großer Gewalt in den Wäldern von den Menschen verfolgt werden? Wie konnte sich so lange dieser heftige Krieg dauernd erhalten, der gegen sie von Geschöpfen geführt wird, die ihnen so weit überlegen sind, wenn nicht jener große Meister, der von Anfang jede Natur gefertigt, zugleich auch die Sorge auf sich genommen hätte, sie dadurch zu erhalten, daß er eine erstaunliche Kraft, sich fortzupflanzen, besonders jenen Arten ertheilte, die am meisten Gefahr liefen, zu Grunde zu gehen? Die Hasen, welche, wenn gleich vielleicht die unschuldigsten unter allen Thieren, nichts desto weniger das Unglück haben, am meisten auf den Tod verfolgt zu werden, sind so fruchtbar, daß sie jeden Monat glücklich gebären; und mit wundersamer Vereinbarung, Früchte und Blüthen verbindend, im Leibe neue Junge bereiten, während sie die eben gebornen säugen; so daß nicht mehr als ein einziger trächtiger Hase, der zufällig auf eine kleine Insel des jonischen Meeres eingeführt wurde, in wenigen Jahren seinen Stamm in so viele Zweige verbreitete, daß die Bewohner jenes Landes, denen sie alle Saaten abfraßen, in die größte Noth geriethen. Betrachten wir nun theilweise diese besondere Vorsehung der Natur, sowohl bevor die Thiere geboren werden, als darnach.

II.

3. Unter allen Thieren, bei denen nicht blos zur Zeugung, sondern auch zur Erziehung ihrer Jungen erforderlich ist, daß das Männchen und das Weibchen miteinander in Gemeinschaft leben, besteht eine Art eheliche Verbindung. Dies ist der Fall bei den Vögeln, die, da sie keine Milch haben, ihre oft sehr zahlreichen Bruten mit geraubter oder gestohlener Nahrung erhalten müssen, und daher die Mühe unter sich so vertheilen, daß das eine zum Aufsuchen der Speise ausfliegt, während das andere zurückbleibt, um sie im Neste zu schützen und zu erwärmen. Und was noch wunderbarer ist, so halten sie ihre eheliche Treue mit solcher Redlichkeit, daß man nie wahrgenommen hat, daß sie dieselbe jemals brachen; gleichsam als wollten sie damit den Menschen ihre großen Unordnungen vorwerfen, die selbst den Thieren unbekannt sind. Bei den mit Milch versehenen Thieren, wie dies alle Vierfüßigen sind,

ist die Paarung veränderlich und unbeständig, weil das Weibchen genügt, die geborenen Jungen aufzuziehen. Aber auch selbst bei diesen erscheinen die Leidenschaften geregelter als bei uns; indem bei den meisten von ihnen die Begierde, sich fortzupflanzen, nur zu einer bestimmten Jahreszeit erwacht, außer welcher dann die Männchen mit Züchtigkeit unter den Weibchen zu leben wissen. Wer seine Augen auf die Ausschweifungen wirft, welche die Zügellosigkeit der Menschen in dieser Beziehung täglich und stündlich begeht, und sie mit der unverletzlichen Ordnung vergleicht, womit die Thiere den größten Theil des Jahres eben jene Begierlichkeit im Zaume halten, die unter uns zügellos alle Schranken übersteigt; wie sollte der nicht auch hierin die schöne Leitung erkennen, womit die Thiere von der Natur gelenkt werden, die sich immer darin gleicht, daß sie Gesetz und Ordnung liebt?

4. Nach der Empfängniß der Jungen war es nöthig, an ihre Geburt zu denken. Und weil die Vögel, als Bewohner der Luft, nicht mit zu großer Last beschwert werden durften, so erforderte dieser Umstand, daß sie sich für ihre Schwangerschaft ein Nest bauten, wo sie gemächlich ruhen, wo sie die Eier legen, wo sie dieselben erwärmen, wo sie dieselben ausbrüten, und wo sie dann die ausgebrüteten Jungen aufziehen könnten. Wunderbar sind an diesem Neste die Bauart und das Ebenmaaß, die der Mannigfaltigkeit der Zeichnung vollkommen entsprechen. Sie wählen sich den Platz, der ihnen der sicherste scheint, auf den Gipfeln der Bäume, oder in den dichtesten Hecken, oder in den unwirthsamsten Felsen; und nicht zufrieden mit der natürlichen Sicherheit der Lage, verschanzen sie sich noch auf eine künstliche Weise. Wie daher der Fuchs seinen Bau gegen die Wölfe mit Meerzwiebelkraut schützt, dessen Geruch den Wölfen unerträglich ist, so schützt die Schwalbe ihr Nest gegen gewisse Würmchen mit den Blättern der Petersilie; und so schützen es auch die Störche vor den Schlangen mit dem sogenannten Lienitsteine. Zum Verwundern ist es ferner, wenn man das Nest selbst in seinem Baue betrachtet. Der äußere Theil daran ist immer rauher, um ihm Festigkeit zu geben, und ist mit Dornen, oder mit Reisig, oder mit Koth besetzt; und der innere ist weicher und mit Heu, mit Moos, mit Fasern, mit Wolle, oder mit Flaumfedern gefüttert, sowohl zur Erwärmung, als zur gemächlichern Ruhe

der Jungen; was die Alten mit solcher Regelmäßigkeit einrichten, und mit solcher Kunst in einander verweben, daß sie wohl zeigen, wie sie in Allem von einer verborgenen Hand geführt seien, die keiner Irrung unterliegt. Die Nester des Eisvogels sind hinreichend, um uns in's höchste Staunen zu versetzen, da er dieselben hart an das Meer hinbaut, und sie dann so zu verfertigen weiß, daß die Wellen unmöglich hineindringen können.

III.

5. Wenn die Jungen geboren sind, wer kann dann die Liebe erklären, womit sie dieselben aufziehen, und die Aufmerksamkeit, womit sie dieselben, je nach ihren verschiedenen Arten, unterrichten? Die Affen, welche zahm in den Häusern gehalten werden, sind in ihre Jungen so vernarrt, daß sie Jedem, der eintritt, entgegengehen, und sie ihm zu schauen vorhalten, als wär's das schönste Ding von der Welt. Das Wiesel trägt sie, aus Furcht, sie möchten ihm gestohlen werden, des Tages öfter bald dahin, bald dorthin, so daß man glauben möchte, es habe sie immer im Maule. Der Biber liebt seine Jungen so zärtlich, daß er einmal, da er ferne von ihnen eingeschlossen worden, um sie aufzusuchen, mit den Zähnen die Thüre seines Käfigs durchnagte, und nachdem er sich freigemacht, sich von einem sehr hohen Orte jäh hinabstürzte, um wieder zu ihnen zu kommen.

Und eine solche Liebe ist nicht blos irgend einer Art eigen; sie ist allen gemein: ja die wildesten sind davon noch mehr beherrscht, indem die Ader dort am reichlichsten quillt, wo der Stein am härtesten scheint. Der Löwe kämpft nie muthiger, als wann er seine Jungen zu vertheidigen hat. O dann achtet er weder Lanzen, noch Wurfspieße, noch Pfeile, noch selbst die Wunden, die er an sich erblickt, und gibt lieber das Leben, als die Beschützung seiner zarten Kleinen auf. Der Wallfisch verbirgt sie bei jeder plötzlichen Gefahr in sich selber, indem er sie im Rachen hält, wie im tiefsten Innern einer mit furchtbaren Zähnen wohl befestigten Felsenburg; und ist die Gefahr vorüber, so speit er sie wieder freudig in's Wasser hinaus, als ob er sie von Neuem zum Leben gebäre. Der Tiger, der so wild ist, daß seine Grausamkeit zum Sprichwort geworden, ist nichts desto weniger auch in seine Jungen

so unsinnig verliebt, daß man ihn einmal in Bengalen am Ufer des Meeres über dreißig Meilen einem Schiffe nachlaufen sah, das, mit vollen Segeln auf hoher See längs der Küste hinfahrend, ihm sie ohne Erbarmen selbst unter seinen Augen hinwegführte.

6. Diese Liebe ist dann in den Thieren das Hauptrad eines so großen Kunstwerkes. Denn diese macht sie kühn, wenn sie es auch nicht sind: die Nachtigall, wenn es gilt, ihr Nest zu vertheidigen, fürchtet sich nicht, selbst mit der Viper zu raufen; und so wehrlos, wie sie ist, versucht sie es dreist, mit dem Schnabel und mit den Flügeln die Feindin zu zerreißen, oder, wenn ihr das nicht gelingt, sie wenigstens in die Flucht zu treiben. Diese Liebe macht sie erfinderisch: die Diebe von Indien bedienen sich auf ihren Raubzügen lieber jener Kameele, die noch säugen; denn wenn diese, auch nächtlicher Weile, in eine ferne und unwegsame Gegend geführt werden, so wissen sie doch nicht nur den Weg zu ihrer Heerde zurückzufinden, sondern verdoppeln auch den Schritt, um desto bälder dorthin zu gelangen. Diese Liebe macht sie schlau: das Nashorn, es mag noch so sehr gereizt werden, erträgt es so lange geduldig, bis es die geliebten Jungen in Sicherheit hat; und dann wendet es sich (wider den Feind) mit solcher Wuth, daß es die Bäume, die ihm entgegenstehen, zu Boden wirft, und sie sogar von der Wurzel ausreißt. Diese Liebe macht sie zu gerechten Ausspendern der Nahrung: die Schwalbe ätzt zuerst jenes Junge, das zuerst ausgeschloffen ist, dann geht sie nach und nach im Kreise herum, und gibt jedem von ihnen mit wunderbarer Genauigkeit seine gehörige Portion[1]); ein großes Beispiel für jene zu parteiischen Eltern, die, um einen Sohn wohlhabender zu machen, als den andern, wohl oft ihre Hinterlassenschaft in einen giftigen Zankapfel verwandeln. Diese Liebe macht sie standhaft bis auf's Aeußerste: der Delphin folgt, wenn einer von seinen Jungen in das Netz gerathen ist, ihm traurig nach, und läßt sich durch nichts von ihm trennen, bis auch er gefangen mit jenem das nämliche Loos, entweder der Freiheit oder des Todes, theilt. So liebt sie auch bis zum Tode der Pelikan, der sich sogar verbrennt, um die Flammen zu löschen, wenn sein Nest angezündet wird. Und so liebt sie auch bis zum

1) Jac. Bontius l. 5. hist. Nat. et Medic. c. 1.

Tode der Storch, den man in dem ähnlichen Falle einer Feuersbrunst zum Flusse fliegen sah, wo er sich ganz naß machte, und dann zurückkehrte, um mit jenem Wasser das Feuer zu bewältigen, und von dem schwierigen Unternehmen nicht abstand, bis mit dem Neste auch er in Flammen aufging [1]).

7. Und weil diese Liebe den Thieren gegeben ward, um die Jungen zu erziehen, so dauert sie nicht länger, als so lang es nothwendig ist, sie zu erziehen; und deßhalb erkennen sie sich später (so zu sagen) nicht mehr als Verwandte an, sondern trennen sich von einander: so daß jenes Lämmlein, welches seine Mutter unter einem so großen Haufen ihr ganz ähnlicher Schaafe leicht auffindet, sobald es entwöhnt ist, dieselbe auf einmal von den andern, als ob sie fremd wäre, nicht mehr zu unterscheiden weiß. Und jene Hündinnen, die, so lange sie säugten, fast sich selbst aufrieben, um ihren Hündlein Nahrung zu geben, kommen, wenn diese erwachsen sind, mit ihnen sogar um das Bein zu raufen, das sie in ihrem Maule erblicken: so sehr ist in ihnen die einst so heiße Liebe erloschen; denn jetzt ist sie nicht mehr nothwendig zu dem Zwecke, für den sie dieselbe von der Natur erhalten hatten, welche, um die Thiere von den Menschen, wie es geschehen muß, zu unterscheiden, in diesen (wegen ihrer großen Fähigkeit, sich dieselbe zu Nutzen zu machen) eine fortwährende Erziehung, in jenen nur eine kurze verlangte.

IV.

8. Dieser zahlreich bevölkerte Thierstaat, der in Allem, was die Erhaltung jedes Individuums und jeder Gattung betrifft, so gut regiert ist, gibt nun von allen Seiten der Welt her ein unaufhörliches und unbestreitbares Zeugniß für das Dasein Gottes. Und die Kraft dieses Zeugnisses besteht, wie schon öfter bemerkt wurde, darin: Einerseits sehen wir, daß alle Thiere ihrem Ziele mit solcher Ordnung zugehen, daß sie ihm, wenn sie Vernunft hätten, nicht mit gemessenen Schritten zugehen könnten. Andererseits kennen sie das Ziel nicht, sondern handeln einzig in Kraft jenes Instinktes, der ihrem Herzen eingeprägt wurde [2]). Also gibt es einen

---

1) Albert. Magn. v. Ciconia. 2) S. Th. contra gent. l. 3. c. 64.

höhern Werkmeister, der dieses Ziel für sie kennt, und ihnen auch den Instinkt einprägt, um es zu erreichen.

9. Daß dann die Thiere wirklich dieses Ziel nicht kennen, sondern ihm nur blindlings zugehen, wie die Kugel des geübten Schützen in's Schwarze geht, ist eine ausgemachte Sache. Denn wenn sie mit eigener Einsicht handelten, würden nicht alle in ihren Handlungen so gleichförmig sein, sondern wie jeder Maler unter uns seine besondere Manier hat, die Figuren zu zeichnen und zu färben, weil, wenn gleich er die nämlichen Pinsel, die nämliche Leinwand, die nämlichen Farben, wie Andere gebraucht, er nichts desto weniger die verschiedene Idee vor Augen hat, die er in seiner Phantasie aufgefaßt: so wären auch die Thiere in jedem Geschlechte von einander in ihren Neigungen und Handlungen verschieden, wenn sie nicht geleitet würden, sondern sich, wie wir, nach eigenem Sinne leiteten. Ueberdieß würden sie die ersten Male nicht so gut arbeiten wie die letzten, da wir sehen, daß jene Künste, die wir durch die Thätigkeit der Vernunft erlernt haben, sich mit der Erfahrung immer vervollkommnen. Und doch macht die Schwalbe das erste Mal, da sie ihr Nest baut, dasselbe so gut, wie das nächste Mal. Es herrscht kein Unterschied zwischen jenem Netze, das eine neugeborene Spinne webt, und demjenigen, das eine schon alte verfertigt; und die neuen Bienenschwärme sind nicht weniger geschickt, die vortrefflichsten Blumen zu kennen, daraus den Honig zu saugen, das Wachs zu machen, die Zellen zu bilden, und in ihrem Korbe jede Arbeit auszuführen, als es dazu die alten Schwärme sind.

10. Ferner wissen wir, daß die Thiere, vom Menschen abgerichtet, regelmäßig viele Handlungen ausführen, von denen sie die Kunst gewiß nicht einsehen, weil sie ihnen nicht mit Regeln, sondern bald mit Liebkosungen, bald mit Schlägen beigebracht wurde. Die neuen Theater von Florenz können mit den Pferdetänzen, die sie einführten, den Neid der alten Theater Roms erregen. Obwohl jedoch jene Thiere sich mit so schöner Ordnung bewegen, und verschiedene Verschlingungen machen, und ausruhen, und herumgehen, und alle auf ein Mal hüpfen, als ob sie lauter tanzende Nymphen wären; so ist es darum doch nicht der Fall, daß sie die Harmonie jenes Tanzes verstehen, oder das Ebenmaaß jener Schritte begreifen, oder den Zweck jenes Festes erkennen (das von einem ebenso freund-

lichen, als in Ehrenbezeugungen großartigen Hofe irgend einem königlichen Gaste zur Unterhaltung gegeben wird), da die Idee dieses künstlichen Werkes nicht in den Pferden liegt; sie liegt im Rittmeister, sie liegt in den Bereitern, sie liegt in den Spielleuten, sie liegt in den Menschen, welche ihnen in den Reitschulen mit großer Mühe den Willen zu jenen Bewegungen einprägten, die sie dann mit so großem Beifalle vor ihnen auf der Bühne ausführen. Ebenso liegt auch die Idee jener natürlichen, weit wunderbarern Werke, welche all' die Thiere von sich selbst, ohne Lehrmeister ausführen, nicht in den Thieren selbst: sie liegt in Gott, dem ersten Werkmeister, der, da er ihnen die Vernunft versagt hat, anstatt derselben sich in ihr Herz stellt, um sie zu leiten, indem er die Vorstellungen ihrer Phantasie so einrichtet, daß sie nach Bedürfniß das als zusagend oder als schädlich erkennen, was ihrer Erhaltung günstig, oder zuwider ist. Und diese Einrichtung der Vorstellungen ist es, was wir Instinkt nennen: und insofern dieselbe Mittel ist, mit Kunst zu handeln, ist sie ein kleiner Antheil von der unermeßlichen Kunst, die in Gott ihren Sitz hat; und insofern sie Mittel ist, sich mit Nutzen zu erhalten, ist sie ein kleiner Antheil von seiner unendlichen Vorsehung, so daß auch die Thiere, magst du sie von was immer für einer Seite betrachten, die Weisheit ihres Schöpfers offenbaren: gleichwie eine vollkommen ausgeführte Statue, die, von welcher Seite du sie immer anschauen magst, von oben oder von unten, im Perspectiv oder im Profil, von vorne oder von rückwärts, dich in jeder Beziehung gänzlich befriedigt, und ein vollgiltiges höchst rühmliches Zeugniß dem Namen ihres Meisters gibt.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Mensch kömmt durch die Betrachtung seiner selbst, wenn er will, zur Erkenntniß Gottes.

1. Zwei klare Zeugnisse von seiner Größe hat Gott in der Schöpfung gewollt: das eine empfängt er von der Pracht der

Wohnung, welche die Welt ist; das andere von der Schönheit des Bewohners, welcher der Mensch ist. „Gott hat zum Zeugnisse Alles, was wir sind, und worin wir sind;“ so sprach Tertullian [1]); und an diesen seinen so wahren Ausspruch uns haltend, können wir, nach Erhebung der Zeugschaft, die uns von Gott die große Welt ablegt, jene nicht zurückweisen, welche uns davon die kleine Welt — und diese ist der Mensch — ablegen will. Doch wenn ich ein so wunderbar zusammengesetztes Wesen betrachte, so muß ich sogleich mich selbst zurechtweisen. Eine kleine Welt der Mensch in der großen Welt? Ganz das Gegentheil. Er ist vielmehr die große Welt in der kleinen Welt; denn wieviel alle übrigen Geschöpfe den Menschen in der Größe des Umfanges übertreffen, so viel übertrifft der Mensch die übrigen Geschöpfe im Werthe seines Wesens; und ist deßhalb in der Gesammtschöpfung, wie der Edelstein im Ringe, d. h. die Zierde des ganzen Werkes, und das Endziel, zu dem eine so schöne Arbeit geordnet wurde.

I.

2. O könnte ich hier alle Segel entfalten, und hinausfahren auf die Höhe eines Meeres von Wundern, wie dieses ist! Könnte ich reden von der vernünftigen Seele, dem so deutlich ausgedrückten Bilde der Gottheit; oder, wenn ich so viel nicht vermöchte, könnte ich wenigstens von ihren, innern sowohl als äußern, empfindenden Kräften und von den Verrichtungen sprechen, die einer jeden derselben angewiesen sind! Könnte ich auch nur blos die Zahl, die Lage, das Ebenmaaß, die Geschäfte jener Theile aufzählen, welche den menschlichen Körper bilden! Könnte ich einzeln die so vielen Gebeine beschreiben, womit er sich aufrecht hält, die Nerven, die Muskeln, die Schleimhäute, die Adern, die Knorpeln, die Röhrchen, die Eingeweide, die Blasen, die Säfte, die Gelenke, die Höhlungen, die Lebensgeister, und noch vieles Andere, was trotz dem fleißigsten Studium der Anatomie noch nie ganz aufgezählt ist! Man würde sehen, daß, wenn man den Menschen Welt nennen kann, man ihn auch nach so vielen Jahrhunderten immer noch die neue Welt

---

1) In Marc. l. 1. c. 10.: Habet Deus testimonium, totum id quod sumus et in quo sumus.

nennen könne, da es in ihm noch immer bisher unbekanntes Land zu entdecken gibt. Aber ein so großes Meer zu durchsegeln ist uns nicht gestattet, weil wir noch andere sehr beschwerliche Fahrten in wenigen Blättern zu machen haben. Ich werde also in Kürze sagen, daß der alleinige Bau unsers Körpers so wunderbar ist, daß Galenus [1]), nachdem er ihn in siebzehn Büchern ein wenig durchforscht hatte, hinzufügte, daß er damit einen beständigen Lobgesang auf Gott verfaßt habe, der ihn zu zeichnen wußte, ausführen konnte, und in solcher Fülle seine Güte über ein so schönes Werk ausgießen wollte, das aus vielen tausend Stücken zusammengesetzt und doch mit so künstlicher Verbindung zusammengefügt ist, daß es aus einem einzigen zu bestehen scheint, und da ein jedes von diesen wieder mehrere Wunder in sich schließt, so thut der Mensch unrecht, wenn er in der Natur ein anderes Werk mehr bewundert, als dasjenige, das er erblickt, wenn er sich selbst betrachtet. Denn in jedem Theile seiner selbst ist er ein größeres Wunder, als jedes andere: „Und der Mensch bewundert andere Dinge, da doch der Bewunderer selbst ein großes Wunder ist“ [2]). Gewiß, ich habe wenigstens keinen Anatomen gelesen, und keinen gehört, der, wenn er von seiner Kunst redet, nicht in laute Bewunderung ausbricht, wie sie hervorgerufen wird durch die Klarheit, mit der diese Kunst dem Auge das Dasein Gottes beweist. Hören wir darüber von so vielen nur Einen, und zwar den so berühmten Leibarzt Heinrichs IV.: „Tritt hinein, wer du immer sein mögest, auch wenn du ein Gottesläugner bist,“ so sagte er, „tritt hinein in den heiligen Tempel der Pallas 2c. Wirst du nicht auch unwillkürlich ausrufen: o wunderbarer Baumeister, o unnachahmbarer Künstler“ [3])? Und das ist die gewöhnliche Ansicht aller Professoren dieser Wissenschaft, von denen Einer (Franz Redi) mir gesagt hat, daß er für sich keine andere finde, die ihn mehr zu Gott erhebe, als diese. Wenigstens glaube ich es für etwas Unbezweifeltes halten zu dürfen, daß ein

---

1) De usu part. l. 17. c. 3.

2) S. Aug. hom. 32. ex 50.: Et miratur alia homo, cum sit ipse mirator magnum miraculum.

3) Andr. Lauren. Henr. IV. Consil. et Medic. hist. Anat. l. 1. c. 6.

ausgezeichneter Anatom noch nie ein Atheist gewesen sei; da er beim Lichte seiner Erfahrungen nothwendig eine fürsorgende, scharfsinnige, höchst vorsichtige Gottheit klar ersehen und verehren muß, deren Meisterhände er zu deutlich in jeder auch noch so geringfügigen Einrichtung des menschlichen Körpers erblickt.

3. Da man nun hier von diesem Körper weder ganz ausführlich sprechen kann, noch ihn ganz übergehen darf, so werden wir uns blos auf das beschränken, was wir von ihm stets unverhüllt vor Augen haben, die Hände nämlich und das Antlitz, deren, wenn gleich oberflächliche, Betrachtung uns, so zu sagen, unvermerkt in Gott versenkt.

4. Was nun die Hände betrifft, hatte die Natur, als sie selbe dem Menschen gab, zwei Zwecke: einen nächsten und einen entfernten. Der nächste war, daß er damit die anderen körperlichen Gegenstände anfassen und nach seinem Belieben gebrauchen könnte. Der entferntere war, daß er an den Händen ein Werkzeug für alle Künste hätte. Beginnen wir vom entfernteren Zwecke, dem, als dem höhern, der nächste sich fügen mußte.

II.

5. Anaxagoras meinte, daß der Mensch um seiner Hände willen von der Natur mit Vernunft begabt wäre [1]). Hierin aber irrte er sich gewiß: denn nicht, weil die Leier war, wurde der Spielmann gemacht, sondern weil der Spielmann war, wurde die Leier verfertigt. So wurde dem Menschen der Verstand nicht deßhalb gegeben, weil er die Hände besaß; wohl aber wurden dem Menschen die Hände gegeben, weil er den Verstand besaß. Indessen enthält dieser Irrthum doch immerhin ein großes Lob für die Hände, da er andeutet, wie die Arbeit der Hände so staunenswürdig sei, daß nicht ein gewöhnlicher Mann, sondern ein gelehrter, auf die, wenn auch falsche, Ansicht verfallen konnte, daß wir um der Hände willen vernünftig seien.

6. Doch, dies bei Seite gelassen, ist gewiß, daß, wie die Vernunft, nach der Meinung des Philosophen, virtuell Alles ist, sofern sie es erkennt, so auch die Hand virtuell Alles ist, sofern sie es

1) Arist. de par. Anim. l. 4. c. 10.; Galen. de usu part. l. 1. c. 1.

arbeitet. Daher wurde die Natur ganz unbillig von Demjenigen geschmäht, der sich beklagte, daß sie den Menschen allein nackt und wehrlos hervorbringe, während sie alle Thiere so wohl gerüstet zu Tage fördere [1]). Was liegt daran, wenn sie doch dem Menschen die Hände gab, die sie anderen Thieren, die weniger edel sind als er, versagte? Deßhalb können die anderen nie das Kleid, die Waffen oder sonst etwas von dem wechseln, womit sie die Natur bei ihrer Geburt ausstattete; sondern so müssen sie stehen, so gehen, so sich niederlegen, so schlafen, während der Mensch das Kleid, das er will, die Waffen, die er will, nach Gefallen sich wählen und ablegen kann: Alles mittelst seiner Hände.

7. Wer kann daher sagen, mit wie vielen Gütern ihn auch die Hände versehen? Sie verschaffen ihm Nahrung, sie verschaffen ihm Wohnung, sie verschaffen ihm Einkünfte, sie verschaffen ihm Bequemlichkeiten, sie verschaffen ihm Annehmlichkeiten, sie verschaffen ihm zahllose Erholungen, die er bald im Fischfange, bald in der Jagd, bald bei Gastmählern, bald im Spiele, bald bei der Musik, bald im Theater genießt; lauter Dinge, die, wenn die Hände nicht wären, der Welt ganz unbekannt sein würden.

8. Man kann daher den Menschen in zwei verschiedenen Zuständen betrachten, im Frieden und im Kriege. Im Frieden: was wären alle Künste, die nur bei einem ruhigen Herzen gedeihen, ohne die Hand? Ja, sie wären nicht einmal vorhanden. Es gäbe nicht die mechanischen, als da sind: das Weben, das Spinnen, das Schmieden, das Nähen und andere unzählige, die von der Hand all' ihre, wiewohl so verschiedene, Form haben. Es gäbe nicht die wissenschaftlichen, wie da sind: die Astronomie, die Baukunst, die Musik, die Anatomie, die Arithmetik, die Geometrie, die von der Hand all' ihre wunderbaren Instrumente und all' ihre Ausführungen haben. Und noch weniger fänden sich die nachahmenden, wie das Zeichnen, das Gießen, das Malen, das Einschneiden, das Stechen, das Meisseln; Künste, die ihr Dasein einzig der Hand verdanken. Und warum pflegt man zu sagen, ein Gemälde, eine Bildhauerarbeit, eine Statue sei von der Hand Raphaels, Bernini's, Buonarotti's, oder warum sagt man, sie seien nicht von ihrer Hand, als weil man Alles,

---

1) Arist. l. cit. et Galen. de usu part. l. 1. c. 4.

was an solchen Werken dem Auge schätzenswerth ist, gleichsam mehr der Hand ihrer tüchtigen Meister, als deren Geiste beimißt?

9. Im Kriege dann macht es die Hand, daß der Mensch sich nicht nur tapfer vertheidigt, sondern auch mehr verletzt, als jedes Thier. Er bedurfte daher keiner Hörner, wie die Stiere haben, denn viel mehr, als das spitze Gehörn, vermag ein stählernes Schwert, das er in der Faust hält, eine Lanze, ein Bogen, und mehr noch eine geladene Feuerwaffe. Deßhalb können die Stiere mit ihrer unbezwingbaren Stirne blos aus der Nähe verletzen, aber der Mensch mit der Hand — wie viel weiter reichend entladet er seinen Zorn! Und somit hat er nicht einmal Ursache, das Wildschwein um seine Hauer, den Sperber um seinen Schnabel, den Skorpion um seine Arme, den Adler um seine Klauen, den Löwen um seine schrecklichen Zähne zu beneiden. Und wenn vom Löwen der Mensch an Schnelligkeit übertroffen wird, da kann sich der Mensch mit der Hand das Pferd unterwerfen, auf dem er den Löwen im Laufe besiegt [1]). Dann verfertigt er in den Arsenalen tausenderlei Waffen, und nimmt, so zu sagen, in den Bomben selbst die Blitzstrahlen in seinen Sold. Ja selbst die Elemente vermag er mit seiner Hand zu zähmen und befiehlt bald dem Ocean, so stolz er auch sein mag, daß er ihm mächtige Flotten auf seinem Rücken trage; bald sperrt er das Feuer in Minen ein, bis er es zwingt, ihm, wenn es sich wieder in Freiheit setzen will, eben dabei als Schanzgräber zu dienen, und Mauern und gewaltige Felsblöcke in die Luft zu sprengen.

10. All' diese Künste, friedliche wie kriegerische (mit noch so vielen andern, die man aufzählen könnte), — was wären sie dem Menschen ohne die Hand? Sie wären wie ein Adler ohne Schwingen, der nicht fähig ist, sich eine Spanne von der Erde zu erheben, geschweige denn zu fliegen. Aber mit Hilfe der Hand, — zu welcher Vollkommenheit haben sie sich nicht emporgeschwungen! Als die Soldaten des Pyrrhus diesem ein würdiges Lob wegen der Schnelligkeit ertheilen wollten, womit er zugleich kam, angriff, und jeden seiner Feinde schlug, so hießen sie ihn eines Tages einen Adler. Er aber, als er dies hörte, sagte zu ihnen: Ja, meine Soldaten,

---

1) Galen. de usu part. l. 1. c. 1.

ich nehme sie gern an — die Ehre, die ihr mir dadurch erweiset, daß ihr mich einen Adler nennet: nur sollet ihr wissen, daß ihr die Flügel seid, auf denen ich mich erhebe. Gebe man also immerhin dem menschlichen Verstande das höchste Lob, das er verdient: nur gestehe man, daß die Hände die Flügel sind, womit er bewirkt, daß der Mensch sich über die andern Thiere erhebe, und sie beherrsche.

III.

11. Daher bleibt uns noch das Beste zu betrachten übrig, wie künstlich nämlich die Hände von der Natur gebildet wurden, damit sie dem Menschen als so schön geeignete Vollzieherinnen seiner Entwürfe dienen könnten. Und da dieses nichts anderes ist, als der Beweis des zweiten Punktes (wie gut nämlich die Hände *ihrem* nächsten Zwecke angepaßt und wie tauglich sie seien, das, was sie wollten, zu ergreifen, fest zu drücken, mit Gewalt zu etwas zu nöthigen, anderswohin zu tragen), so siehe, wie ihnen eine länglichte Form gegeben wurde, die in mehrere Theile ausläuft, welche gespalten, zart und zum Verwundern biegsam sind: sonst könnten sie nicht jede Art von Körpern, runde, oder eingebogene, oder gerade (welches die Formen sind, auf die alle auslaufen) anfassen; und noch viel weniger könnten sie diejenigen, die größer oder kleiner, als sie selber sind, fassen, und schwerlich die gleichgroßen. Und weil auch viele dieser Körper für Eine Hand zu groß oder zu schwer sind, so wurden derentwegen zwei Hände geschaffen, die noch dazu so gleichförmig, so biegsam und so gut gegen einander gekehrt sind, daß sie mit der größten Leichtigkeit einander helfen können, wie zwei leibliche Schwestern.

12. Ueberdies mußte die Sonderung der Theile, d. i. der Finger, in welche die Hand ausläuft, so künstlich sein, daß, wenn sie sich an einander schließen, die Hand uns diene, als ob sie ganz aus Einem Stücke wäre; und wenn sie sich trennen, dieselbe uns diene, als ob sie aus mehreren Stücken bestände. Zu diesem Zwecke war eben so erforderlich, daß die Finger mehr an der Zahl, aber nicht gleich an Länge wären, um den kleinen Gegenstand ebenso erfassen zu können, wie den großen: den kleinen, wie z. B. eine Nadel für den Schneider wäre, mit den Spitzen der zwei

ersten; den großen, wie z. B. eine Hellebarde für den Soldaten wäre, mit allen zusammen.

13. Auch durften diese Finger nicht alle ganz gleichmäßig gelegen sein: denn, wenn der Daumen nicht seitwärts gesetzt wäre, — welche Kraft hätten die andern vier? Um eine Sache fest zusammenzudrücken, muß sie von oben wie von unten gedrückt werden. Von oben drücken sie die andern Finger, von unten drückt sie zu gleicher Zeit der Daumen, der darum wohl kürzer ist, als die andern, aber auch dicker: kürzer, damit er den andern nicht hinderlich sei; dicker, damit er stärker sei, weil er allein ebenso viel ausrichten muß, als alle andern miteinander. Sowie daher die Hand, wenn sie die andern vier Finger verloren hat, mit dem Daumen allein nichts mehr vermag, ebenso vermag sie mit den andern vier wenig mehr, wenn sie den Daumen verloren. Deßhalb ließen die Athenienser den auf dem Meere so tapfern Leuten von Aegina den Daumen abschneiden, damit sie noch tauglich blieben, das Ruder nach ihrem Belieben zu handhaben, nicht aber die Lanze [1]).

14. Und da die runden Körper, um gut gehalten zu werden, nicht weniger, als fünf Finger erfordern, so sind es auch fünf, aber nicht mehr, weil der sechste, als unnöthig, jeder Arbeit mehr hinderlich, als förderlich wäre.

15. Ebenso mußten die Finger so weich, so rund, und an den äußersten Theilen durch die Nägel so fest gemacht sein, wie sie es wirklich an uns sind. Wären sie nicht weich, so würden sie keine tauglichen Werkzeuge für das Gefühl sein, das desto stärker ist, je empfindlicher es ist; wären sie nicht rund, so würden sie nicht so stark sein, das zu halten, was sie anfassen; und wären sie nicht durch die Nägel fest gemacht, so würden sie nicht fähig sein, recht anzufühlen, besonders kleine Dinge, und zu kratzen, zu krallen, abzuschälen, was nöthig ist.

16. Ferner genügte es den Fingern nicht, sich biegen zu können, um gehörig zu fassen, was sie wollten; sondern sie mußten sich so stark biegen, daß sie sich jeder Figur anschmiegten, und andererseits konnten sie ohne Beine keine große Kraft entwickeln:

1) Aelian. de Var. hist. l. 2. c. 5.

darum hat die Natur, welche sie zu diesem Zwecke aus Fleisch und Bein bildete, zugleich die Beine in mehrere Glieder abgetheilt, damit sich die Hand in einem Augenblicke ausbreiten und ohne Mühe wieder schließen könnte.

17. Drei sind die Glieder der kleineren Finger; denn wenn es mehr wären, würden sie sich nicht so gut ausstrecken; und wären es weniger, so würden sie nicht jede Figur, besonders die runde nicht, so gut umfassen. Am größeren, nämlich am Daumen, sind nur zwei Glieder, damit er größere Kraft habe, zu widerstehen, wenn er drückt. Jedes dieser Glieder ist dann nicht minder weich als stark in seinem Gelenke gebunden, damit es sich nicht durch irgend eine Anstrengung verrenke; und jedes Gelenk ist auch mit einer fetten Feuchtigkeit angefüllt, welche die Bewegung nach allen Seiten hin erleichtert; sowie man die Räder am Wagen geschmiert zu halten pflegt, damit sie sich im Fahren behender um die Axen drehen.

18. Und da die Beine sich von selbst nicht bewegen konnten, fügte die Natur die Muskeln hinzu, die am oberen Theile der Finger weder mit so vielem Fleische versehen sind, daß die Hand zu schwer würde, noch am untern mit so wenigem, daß sie, wie verdorrt, zu wenig fähig würde zum Tasten.

19. Den Muskeln mußten dann die Nerven, die Adern, die Arterien, die Sehnen und andere sehr feine Bänder beigefügt werden, über welche Galenus so viele Bemerkungen macht, und dabei so sehr die Weisheit ihres Bildners bewundert, daß es den Anschein hat, er habe die Rolle eines Naturforschers mit der eines Theologen vertauscht, indem er sogar an der Gestalt, an der Stärke und selbst am Wachsen der Nägel eine Vorsehung erkannte, die hinreichend ist, jeden Ungläubigen zu beschämen.

IV.

20. Es geht mir hier aber wie einem Perlenfischer, der, wenn er unter dem Wasser eine Menge herumschwimmender Perlen erblickt, nicht weiß, welche er in der Eile auffangen, und welche er gehen lassen soll: und nicht so erfreut ist über die Beute, die er festhält, als betrübt über jene, die ihm aus der Hand schlüpft, welche ihm zu enge geworden. Ein anderes Buch, als dieses ist,

wäre erforderlich, um auf geziemende Weise diese Dinge besprechen zu können, ohne daß man bereuen dürfte, eine genaue Behandlung derselben unternommen zu haben. Wenn wir indessen auch nur an das Wenige, was ich davon angedeutet, uns halten, wird sich da irgend Jemand überreden können, daß Hände, die mit so großer Zweckmäßigkeit gemacht sind, ohne Kunst gebildet seien? Ja, wie sollten denn sie ohne Kunst gemacht sein, wenn sie unmittelbar Alles verfertigen, was alle Künste nur immer Nützliches und Schönes an sich haben? und dessen ist doch so viel! Wenn daher der Mensch im Verkünden der Herrlichkeit des Schöpfers stumm geworden wäre, so bin ich überzeugt, daß er, obgleich der Sprache beraubt, ihn mir mit den Händen, wie es jeder Stumme macht, klar zu erkennen gäbe.

21. Und du, der du nunmehr bei dieser Gelegenheit gesehen hast, welche Wohlthat es sei, die der Schöpfer dir ertheilte, da er dich mit Hilfe deiner Hände zu jeder Arbeit fähig und gewandt gemacht hat, — bist du jemals darauf bedacht gewesen, ihm für ein so großes Geschenk zu danken? Stelle dir einmal vor, wie es um einen Menschen stehe, der ohne Hände geboren wird, oder bald nach der Geburt sie verliert: ist es nicht ein Anblick, der selbst seine Feinde mit tiefem Mitleide erfüllt? Wie willst du daher behaupten, daß man eine so kostbare Wohlthat, wie diese ist, dem Zufalle verdanke? Der Zufall (wenn wir so reden wollen) kann die Hände Einem nehmen, wenn er z. B. macht, daß derselbe beim Abfeuern einer Flinte oder einer Kanone sie elend verstümmle; aber geben kann er sie ihm nicht. Dies ist seit Menschengedenken noch nie geschehen. Wie kann es also Jemanden geben, der, anstatt seine Hände damit zu beschäftigen, daß er jeden Tag neue Blumenkränze Demjenigen flechte, der sie ihm gab, dieselben verwende, um sie ihm von der Stirne zu reißen?

Sechzehntes Kapitel.

Der Bau des menschlichen Antlitzes beweist das Dasein Gottes.

1. Wenn im Reiche der Vernunft die Hand, wie wir gesehen, der erste Minister der Seele ist, so werden wir sagen müssen, daß das Antlitz gleichsam der Thron sei, worauf sie sitzt und ihre Majestät Allen sichtbar macht. Wir werden, um uns immer kürzer zu fassen, vom Antlitze nur die Oberfläche, und, so zu sagen, die Façade betrachten. Und weil die fünf Stücke, die von Vetruvius [1]) zu einem wohl ausgedachten Gebäude gefordert werden, sich unschwer auf zwei zurückführen lassen, auf das Nützliche und Gefällige, so werden auch wir am erhabenen Baue des menschlichen Antlitzes nur diese zwei betrachten.

I.

2. Um nun vom Gefälligen zu beginnen: wo hat jene Schönheit, die sich rühmt, die Herzen wie eine milde Gebieterin zu beherrschen, in der That aber sie vielmehr wie eine Tyrannin bewältiget, indem sie bisweilen selbst die Könige zu Sklaven sich macht, ja sogar nöthigt, die Ketten zu lieben, womit sie dieselben gefesselt hält; wo hat, sage ich, jene Schönheit ihren Sitz, — wo anders, als im Antlitze? Das höchste Lob, das die Alten in Gesinnung und Schrift der göttlichen Beredsamkeit ihres Plato zu spenden vermochten, bestand darin, daß sie behaupteten, man könne von seinen Reden nicht ein Wörtchen hinwegnehmen, oder dafür ein anderes hinsetzen, ohne sie zu verderben. Wer aber gewohnt ist, die Werke der Natur zu betrachten, der wird alsobald einsehen, daß jenes Lob weit mehr der staunenswürdigen Bildung des menschlichen Körpers, und ganz besonders seines Antlitzes gebühre, an dem jede Veränderung der Lage, der Materie, des Umfangs, der Geberdung, und wäre sie auch noch so klein, sogleich das Ebenmaaß jenes Ganzen verderben würde, das übrigens aus wenigen Theilen besteht, die aber so gut zusammengesetzt und an-

1) L. 1. c. 2.

einander gefügt sind, daß es schon blos in seiner Oberfläche betrachtet die Herzen hinreißt; und sie so hinreißt, daß Griechenland nicht allein es ist, das allzumal für ein schönes Gesicht sich bewaffnet. Der abgöttisch angebeteten Helenen gibt es aller Orten nur zu viele; und wenn auch ihretwegen nicht von in sie verliebten Völkern Krieg geführt und Blut vergossen wird, so wird doch von Privaten, welche sich nebenbuhlerisch um sie bewerben, so mancher Krieg geführt und vieles Blut vergossen; und man schätzt sich's für eine Ehre, ihnen das Vermögen, die Ehre, das Leben zum Opfer zu bringen. Was liegt daran, daß das weibliche Gesicht eine Feldblume sei, die heute blühend, morgen welk ist? Selbst diese so flüchtige Blüthe erscheint doch in jenem Augenblicke ihren Liebhabern so schätzenswerth, daß, wenn sie ein nieverwelkender Amaranth wäre, sie kaum höher geschätzt werden könnte von der Phantasie der Sterblichen, die bei ihrer Betrachtung beinahe in Verzückung gerathen.

3. Um auf unsern Gegenstand zurückzukommen: wer sollte nicht glauben, daß zur Ausarbeitung einer so kostbaren Schönheit nicht alle Gesichter nach der nämlichen Form gebildet, und nach einem zu diesem Zwecke eigens gezeichneten Gepräge abgedruckt werden müßten? Doch betrachte eine Menge von Menschen, die in einem Amphitheater bei irgend einem Schauspiele sitzen, und du wirst bemerken, daß alle Gesichter einander ähnlich sind, aber keines dem andern gleich ist. Kann nun eine so wunderbare Verschiedenheit eine Gruppe von Larven sein, die der Zufall im Traume hingeschmiert hat? Wir wissen, daß es die seltenste und ausgezeichnetste Eigenschaft eines tüchtigen Malers ist, einen solchen Reichthum von schönen Ideen im Kopfe zu haben, daß sie ihm alle in verschiedenen Gestalten aus dem Pinsel hervorgehen; und sollten wir dann als Ergebniß des blinden Zufalls all' das Schöne und Mannigfaltige betrachten, wovon wir einen kleinen Theil als einen Vorzug bewundern, der oft auch großen Künstlern nicht gegeben ist? Sollten selbst diejenigen, die über Michel Angelo wie über ein Wunder im Bereiche der Kunst staunen, weil sie an seinen Bildwerken nicht zwei sich gleiche Köpfe finden, — sollten selbst diese glauben, daß die so verschiedenen Umrisse, womit täglich eine unzählige Menge menschlicher Gesichter gebildet wird, das

Werk eines Unsinnigen sei, der die Zeichnung dazu gedankenlos entworfen habe, und noch gedankenloser sie ausführe?

4. Zu alle dem möge man noch bedenken, wie nothwendig eine solche Unähnlichkeit war, und so endlich begreifen, daß sie nicht zufällig, sondern absichtlich von der göttlichen Weisheit gewollt sei, die in Allem mit dem Schönen auch das Nützliche zu vereinigen wünscht, wie man es bei gut ausgeführten Gebäuden macht.

5. Einerseits möchte man glauben, die Natur müßte wollen, daß all' Diejenigen, welche innerlich im Wesen gleichförmig sind, nicht dann äußerlich in dem Zufälligen ungleichförmig wären: so daß, wie ein Löwe vom andern, ein Wolf vom andern, ein Bär vom andern dem Ansehen nach wenig verschieden sind, so auch ein Mensch wenig vom andern verschieden wäre, und besonders von seinen Eltern, von denen er einen so großen Antheil in seinen Adern trägt, da ihm das nämliche Blut und die nämlichen Lebensgeister mitgetheilt worden [1]). Setze aber den Fall, daß es so wäre: welchen Platz hätte dann noch unter uns die Gerechtigkeit, die Keuschheit, der Friede, die Treue, welches die Grundlage des ganzen menschlichen Verkehrs ist? Der Verbrecher würde sich für einen Unschuldigen, der Räuber für einen Beschützer, der Ehebrecher für einen Gemahl, der Betrüger für einen Ehrenmann ausgeben; und das menschliche Leben, ohne wechselseitiges Vertrauen und voll hingegen von Verdacht, Furcht und Feindseligkeit, würde sich im besten Falle auf die Wälder beschränken, und die ganze bürgerliche Gesellschaft würde auf die traurigste Weise in einen Abgrund von Verwirrung versinken, woraus sie unmöglich mehr zur Ordnung gebracht werden könnte.

6. All' diesen Unordnungen begegnete die Natur, indem sie einem Jeden ein so eigenthümliches Antlitz gab, daß, wie man alle Buchstaben des Alphabets, auf bloßes Sehen, deutlich ohne irrige Verwechslung erkennt, so man auch mit einem einzigen Blicke alle Gesichter unterscheidet, da jedwedes so verschiedenartig gezeichnet ist, daß, was eines Besonderes hat, dies im anderen sich nicht findet: und zwei ganz ähnliche Gesichter zu treffen, ist

---

1) V. Less. de Prov. n. 108.

daher ein Wunder, das in der Geschichte äußerst selten, und deßhalb auch oft in der Dichtung auf der Bühne vorkömmt, um einen Knoten von gefälligerer Lösung zu haben.

7. Da hingegen eine solche Verschiedenheit für das einsame Leben, das die Thiere führen, wenig erforderlich war, so wurde von der in gütiger Ausstattung ihrer Erzeugnisse immer freigebigen, aber nie verschwenderischen Natur auch wenig dafür gesorgt; so daß es selbst bei den Hirten mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit fordert, um in einer Heerde von gleicher Wolle ein Lämmlein von dem andern zu unterscheiden.

8. Wie kann man nun eine für den Zweck so wohlberechnete, so allgemeine, so beständige Vorsehung, die in allen Geschlechtern, in allen Völkern waltet, einer zufälligen Verbindung von blindlings aneinandergestoßenen Theilchen zuschreiben, da eine so schöne, so nützliche, und doch so unvorbedachte Verbindung, wie diese wäre, weder so häufig eintreffen, noch so beharrlich fortdauern könnte? „Nichts ist vollkommen geordnet, das ohne Lenker bestehen könnte," sagt Lactantius [1]): und da nun die Ordnung, die wir in der gegenwärtigen Bildung der Gesichter sehen, so trefflich ist, so kann man nicht umhin, sie irgend einem übermenschlichen Lenker zuzuschreiben, von dem sie kommen muß.

9. Daher können wir den folgenden Schluß machen: wenn die bloße Oberfläche des menschlichen Antlitzes für sich allein schon ein Spiegel ist, der mehr als hinreicht, um uns die Gottheit zu zeigen, die mit so weiser Vorsehung einem jeden Menschen ein verschiedenes Aussehen geben wollte, und mit so machtvoller That dies zu Stande brachte, ohne jedoch etwas an der Lage, an dem Ebenmaaße oder an der Zahl in jenen gleichförmigen Theilen zu verändern, welche das Gesicht bilden; — wer wird uns dann zu sagen wissen, welcher Spiegel der Gottheit für ein reines Gemüth jene Welt von Wundern sein werde, die im innern Baue desselben Gesichtes verschlossen ist, wo die Werkstätten der Sinne liegen, die alle von der Natur im Kopfe, als dem edelsten Theile, oder, so zu sagen, in der Königsburg des menschlichen Körpers aufgeschlagen wurden? Ich habe mir gewiß vorgenommen, kurz zu

1) L. 3. c. 10.

sein: deßungeachtet ergeht es mir wie einem Spaziergänger am Ufer des Meeres, der, wenn er dasselbe so ruhig und freundlich erblickt, sich nicht enthalten kann, auch in eine kleine Barke zu steigen, um sanft getragen längs dem Ufer hinabzugleiten, das ihn so freundlich einladet. Zu schwer würde es mir fallen, nicht wenigstens im Vorübergehen einen Blick auf das Ohr und auf das Auge zu werfen, zwei Sinne, welche um die Wissenschaften das größte Verdienst sich erworben haben.

II.

10. Das Ohr wird eingetheilt in das innere und äußere. Das äußere wurde von der Natur weder aus Bein, noch aus bloßem Fleische, sondern aus einem Knorpel gemacht, der, wie alle andern Glieder, mit Haut überzogen ist. Es wurde nicht aus Bein gemacht, weil es, wenn es so hart wäre, sich leicht brechen könnte, besonders wenn der Mensch sich darauf niederlegen würde [1]. Und dann welche Unbequemlichkeit hätte es demselben beim Schlafen verursacht? Es wurde auch nicht aus bloßem Fleische gebildet, weil es nicht immer die passende Form hätte beibehalten können, die erforderlich war, sowohl zur Schönheit des Gesichtes, als zur guten Beschaffenheit des Gehörs, wo jede Veränderung eine große Störung verursacht [2].

11. In der Mitte hat es eine kleine Oeffnung, deren minder edle Bestimmung ist, das Gehirn von der Galle zu reinigen. Doch ist selbst dies nicht ohne sehr große Kunst so eingerichtet, damit jene bittere und klebrige Feuchtigkeit, die dort herausfließt, jedes kleine Thierchen, das durch jene Oeffnung in das Ohr hineinkriechen möchte, aufzuhalten, oder zu vertreiben im Stande sei.

12. Ueberdies ist der Gang, der in dasselbe hineinführt, schneckenförmig gebogen: und zwar deßhalb, damit die von einem zu heftigen Schalle bewegte Luft nicht das innere Ohr verletze; was leicht geschehen könnte, wenn sie unmittelbar daranschlüge. Und dieser Gang endet beim sogenannten Trommelfelle, welches ein sehr feines, sehr trockenes und starkes Häutchen, und über einen

---

1) Hon. Fabr. de hom. l. 2. pr. 57. 2) Andr. Lauren. hist. anatom. l. 11.

beinernen Ring, gerade so, wie das Fell über die Trommel, gespannt ist. Es ist sehr fein, damit es jede Schwingung der Luft, die einen Schall mit sich bringt, fühle. Es ist sehr trocken, damit es helltönend sei: denn wie könnte es helltönend sein, wenn es feucht wäre? Und es ist stark und gespannt, damit es jede Bebung empfinde, ohne jedoch zu brechen.

13. An der äußern Fläche dieses Trommelfelles ist ein kleiner Nerv gespannt, wie eine Saite, und an der innern sind drei Beinchen, Steigbügel, Ambos und Hammer genannt, von der Form, die sie haben, und zugleich von ihrer Bestimmung, welche darin besteht, daß das Trommelfell, bewegt von jenem Zittern, das in der Luft sich verbreitend den Schall erzeugt, dieses Zittern jenen Beinchen mittheile, und durch diese es den Nerven fühlbar mache, die an denselben befestigt sind, und durch die Nerven dem Gehirne.

14. Sehr sinnreich war daher die Zahl sowohl als die Beschaffenheit dieser Beinchen. Die Beschaffenheit: denn wenn es nicht Beine, sondern Nerven gewesen wären, so hätten sie entweder wegen zu großer Schlaffheit den Schall nicht gehörig hinterbracht, oder wegen zu großer Spannung ihn mit ihren Schwingungen verdoppelt und zugleich verwirrt. Die Zahl: denn wenn es nicht mehrere Beine, sondern nur eines gewesen wäre, so hätte dieses wegen seiner Länge und Dünne leicht brechen können.

Daher möge unter tausend erstaunungswürdigen Beobachtungen, die wir an einem so schönen Baue noch machen könnten, diese genügen: daß, während bei neugebornen Kindern alle Beine weich und alle Häutchen weich und naß sind, jenes Häutchen und jene Beinchen, die dem Gehöre dienen, nicht weniger hart und trocken sind, als bei den Erwachsenen; sonst würden alle taub auf die Welt kommen. Und ist diese kunstvolle Bildung nicht allein schon hinreichend, dich die göttliche Meisterschaft der Natur kennen zu lehren, die mit solcher bis in's Kleinste gehender Genauigkeit an Alles denkt und für Alles sorgt? Wir wären wohl sinnlos, wenn auch wir zu jenen erbärmlichen Menschen gehörten, die schon so lange die Werke der Natur studieren, und doch so wenig ihren

Urheber kennen: „die aus den Werken nicht den Meister kennen" [1]).

III.

15. Gehen wir jetzt zum Auge über, welches, so zu sagen, die Sonne jenes Himmels ist, der sich auf der Stirne wölbt; und zwar eine doppelte Sonne, damit, wenn sich unglücklicherweise eine verfinstert, noch eine andere dafür leuchte [2]). Wenn die Sonne einst der sichtbare Sohn des unsichtbaren Gottes genannt wurde, so können wir mit größerer Wahrheit das Auge das sichtbare Abbild des unsichtbaren Geistes nennen [3]): da unter den Sinnen keiner uns den Geist so der Wirklichkeit nahe kommend darstellt, wie das Gesicht es thut, weil es zu seinem Gegenstande den unter allen körperlichen Dingen edelsten hat, nämlich das Licht; weil der Wahrheiten, die es uns aufdeckt, eine beinahe unzählbare Menge ist; und weil die Gewißheit, womit es uns davon versichert, so vollkommen ist: weßhalb ein Galenus das Auge ein Theilchen der Gottheit heißen und glauben konnte, daß um seinetwillen die Natur das Gehirn gebildet hätte.

16. Wie nun das Auge wunderbar ist in seiner Verrichtung, so ist es nicht weniger wunderbar in seiner Einrichtung. Es sind zwei, wie ich vorhin bemerkte, doch so, daß sie von einem und demselben Principe abhängen: weßhalb die Gegenstände, obgleich mit zweien Augen angeschaut, nicht doppelt, sondern einfach erscheinen, wie sie sind [4]). Ihre Form ist rund, eine Form, die immer größeres Fassungsvermögen, größere Beweglichkeit und größere Stärke gibt. Sie liegen an einem erhabenen und vertieften Orte. An einem erhabenen, weil sie allen Gliedern als Wächter dienen mußten; und an einem vertieften, weil sie von allen Seiten geschützt bleiben mußten, sowohl durch die Härte der Beine, von welchen sie umgeben sind, als durch ihre eigene Wache der Augenlider, was ihnen auch sehr zu Statten kömmt, um jene edlen Kräfte, welche das Sehen bewirken, zu erhalten und zu stärken.

---

1) Sap. 13, 1.

2) Hon. Fabr. l. 2. de hom. prop. 59.

3) Andr. Laur. hist. anatom. l. 11.

4) Aristot. Problem. sect. 31. n. 11.

17. Was sollen wir dann von der wunderbaren Sympathie sagen, womit sich beide immer zugleich bewegen, und bald sich zur Erde senken, bald sich zum Himmel erheben, bald sich beliebig nach was immer für einer Seite hin, und zwar immer gleichförmig wenden? [1]) Ohne diese Gleichförmigkeit, welche daher rührt, daß sie, wie schon gesagt, an dasselbe Princip gebunden sind, würde man nichts richtig sehen; die Augen würden immer uneinige Zeugen sein; die Gegenstände würden bald mehrfach, bald mangelhaft erscheinen; und besser wäre es, ein einziges Auge zu haben, wie es nach den Dichtern die Cyklopen hatten, als deren zwei zu besitzen.

Ihre Substanz hat nichts Fleischiges in sich (welches der Grund ist, warum sie, obschon immer der rauhen Luft ausgesetzt, doch nie eine Kälte empfinden), sondern besteht aus einem fetten Wasser, wie es erforderlich war, um die von den Gegenständen auf sie übertragenen Bilder aufzunehmen [2]).

18. Und wenn wir mehr in das Besondere eingehen wollen, so besteht diese Substanz aus drei verschiedenen Feuchtigkeiten: aus der wässerichten, aus der glasichten und aus der krystallartigen, welche den Augenstern bildet, und kostbarer ist, als jeder Diamant. Dieser dienen die andern zwei Feuchtigkeiten, entweder sie zu schützen, wie es die wässerichte thut, oder sie zu nähren, wie es die glasichte thut, die ihr zugleich auch die Einfassung bildet, wie der goldene Ring sie der glänzenden Perle bilden würde.

19. Da aber ein aus so weichen Theilchen zusammengesetztes Ding nicht lange seine Form erhalten konnte, ohne irgend eine kleine Falte zu werfen, welche das Sehen ganz verhindern würde; so kam ihm die Vorsehung der Natur damit zu Hilfe, daß sie jede Feuchtigkeit mit ihren sehr zarten Häutchen bekleidete, die so künstlich abgetheilt sind, daß die durchsichtigen, wie die Hornhaut, das Auge von allen Seiten umgeben; und die undurchsichtigen ihm entweder den dunklen Grund bilden, wie es das Netzhäutchen thut; oder sich vor der kristallartigen Feuchtigkeit in ein kleines Fensterchen öffnen, wie es die Traubenhaut thut; die dadurch, daß sie sich bald mehr, bald minder erweitert, bald mehr, bald weniger Licht ein-

---

1) Aristot. Problem. sect. 31. n. 7.

2) Ibid. 23.

dringen läßt, so wie es erforderlich ist, um jeden Gegenstand gut zu sehen. Endlich sind diese mit so sinnreicher Meisterschaft gebauten Sphären zur Bewegung sechs Paar Muskeln übergeben, von denen vier gerade, zwei schief sind, um die Augen sehr schnell nach jeder Seite hin zu bewegen, und zu bewirken, daß den Himmelssphären an Schnelligkeit diese kleinen Rundkörper auf der Erde verglichen werden dürfen, die, weil sie lebendig sind, jene an Schönheit ohne Vergleich übertreffen. Und wann lassen uns jemals jene Sphären durch einen unerwarteten Umschwung eine so große Verschiedenheit von Erscheinungen in der großen Welt sehen, als in der kleinen uns die Augen bei einer einzigen Veränderung des Blickes sehen lassen, womit sie uns den Menschen bald fröhlich, bald traurig, bald zornig, bald besänftigt, bald verwegen, bald schüchtern, bald stolz, bald gedemüthigt, bald zerstreut, bald aufmerksam, bald trotzig, bald liebreich zeigen? Es gibt so viele Scenenwechsel, die in jedem Momente ein bloßer Blick im menschlichen Gesichte zu machen vermag, daß kein Mensch sie wissen kann, wenn er nicht auch weiß, wie viele Affekte es gebe, die dort erscheinen und ganz entgegengesetzte Rollen spielen können, wann man sie am wenigsten erwartet.

20. Dies ist das Auge, oder besser gesagt, dies ist ein Umriß jenes unerreichbaren Meisterstückes, das einerseits den Anatomen, und andererseits den Optikern so viel zu denken gibt, wenn sie die Einrichtung und die Kunst dieses großen Werkes betrachten. Wer kann aber auch nur an dieses Wenige denken, ohne zugleich auszurufen: O unbegreiflicher Gott! ein Schleier wahrlich ist die Natur, der dich bedeckt; aber ein sehr durchsichtiger Schleier, der nach allen Seiten tausend und tausend Strahlen von dir ausgehen läßt, um unsern ungelehrigen Verstand zu treffen: und darum bist du wohl unbegreiflich, aber für uns Sterbliche nicht unerkennbar, wofür dich Diejenigen schmachvoll ausgeben können, die an dich nicht denken. Die Atheisten verdienen nicht, die Augen im Kopfe zu haben, welche sie von dir erhielten, wenn sie nicht in jedem Menschen die Vorsehung erkennen, sobald sie ihm nur in's Gesicht schauen. Was würde erst geschehen, wenn es diesen Armseligen gestattet wäre, den Abgrund von Wunderdingen zu durchschauen, welche innerlich unsern Körper bilden, und ihn zur würdigen Wohnung eines

so hohen Herrn machen, wie die vernünftige Seele ist; und noch vielmehr jenen Abgrund von Wundern, welche die vernünftige Seele selbst in sich schließt, mit ihren Kräften, mit ihren Neigungen, mit ihren Thätigkeiten, mit ihren phantastischen oder intellectuellen Vorstellungen, welche sie fortwährend in sich aufnimmt? Das Staunen müßte dann in Schauder übergehen, denn mit Wenigerem war der heilige Augustin nicht zufrieden, nicht einmal in der Betrachtung eines kleinen Samenkörnleins, als er, die so große Kraft in dem so kleinen Umfange erwägend, erschrocken ausrief, daß dies dem Betrachtenden Schauder verursache [1]).

21. Vergebens bemüht sich also der Gottlose, die Erkenntniß Gottes mit Gewalt aus seinem Geiste auszulöschen. Der allmächtige Künstler hat so tief seinen Namen, nicht wie Phidias einst im Schilde seiner berühmten Minerva, sondern in jedem Theile von uns selbst eingegraben, daß, wenn der Mensch sich nicht mit eigener Hand vernichtet, er die Erinnerung an seinen Schöpfer nie aus sich vertilgen kann. Er soll vielmehr ein so unnützes und so schadenvolles Unternehmen aufgeben, und sich mit besserer Gesinnung zu Dem wenden, der ihm Alles gab, was er ist und hat; und um ihm seine Huldigung zu bezeigen, soll er sich befleißen, die göttlichen Züge seinen Sitten einzuprägen, was mit mehr Leichtigkeit und mit mehr Erfolg geschehen wird. Die Bäume, auch wenn sie tief in die Erde eingesenkt sind, neigen sich doch mit dem größeren Theile ihrer Zweige der Sonne nach jener Seite zu, wo sie deren Strahlen am stärksten empfinden. Und noch unvernünftiger als eine Pflanze, die, wenn nicht ohne Leben, doch wenigstens ohne Verstand ist, sollten wir nicht einmal jenes Urwesen anerkennen, das uns Vater war, obgleich wir mit Gewalt gegen ihn hinneigen mit jener uns allen gemeinsamen Schwerkraft, die uns mit angebornem und unabweisbarem Drange zu ihm hintreibt?

---

1) Tract. 8. in Joann.: Horror est consideranti.

Siebzehntes Kapitel.

Beweis vom Dasein Gottes, unter dem Begriffe eines vollkommensten Wesens.

1. Die Beobachter der Gestirne in Aegypten pflogen anfangs den Himmel von der nämlichen Ebene aus zu betrachten, die sie bewohnten, später aber, als sich mit der Zeit die Kunst vervollkommnete, wählten sie sich nach und nach zu diesen Beobachtungen die höchsten Hügel und auch Thürme, die sie sich zu diesem Zwecke erbauten: so daß die Zinne jenes sehr hohen Tempels des Belus in Babylon vorzüglich zum Gebrauche der Astronomen jener Zeit bestimmt war, damit sie die Bewegungen der Himmelskörper aus einer Luftschichte beobachten könnten, welche weniger von Erddünsten beschwert war, die wegen der sehr hinderlichen Strahlenbrechung eine richtige Messung und den sicheren Blick störten [1]). Nun haben wir bisher, von der Ebene der Geschöpfe aus, wie durch dunkeln Nebel, etwas Weniges über das Dasein des Schöpfers betrachtet. Billig ist es daher, daß auch wir die Art unserer Beobachtungen vervollkommnen, und uns nunmehr über alles Sinnliche erheben, um von dort aus, wie aus reinerem und näherem Standpunkte, nicht den Himmel zu betrachten (der uns unter den Füßen bleiben wird), sondern den Schöpfer des Himmels in seinem großartigen Sein, als Inbegriff aller Vollkommenheiten, die auf jeder Stufe des möglichen Seins vertheilt liegen mögen. Sonst würde ich wohl der Fähigkeit deines Verstandes ein zu großes Unrecht zufügen, wenn ich glaubte, daß man ihm die Wahrheit der göttlichen Existenz nicht mit anderen Geprägen eindrücken könne, als mit den groben, die wir aus den Werkstätten der Sinne entlehnten.

I.

2. Vor Allem wünschte ich, daß du urtheilest, welche Strafe die Atheisten verdienen, da sie das Sein dem ersten Sein absprechen.

---

1) Diod. l. 2. c. 4.

Anaxagoras gab die Sonne für nichts anderes aus, als für einen glühenden Stein; und deßhalb glaubten die Athenienser, er verdiente den schmählichsten Tod, damit er nicht länger jenes Licht anzuschauen hätte, das er mit einem solchen Ausspruche so schändlich entehrte. Ich überlasse daher dem edlen Areopage aller Weisen, zu bestimmen, welche Strafe gebühre nicht etwa Demjenigen, der behauptet, daß die Sonne ein großer Chrysolith, oder ein großer Karfunkel sei, was Anaxagoras unter jenem feurigen Steine verstehen mochte; sondern Demjenigen, der sich nicht scheut, zu behaupten, daß Gott nichts anderes sei, als ein chimärischer Name, ein Hirngespinnst, eine Fabel, ein Nichts unter der Maske alles Guten. Soweit jedoch kommen die Atheisten.

3. Doch sachte ein wenig, sachte; denn hier möchte ich, wenn es mir gelingt, den Maulwurf, trotz seines Sträubens, aus seinen unterirdischen Gängen an's Licht herausziehen, indem ich mich des folgenden scharfen Dilemma's bediene.

4. Du sagst, es gebe keinen Gott: Gott ist nicht[1]). Nun gut: da er nicht ist, ist es wenigstens möglich, daß er sei, oder ist es nicht möglich? Ich glaube, du werdest keinen Anstand nehmen, mir seine Möglichkeit gleich anfangs zuzugeben; denn Einigen würde es wenig lästig fallen, zu wissen, daß Gott möglich sei, wenn sie sich nur zu überzeugen wüßten, daß er nicht wirklich sei. Doch sachte, sachte; denn wenn du mir so antwortest, so bist du sogleich im Netze, indem du nicht siehst, daß man der ersten Ursache aller Dinge die Möglichkeit nicht zugeben kann, ohne ihr zugleich die Existenz zuzugeben. Die Sonne, die Meere, die Berge, der Mensch und alle andern Geschöpfe können sein, wenn sie auch wirklich nicht sind. Aber Gott kann dies nicht. Wenn Gott möglich ist, so ist er auch wirklich.

Denn nimm einmal an, daß er sein könne, aber nicht sei. Also gibt es eine Ursache, die ihn hervorbringen kann: da unser Geist nicht einmal zu denken im Stande ist, daß irgend Etwas aus den dunkeln Abgründen des Nichts hervorgehen, und aus eigener Macht hervorgehen könne. Wenn Etwas daraus hervorgeht, so muß nothwendigerweise Jemand da sein, der es aus diesem

1) Psalm. XIII. 1.

Nichts herausziehe und ihm jene Existenz gebe, in deren Besitz was immer für eine Wirkung, so lange sie blos möglich ist, noch nicht gelangt ist. Diese Ursache nun, wodurch es möglich würde, daß Gott aus dem Nichtwirklichsein in das Sein überginge, wäre dann an sich vollkommener, als das von ihr mit so großer Thatkraft erzeugte Ding; denn sie würde ihm nicht nur gleichkommen an Macht, Weisheit, Wissenschaft, Güte und andern ähnlichen Eigenschaften, die sie ihm bei der Hervorbringung mittheilte; sondern sie würde ihm überdies noch, wenn nicht an Zeit, doch wenigstens der Natur nach vorausgehen; und daher würde diese Ursache selbst Gott sein vor der Hervorbringung jener Wirkung. Sie würde in ihrem Schooße die Quelle alles Seins enthalten, bevor sie dieselbe in einen andern Schooß ausfließen ließe; und so würde eigentlich sie die erste Ursache sein. Siehe demnach, wie nothwendig Derjenige, der das erste Sein als möglich zugibt, es folgerecht auch als wirklich zugeben muß.

5. Hier kann der verstockte Atheist nichts anderes thun, als widerrufen, und sagen, daß er irrte, wenn er Gott als möglich zugab. Er hätte vielmehr sagen sollen, daß er ganz und gar unmöglich sei, um so allem Streite ein Ende zu machen.

6. Doch siehe da den Unglücklichen in noch schlimmerem Gedränge. Denn ich werde mich alsdann aller weiteren Beweisführung gegen ihn enthalten, um ihm die nicht wenig schwere Mühe zu überlassen, eine so treffliche Behauptung zu beweisen. Ich meines Theiles weiß, daß, nach dem Philosophen, Alles möglich ist, was, wenn es in die Wirklichkeit einträte, keinen Widerspruch mit sich brächte. Es soll also er sagen, welchen Widerspruch mit sich die Uebereinstimmung selbst bringen könne, die reine Vollkommenheit, die reine Güte, das reine Sein in Wirklichkeit, was wir eben unter dem Namen Gott verstehen? Zu deutlich würde ich jedoch in diesem Kampfe zeigen, daß ich Furcht hätte, wenn ich demselben aus der Ferne, wie von einem hohen Hügel herab, blos zuschauen und ihn nicht selbst mitkämpfen wollte. Und deßhalb sage ich so:

II.

7. Alle Geschöpfe liegen gleichsam zwischen zwei entgegengesetzten Extremen, zwischen dem Sein und dem Nichtsein. Und da

sie auch alle am einen und am anderen Extreme Theil haben, so sind sie theils reich, theils arm, d. h. sie besitzen ein jedes Gut nur in Verbindung mit der Unvollkommenheit. Nun frage ich dich: warum sind sie unvollkommen? Weil ihnen ein eingebildetes, fabelhaftes, unmögliches Gut mangelt, nach dem es ohne Thorheit Niemanden gelüsten könnte? Gewiß nicht; denn der Mangel an was immer für einem falschen Gute darf für keine Armuth, sondern für ein Glück gelten. Folglich ist das Gut, das ihnen mangelt, kein unmögliches. Aber das Gut, das ihnen mangelt, ist ein unendliches Gut, da man das Gut, das sie haben, wohl bald aussprechen kann, während man dasjenige, das sie nicht haben, nie vollends auszusprechen vermag. Also ist ein unendliches Gut nicht unmöglich. Und ein solches ist Gott.

8. Wer kann ferner läugnen, das daß Freisein von jedem Mangel eine nicht blos gute, sondern sehr gute Eigenschaft sei, da sie das Höchste von jedem Gute ist? Wie willst du nun also sagen, daß es unmöglich sei? Das Unmögliche ist häßlich, ist verächtlich, ist lächerlich — im höchsten Grade. Das ist ausgemacht unter allen Weisen [1]). Wer wird nun sagen, daß das Freisein von jedem Mangel häßlich, verächtlich, lächerlich sei? Es ist ja gerade dieses das einzige Gut, das einer höchsten Liebe würdig ist. Also ist es ein mögliches Gut, da jedes Gut sich auf das Sein stützt. Und wenn dem also ist, so ist Gott möglich, da Gott am Ende nichts anderes ist, als ein von jedem Mangel reines Gut. Und wenn ein Licht nie dem anderen Lichte entgegen ist, so wird auch eine höchst reine und einfache Vollkommenheit einer andern Vollkommenheit ähnlicher Art gewiß nie entgegen sein. Also werden alle einträchtig sich mit einander verbinden können, wie die Diamanten, so viele ihrer auch sein mögen, in einem goldenen Diademe; und alle werden sich bequem in einer höchsten Natur vereinigen können, welche sie alle, ohne Ausnahme, besitzt. Und eine solche ist die göttliche Natur. Betrachte daher die Thorheit des Atheisten! Er will, daß das höchste Gut ein chimärisches Gut (ein Unding) sei; weßhalb er, wenn nur Gott nicht ist, sich um nichts anderes bekümmert. Er will lieber annehmen, daß das höchste Gut

1) **Anton. Perez de Deo disp. 1. c. 4. et 5.**

unmöglich sei, als daß das höchste Gut in einem möglichen Gotte sei.

III.

9. Nun denn, so sei es also: es sei Gott nicht möglich. Betrachten wir ein wenig, was für Ungereimtheiten auf einmal daraus entstehen werden. Alle nur erdenklichen von jeder Art; seien es physische oder moralische: physische, weil der erste Entstehungsgrund fehlt; moralische, weil der letzte Zweck fehlt.

10. Was nun die physischen betrifft: so würde, wenn Gott nicht möglich wäre, kein Ding möglich sein. Denn wie keine Wärme und kein Licht möglich sein würde, wenn nicht die größte Wärme und das größte Licht möglich wären, von deren größerer oder kleinerer Mittheilung es kömmt, daß es warme und kalte Dinge in so verschiedenem Grade gibt; so würde auch kein Sein möglich sein, wenn nicht das höchste Sein möglich wäre, welches das Sein von sich selbst ist [1]).

11. Was dann die moralischen betrifft: so siehe, wenn Gott nicht möglich wäre, was Abscheuliches daraus folgen würde. Gott über alles Gute lieben, seinen Zorn fürchten, ihm willig gehorchen, ihn demüthig anflehen, die auf seinen Namen geleisteten Eide halten, — das wären lauter nicht blos thörichte, sondern auch strafbare, weil der gesunden Vernunft widersprechende Dinge. Daher wären es keine Tugenden, sondern Laster des Menschen. Hingegen der Meineid, der Gottesraub, die Entweihung der Tempel, die Gotteslästerung, das würde ganz vernunftgemäß sein, und größeres Lob verdienen, als man sich verdienen würde, wenn man einen Götzen vom Altare herabstürzte, und ihm mit dieser Schmach betheuerte, daß man es deßhalb thue, weil er daselbst nur eine Statue — kein wahrer Gott sei. So daß am Ende die Gotteslästerungen, die Heiligthumsschändungen, die Meineide bei dem menschlichen Geschlechte nicht mehr als schändliche Vergehungen, sondern als sehr erhabene Tugenden gälten, die selbst Dionys, den Tyrannen von Syrakus, alles Lobes würdig machen könnten, obgleich sein Andenken von der ganzen Nachwelt verflucht ist, weil er die

1) S. Th. 1. p. q. 44. a. 1.

Religion nicht blos verachtete, sondern auch immer lächerlich machte [1]).

12. Ferner müßte man, wenn Gott nicht möglich wäre, die höchste Weisheit für die größte Thorheit, und umgekehrt, die größte Thorheit für die höchste Weisheit halten. Denn alle Lehrer der göttlichen Dinge hätten sich an der ersten aller Wahrheiten versehen. Ihr ganzes Bemühen wäre darin bestanden, auf dem Bereiche des Nichts immerwährend einem eiteln Schatten nachzujagen. Sie hätten wunderbare Lehren ertheilt, wie man glauben, wie man hoffen, wie man sich unterwerfen solle — einem bloßen Traume, einem Sein nämlich, das kein anderes Sein hat, als die Ungereimtheit eines Traumbildes, das einem Schlafenden erscheint, um seine Phantasie zu wecken. Alle Wissenschaft der größten Theologen wäre daher eine offenbare Sinnlosigkeit: und hingegen nicht mehr glauben, als was man sieht, sich für ganz sterblich erachten, gleich den Thieren des Waldes, für wahr halten, daß eine Welt voll unvergleichlicher Symmetrie, sowohl in ihren einzelnen Theilen, wie in ihrem Ganzen, nichts desto weniger ein Werk des Zufalls sei, ein Gebäude ohne Baumeister, ein Heer ohne Führer, ein Schiff ohne Steuermann — dies würde, wenn Gott nicht möglich wäre, die höchste aller Wahrheiten sein: und deßhalb würde, wie ich sagte, die größte Thorheit eine überaus große Weisheit, und die höchste Weisheit eine gränzenlose Thorheit sein.

13. Endlich, wenn Gott unmöglich wäre, würde daraus folgen, daß der Mensch ohne letztes Ziel wäre. Daher würde unser Verstand, wie eine Magnetnadel, immer nach einer ersten Wahrheit, wie nach seinem Pole, streben, ohne Hoffnung, sie jemals wirklich zu sehen. Und unser Wille würde sich immer nach einem höchsten Gute, wie ein Schiff nach seinem Hafen sehnend zulenken, ohne jemals ihn erreichen und landen zu können. Die Natur, die sich in allen Dingen so wahrheitliebend zeigt, hätte uns nur mit Trug genährt; und jene, die uns auf's Zärtlichste zu lieben schien [2]), hätte uns am Ende schändlicher getäuscht, als es einst jener berühmte Maler that, als er mit seinen schön gemalten Trauben die Vögel täuschte.

1) Valer. Maxim. l. 1. c. 2. 2) „Usque in delicias amamur."

14. Siehe daher, was ein Atheist sein heißt! Es heißt, alle Grundsätze verkehren wollen, wovon das menschliche Geschlecht beständig geleitet wurde und noch geleitet wird. Und eine so schreckliche Ungereimtheit kömmt dir als etwas Geringes vor? Wenn aber diese und unzählige dergleichen daraus hervorgehen, falls man Gott als unmöglich annimmt, so ist es rein unmöglich, daß er nicht möglich sei. Und wenn er möglich ist, so ist er, wie ich dir sage, auch wirklich; denn in Allem, was absolut und unbedingt nothwendig ist, gibt es keinen Unterschied zwischen dem möglichen und wirklichen Sein.

15. Was sagst nun du dazu? Meinst du, es sei ruhmvoller, auf der Seite Derjenigen zu stehen, welche die ganze Welt verkehren, als sich Denjenigen anzuschließen, die ihr mit Gott Ordnung und Gesetz geben? Quäle nur immer wieder deinen Verstand, mehr noch, als wenn der Bedauernswerthe ein Sklave in Ketten wäre, damit er dir sage, man müsse Gott eher in das Land der fabelhaften Thiere verbannen, als ihn dem Menschen zu seinem Urheber geben, von dem er abhange, und zu seinem letzten Ziele. Er wird es nie sagen. Und darin eben besteht, in einem gedrängten Satze ausgesprochen, die Anklage, welche wir bisher gegen die Atheisten durchgeführt haben: daß sie mit Gewalt das höchste Gut nicht kennen wollen, das doch Niemanden unbekannt sein kann [1]).

---

1) Haec summa delicti est: nolle eum agnoscere, quem ignorare non possis. (S. Cypr. de idol. vanit.)

Achtzehntes Kapitel.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es nur Einen Gott geben kann, der bei seinen so vielerlei Eigenschaften doch ganz einfach ist.

1. Zwei Arten von Blindheit hat das Auge zu fürchten: die eine, ob welcher es das nicht sieht, was ist; die andere, ob welcher es das sieht, was nicht ist. Und siehe da, wie diese beiden Krankheiten den Verstand des Menschen verfinstern. Es gibt Solche, welche die Sonne der Gottheit nicht sehen, und Solche, welche mehr denn Eine sehen, und als Quelle des Lichtes Dinge anbeten, die nicht einmal Nebensonnen, sondern ganz finstere Wolken sind. — Darum müssen wir, die wir den Atheisten die erste Art von Blindheit vorgeworfen haben, daß sie nämlich die allherrschende Gottheit nicht anerkennen, jetzt den Götzendienern die zweite vorwerfen, daß sie nämlich deren viele anerkennen: besonders da Derjenige, der seinem Monarchen einen Mitregenten zu geben sich unterfängt, ebenso des Hochverrathes schuldig ist, wie Derjenige, der ihn vom Throne zu stoßen sich erfrecht. Es wird uns auch keine große Mühe kosten, eine so edle Wahrheit in das gebührende Licht zu setzen: denn so gewiß es ist, daß wir einen Herrn im Himmel haben, so gewiß ist es auch, daß wir nicht mehr als Einen haben. „Wenn es nicht Einen Gott gibt, so gibt es keinen" [1]). Das werden wir sehen, wenn wir die drei folgenden Sätze werden bewiesen haben, daß die Größe Gottes an und für sich selbst diese Einheit fordert; daß diese an ihm alle Geschöpfe erheischen; und daß diese uns ebenfalls alle Geschöpfe einstimmig verkünden.

I.

2. Sehr weise mahnte uns Tertullian [2]), daß ein Jeder, der einzusehen wünscht, ob es mehr als Einen Gott gebe,

1) Tertull. in Marc. l. 1. c. 3. 2) Ibid.

früher fragen solle, was Gott sei: „Um zu wissen, daß es nur Einen Gott geben könne, frage, was Gott sei." Schon oben sagten wir, wie man unter Gott jenes höchste, sich selbst genügende Gut verstehe, das jedes mögliche Gut auf die vollkommenste Weise in sich enthält: und das vorausgesetzt, kann man nicht bezweifeln, daß er allein sei.

3. Denn nimm einmal dieses Unmögliche an, daß es mehrere Götter gäbe, an welchem Merkmale könnte man sie von einander unterscheiden? An einer verschiedenen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die an ihnen ersichtlich wäre? An einer Unvollkommenheit ist es nicht möglich, weil das höchste Gut ein von jedem Mangel freies Gut sein muß. Also müßte man sie an den Vollkommenheiten unterscheiden. Wie ist aber dies möglich, wenn das höchste Gut sie alle in sich haben muß? Keiner von ihnen wäre in diesem Falle Gott, da jedem jene herrliche Eigenschaft fehlen würde, welche seinem Genossen eigenthümlich und ihn besonders auszeichnend wäre. Also kann es nie mehr, als Einen Gott geben [1]).

4. Ferner, wer sieht nicht, daß es die vorzüglichste Auszeichnung ist, die es je geben kann, das höchste aller möglichen Wesen zu sein, ohne Seinesgleichen, ohne einen ebenbürtigen Genossen zu haben? Also kann man dieselbe Gott, dem aller Vorrang gebührt, nicht streitig machen. Ein einziger Edelstein auf der Welt, eine einzige Blume, eine einzige Frucht, ein einziges Buch, — wie hoch wird nicht ein jedes geschätzt! Auch den Kindern kömmt dieser Umstand (der Einzigkeit) vielleicht mehr als irgend eine andere Eigenschaft zu gute, weil sie durch denselben in ihrer Art ohne Ihresgleichen werden.

5. Ueberdies wäre diese Mehrheit einem jeden Gotte entweder mißfällig, und daraus würde folgen, daß jeder von ihnen unglücklich wäre, da er mitten unter seinen Freuden diese Bitterkeit, einen Mitgenossen zu haben, schlucken müßte, ohne sie jemals verdauen zu können: — oder sie wäre gar nicht mißfällig, und daraus würde folgen, daß ein jeder stumpfsinnig wäre, da er einen ebenso unvermeidlichen als unaufhörlichen Mangel nicht fühlen

---

1) Porro nihil summum bonum, nisi plenis viribus unum. Prudent.

würde, der ihm nur Unehre machen könnte. Um so mehr, da Gott aus jenen Unbilden, die er täglich von Sündern erhält, irgend eine Ehre ziehen kann, welche ihm dafür Ersatz leistet. Welche Ehre aber könnte ein Gott aus dem Verluste der Alleinherrschaft ziehen, den er durch einen andern erlitte? Es wäre dies ein unersetzlicher Verlust. Die Gottheit vermehren wollen heißt also eben so viel, als sie vernichten wollen.

II.

6. Diese Einheit ihres Schöpfers verlangen auch einstimmig alle Dinge. Wie würde es um das menschliche Geschlecht stehen, wenn es unglücklicherweise mehr als Einen Herrn hätte? Wir hätten mehr als Einen Ursprung und mehr als Einen Endzweck anzuerkennen. Darum sage mir: wohin sollten wir dann uns zuerst und wohin zuletzt wenden? Welchem sollten wir dienen? welchen verachten? welchem anhangen? von welchem uns losmachen? Wie ein Schiff von mehreren gleich starken Winden bestürmt, nicht weiß, welchem von ihnen es folgen, und welchem es sich widersetzen soll, so würde auch unser Herz, von gleich starken Kräften bestürmt, nicht wissen, welchen es nachgeben soll, sondern zweifelhaft, ermattet, schwankend und hin und her geworfen, das Loos Desjenigen für besser halten, der sich nie vom Ufer entfernte, d. h. der nie auf das Meer des Lebens kam. Und es würde uns in einem solchen Falle nichts nützen, mit allen in gutem Einvernehmen stehen zu wollen: denn jene Götter, als freie Wesen, würden entweder, oder könnten wenigstens unter sich uneinigen Willens sein. Und wie groß wäre nicht in solcher Zwietracht unsere Verlegenheit, da wir in unserer Noth nicht wüßten, an welchen uns zu wenden entsprechend sein dürfte? Zudem, wenn es auch möglich wäre, mit allen in gutem Einvernehmen zu stehen, und den Willen aller zu erfüllen, würde jedenfalls unser Herz, wie ein in verschiedene Bächlein getheilter Fluß immer matter sich bewegen, und könnte nie seine ganze Kraft, wie es doch nöthig ist, verwenden, um sein letztes Ziel über Alles zu lieben.

7. Die nämlichen Unordnungen würden dann auch in der ganzen übrigen Natur entstehen. Erstens würde das ganze Weltall eine Mißgestalt sein, wie jedes Thier wäre, das mehrere Köpfe

hätte. Und diese Köpfe könnten sich nicht, wie in einer geordneten Republik die Häuptlinge, zu einer gemeinsamen Regierung verstehen: denn es können sich wohl zu einer solchen Republik die Menschen vereinigen, und sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden; aber mehrere Götter könnten sich nicht vereinigen, da ein jeder von ihnen sich selbst zum Zwecke haben würde. Daher würde die Lenkung der Natur sich in nichts von der wildesten Verwirrung unterscheiden, welche allen von jener hervorgebrachten Dingen auf's Höchste verhaßt ist. „Die Dinge wollen nicht schlecht regiert werden," sagt der Philosoph [1]); „mehrere Regierungen sind nicht gut: daher soll nur Einer regieren."

8. Zweitens: wer weiß nicht, daß jede Mehrheit in ihrer Art desto vollkommener ist, je mehr sie sich der Einheit nähert? Ein Kriegsheer ist desto stärker, je mehr es geschlossen steht; eine Musik ist desto wohlklingender, je mehr sie zusammenstimmt; eine Gesellschaft ist desto heiterer, je einträchtiger sie ist; das Schiff geht desto schneller, je mehr die Ruderschläge zusammentreffen. Nun ist es aber bedeutend leichter und naturgemäßer für Einen als für Viele, die Mehrheit zur Einheit zu bringen. Ist es daher nicht besser, daß die Welt von Einem regiert werde?

III.

9. Drittens endlich fordert nicht nur das Wesen Gottes diese Einheit des Urprincipes; nicht nur verlangen sie alle Geschöpfe, sondern alle Geschöpfe verkünden sie auch mit Einer Stimme: sowohl diejenigen, die sich nach Willkür bewegen, als auch diejenigen, die bewegt werden. Wollen wir zuerst von den letztern reden.

10. Jene wunderbare Schönheit, die wir lange in den Theilen des Weltalls betrachteten, jenes Ebenmaaß, jene Fügung, jene Ordnung, jene fortwährende Gleichförmigkeit im Wirken beweisen dem Herzen gewiß sehr klar, daß ein so großes Werk nur von einer unendlich vollkommenen Ursache herkommen kann. Denn wenn die Mutter verkrüppelt wäre, — wie könnte sie immer so schöne Kinder gebären? Nun, welch' größere Verkrüppelung könnte

---

1) Arist. Metaph. l. 12.

man sich an dieser ersten Ursache denken, als wenn sie auf eine thörichte Weise bestellt wäre! Und doch wäre sie auf besagte Weise bestellt, wenn sie aus mehreren Göttern bestünde. Willst du, daß ich's dir zeige? Gewiß würde ein jeder dieser Götter, als ein zu allem Guten, für sich selbst sowohl als für Andere hinreichendes Wesen, alle seine Mitgenossen ganz überflüssig machen. Was wäre daher die Vereinigung mehrerer Götter? Sie wäre keine Verbindung von Vollkommenheiten, sondern ein zufälliger Haufen gleichgiltiger Theile, dessen Eigenthümlichkeit das unzweckmäßige, ungeordnete und planlose Sein ist [1]). Wer wird daher jemals glauben können, daß, wenn die Welt (die am Ende doch nur ein erschaffenes Sein hat) nichts desto weniger in einer höchst vollkommenen Art besteht, — das unerschaffene Sein, welches zum Grunde, ja zur Nothwendigkeit, nur sich selbst hat, so widersinnigerweise in dem bestehe, was gegen jede Regel der Vernunft ist, nämlich im Ueberflüssigen, was der Natur so sehr verhaßt ist, daß sie es überall zurückweist und verschmäht?

Siehe daher, was unter jenen mehreren Göttern geschehen würde, wenn sie wirklich beständen. Ein jeder schiene dem andern verächtlicher, als eine Ameise; denn eine Ameise ist wohl Gott unnütz, aber sie ist ihm nicht überflüssig, da Gott der Ameise nützlich sein kann, und es ihr auch wirklich ist, indem er sie auch als ein Wesen liebt, das fähig ist, von ihm Leben, Nahrung und ein ihr angemessenes Vergnügen zu erhalten. Unter jenen Göttern wäre es aber nicht so: es könnte weder der eine dem andern irgend einen Nutzen bringen (da alle sich selbst genügen würden), noch könnte der eine von dem andern einen ziehen; und wenn daher irgend ein Verkehr unter ihnen stattfinden könnte, so würden sie mit einander nichts anderes thun, als sich gegenseitig als überflüssige Gottheiten verachten. Und kannst du dir eine größere Unordnung vorstellen? „Das Hinreichende ist auch Eines," sagt Aristoteles [2]). Durchgehe das ganze Reich der Natur, und du wirst nie sehen, daß, was in seiner Art hinreichend ist, mehr als Eines sei: weßhalb auch dem Menschen nur Ein Herz, nur

1) Ant. Perez de Deo disp. 1. c. 4.

2) 8. Phys. tex. 48.

Ein Hirn, nur Ein Hals gegeben wurde, weil Eines für seinen Zweck genügt. Und willst du dann, daß mehr als Ein Gott sei, der doch der Genügende im höchsten Grade ist?

11. Wende mir hier nicht ein, daß für die eben besagte Ungereimtheit auch wir eine Lösung finden müssen, die wir drei göttliche Personen annehmen, die alle sich selbst genügen (da keine unter ihnen ist, die nicht Gott wäre), und noch weniger irgend einen Ueberfluß annehmen, der unter ihnen herrsche, noch irgend eine Bedürftigkeit. Das ist offenbar etwas ganz Verschiedenes. Die drei Personen sind wohl drei Personen, aber nur Ein Gott; und darum ist die Zulänglichkeit in ihnen eine einzige, da sich die Zulänglichkeit der Güter, die sie besitzen, nicht auf die Persönlichkeit, sondern auf die Natur gründet, die in Allen nur Eine ist. Nicht so wäre es der Fall bei mehreren Göttern. Von diesen würde ein jeder ein für sich besonderer, verschiedener Gott sein (sonst wären es gewiß nicht mehrere): und wie daher ein jeder allein hinreichend sein würde, einen Gott zu bilden, wenn auch die anderen alle fehlten, so würde auch ein jeder gewiß den andern überflüssig sein, und sie überflüssig machen.

12. Was aber noch schlimmer ist: es würde deßungeachtet ein jeder zugleich der andern im höchsten Grade bedürfen, da keiner ohne die anderen sein könnte, obwohl er nicht mit den anderen einer einzigen Wesenheit wäre. Und darum fände unter mehrern Göttern dieser gräßlichste Widerspruch statt, daß sie wechselweise zugleich nothwendige und zugleich überflüssige Güter wären. Ueberflüssige, weil ein jeder sich allein genügen würde, nothwendige, weil keiner den andern als überflüssigen Gott vertreiben könnte, weßhalb man diesen unerhörten Widerspruch hätte, daß die denkbar höchste Ueberflüssigkeit zugleich auch die höchste Nothwendigkeit wäre. Ferne sei von uns ein solcher Unsinn. Wir Christen verstehen, was Gott ist, und deßhalb sind wir mit Einem zufrieden: die Heiden verstanden es nicht, und deßhalb nahmen sie unzählige an. „Wenn es nicht Einen Gott gibt, so gibt es keinen."

13. Zudem gaben in plötzlichen Fällen die Heiden selbst zu erkennen, was Tertullian mit großem Scharfsinne bemerkt, daß der Mensch von Natur aus Christ und nicht Heide ist. Daher geschah es, daß sie nicht nur von einer unvorgesehenen Gefahr betroffen,

anstatt ihre Augen flehend zum Capitol zu erheben, um Rettung zu erbitten, dieselben, wie schon bemerkt wurde, zum Himmel erhoben, sondern daß sie auch selbst im Pantheon, der Wohnung aller falschen Götter, wenn sie etwas zu bekräftigen, zu betheuern, zu versprechen, oder zu drohen hatten, sagten: Gott weiß, Gott sieht, Gott will, Gott strafe mich; und als ihren Richter nur Einen Gott selbst in dem Augenblicke nannten, wo man rings umher so vielen opferte. „O herrliches Zeugniß der von Natur aus christlichen Seele!" rief deßhalb mit großem Rechte Tertullian aus [1]), da alle, nicht nur vom bloßen Instinkte geleiteten, sondern auch freien Geschöpfe die große Wahrheit lebendig in sich tragen [wie dies auch von Lactantius [2]), von Athanasius [3]), von Arnobius [4]), von Cyprianus [5]) bemerkt wurde], daß die erste Ursache nur Eine sei.

Und das ist kein Wunder: denn wie sie ganz vollkommen ist im Wirken, so muß sie auch ganz vollkommen sein im Sein, welches die Norm des Wirkens ist; ist sie aber ganz vollkommen, so ist sie eine einzige, weil sie so ist, wie zu sein ihr am besten zukömmt.

14. Freilich darfst du, wenn von Gott gesagt wird, daß er einzig sei, dir nicht vorstellen, daß er auf eine Weise einzig sei, wie es die Sonne wirklich ist, und wie es der Phönix nach der Fabel sein soll. Denn wohl ist die Sonne wirklich einzig, aber sie könnte doch vom Schöpfer eben so gut, wie die Sterne vermehrt, und Mittelpunkt und gleichsam das Herz eben so vieler Welten werden, als ihr zu beleben gegeben würden. Und auch den Phönix, wenn er einzig wäre, könnte man eben so gut vermehrt sehen, wie alle übrigen Vögel; denn weder die Sonne noch der Phönix haben die Einheit als Wesenheit, wie Gott sie hat, der nur jener Eine sein kann, der er ist [6]), so daß ihn vervielfältigen wollen, so viel hieße, als ihn vernichten wollen: „Mehrere Götter sind keine Götter" [7]).

---

1) In Apolog. c. 11.
2) L. 2. c. 1.
3) C. Idolol.
4) L. 2.
5) De idol. vanit.
6) S. Th. 1. p. q. 11. a. 4.
7) Athan. c. Idolol.

Es steht also fest, daß Gott nicht nur einzig, sondern die Einheit selbst ist, als welche er auch von Trismegistus anerkannt wurde: und in dieser seiner eigenen, reinen und ganz einzigen Einheit enthält er, wie in einer unergründlichen Tiefe, alle möglichen Vollkommenheiten in Wirklichkeit. Weil wir aber, gleich den Straussen, nur so fern die Flügel durch die Luft schlagen, als wir zugleich die Füße auf die Erde setzen; d. h., da wir von den göttlichen Dingen nur so viel kennen, als uns davon die Bilder darstellen, die wir den körperlichen Gegenständen entnehmen; so denken wir uns das Unendliche nach Art der endlichen Dinge, und suchen unvermerkt mittelst eines Feuerbrandes uns von der Sonne eine Vorstellung zu machen. Daher kömmt es, daß wir in diesem ganz einfachen Wesen eine große Anzahl von Beschaffenheiten, Eigenschaften und Vollkommenheiten unterscheiden, obgleich all' diese Eigenschaften und Vorzüge nichts anderes sind, als ein einziges Gut, das alle Güter im höchsterhabensten Grade in sich enthält. Wir heißen das Meer bald den Ocean, bald das große, bald das mittelländische, bald das adriatische, bald das atlantische, bald das jonische, bald das kaspische, bald das nordische, bald das baltische, bald das brittische, bald das stille, bald das rothe, bald das Eismeer: und doch ist alles nur Ein Wasser. So können wir mit einigem Verhältnisse sagen, daß wir Gott bald gerecht, bald barmherzig, bald erzürnt, bald besänftigt, bald abgeneigt, bald gewogen, bald wirkend, bald ruhend nennen; obwohl die Idee, die wir uns davon bilden müssen, die eines höchsten, untheilbaren Wesens ist, in dem wirklich eine Vollkommenheit von der andern nicht unterschieden ist; sondern die nämliche Wesenheit, welche Gerechtigkeit ist, die ist auch Barmherzigkeit; diejenige, die Macht ist, die ist auch Weisheit; diejenige, die Vorsehung ist, die ist auch Heiligkeit; diejenige, die Unermeßlichkeit ist, und alle Räume erfüllt, die ist auch Ewigkeit, die alle Zeiten umfaßt.

Und der Grund dieser Einfachheit ist, weil alles Zusammengesetzte seine Ursache hat; da verschiedene Theile sich zu einem Ganzen, besonders zu einem nicht zufälligen, sondern weisen Ganzen, niemals ohne vereinigende Ursache verbinden können, welche die Verwandtschaft kennt, die jene Theile unter sich haben müssen, um

sich miteinander verbinden zu können [1]). Aber von Gott kann man keinerlei Ursache angeben, da er die erste Ursache ist. Also kann auch in Gott keine Zusammensetzung stattfinden. Er ist von sich selbst. Also besitzt er auch ein ganz einfaches Sein, das jeden Grad von Vollkommenheit enthält, und zwar von einer solchen Vollkommenheit, die mit gar keiner Unvollkommenheit gemischt ist, wie das Licht, das, außer der schwarzen, jede mögliche Abstufung von Farben in sich hat.

15. Und somit darf es uns nicht einmal wundern, wenn wir auf Erden Gott nie auf eine würdige, oder wenigstens angemessene Weise kennen. Um Gott so zu kennen, müßte man das Gute in sich selbst kennen. Allein dies war nie möglich, wo alles Gute, was man sieht, innerhalb einer gewissen Art von Gutem beschränkt liegt, und nicht das ganze Gut ist. „Gut ist das Haus, gut sind die Thiere, gut ist die Luft u. s. w. [sagte der große Augustin [2])]; gut ist Dieses und gut ist Jenes: nimm aber Dieses und Jenes hinweg, und siehe das Gute selbst, wenn du kannst: so wirst du Gott sehen, der durch kein anderes Gut gut, sondern das Gut alles Guten ist."

Neunzehntes Kapitel.

Die Vorsehung Gottes waltet über die menschlichen Handlungen.

1. Daß es einen Gott gebe, ist eine so helltönende Wahrheit, daß sie der Hartnäckigkeit selbst in die Ohren dringt, so dick sie auch sein mögen. So viele Geschöpfe, — so viele Stimmen sind es, die, bald einzeln, bald alle miteinander, uns den ausgezeichneten Meister verkünden, der von Anfang die Gesetze einer so schönen Harmonie gab, und der sie immerfort mit seinem Arme aufrecht hält. „Von allen Seiten her ertönen Stimmen, und

1) S. Th. contra gentes l. 1. c. 48. n. 4.
2) De Trin. l. 8. c. 13.

verkünden den Schöpfer dir," sagte der heilige Augustin[1]). Indessen sind jene Schlangen selten, die in ihrer Bosheit sich selbst taub gegen so viele Stimmen machen können, und ohne auf das lauteste und unabläßlichste Rufen zu hören, das ringsum ertönt, — in der Kammer ihres Herzens, mit von allen empörten Leidenschaften umhülltem Gesichte, — den von uns schon oftmals für verabscheuungswürdig erklärten Spruch thun: Es gibt keinen Gott.

Selbst Diejenigen, die ihrem blinden Verstande zum Führer den noch blinderen Willen geben, wissen nunmehr, wie es scheint, in der Verruchtheit nicht mehr weiter zu kommen, als ihrem Gotte, nicht mehr das Sein, wohl aber die Vorsehung abzusprechen: gleich jenen Unzufriedenen, die, um ihren Aufruhr zu beschönigen, aus vollem Halse betheuern, daß sie die Waffen nicht gegen den Fürsten ergreifen, der zurückgezogen in seinem Kabinete lebe, sondern gegen die schlechte Regierung. „Was weiß denn Gott?" sagen sie; „er ist in Wolken eingehüllt, und gibt auf uns nicht Acht" [2]).

2. Hier ist es also, wo die Atheisten noch den stärksten Widerstand leisten. Sie gestatten Gott, daß er sich müßig in seiner Burg aufhalte, nicht aber, daß er sich um die menschlichen Dinge bekümmere; und möchten, daß, wenn er doch lüstern sei, zu regieren, ihm die Regierung der Natur genüge (wie etwa einem Fürsten die Regierung seiner Gärten oder seiner Galerieen genügen könnte): nur soll die Regierung der Menschen in den Händen des Zufalles bleiben.

Und dieser so gottlosen Theilung fehlt es an Scheingründen nicht. Die Tugend habe unter den Menschen keinen andern Werth mehr, als den ihrer Seltenheit; das Laster finde allgemeinen Anhang; und nichts desto weniger werden die Strafen und die Belohnungen so blindlings ausgetheilt, daß man Gott keine Ehre, sondern eine Schmach anthue, wenn man ihn für deren Ausspender halte. Dann gehen sie von der Regierung auf den Regenten über, und sagen weiter: Wenn wir voraussetzen, daß Gott so ganz vollständig sich selbst genüge, wozu dann noch annehmen, daß Gott daran ein Gefallen habe, sich mit dem Gedanken an unser höchst

---

1) In Ps. 26. 2) Job 22, 13 et 14.

niedriges Treiben den Geist zu beflecken, oder mit der Sorge für uns, die wir dies Treiben vollführen, sich die Glückseligkeit zu trüben? [1]) Welcher Monarch ließ sich jemals soweit herab, daß er sich um das bekümmerte, was man in den Hütten der Hirten macht, oder wohl gar, was in den Löchern der Maulwürfe, oder in den Versammlungen der Mücken vorgeht? Und wir, die wir in Beziehung auf Gott um viel minder sind, als jene armseligen Thierchen in Vergleich mit einem Alexander, — wir wollen dann so einfältig, oder so stolz sein, daß wir uns einbilden, dieser große Gott bekümmere sich zu jeder Stunde um uns und unsere Angelegenheiten? **Scilicet is Superis labor est: ea cura quietos sollicitat.** Um so mehr, da er selbst die Quelle alles Guten ist, und somit weder von unserer Ergebenheit eine Mehrung desselben zu hoffen, noch von unsern Uebertretungen eine Minderung desselben zu befürchten hat. Warum also glauben, er habe Wohlgefallen an unsern Tugenden und Abscheu vor unsern Lastern? Der Sonne macht es keinen Verdruß, ob die Berge neblicht seien, oder rein; sondern ganz ruhig verfolgt sie zu jeder Stunde ihren Lauf über deren Spitzen hin.

3. Dies ist also das letzte Bollwerk der Atheisten. Und darum müssen wir sie mit Gewalt auch aus dieser Schanze treiben, und sie so lange verfolgen, bis wir ihnen ihre Fahne genommen haben, auf der sie, wie einst jener gottlose Feldherr, unter abscheulicher Auslegung den schönen Spruch geschrieben tragen: „**Coelum coeli Domino, terram autem dedit filiis hominum.**“ Der Himmel möge dem Herrn des Himmels verbleiben, nur soll er die Erde unserem Willen überlassen.

4. Um nun von den Einwendungen zu beginnen, welche den Regenten treffen, so sage ich: wenn es, so wie einst bei den Phöniciern, auch heutzutage unter uns Jemanden gäbe, der so einfältig wäre, einen viereckichten Stein als Gott anzubeten [2]), so könnte man ihm auch verzeihen, wenn er so dumm sein würde, von Gott

---

1) Irridendum vero agere curam rerum humanarum istud, quicquid est, summum. Anne tam tristi atque multiplici ministerio, non pollui credamus, dubitemusve?

2) Arnob. contra gentes l. 5.

zu glauben, daß er sich um die menschlichen Dinge nichts bekümmere. Allein da Gott das allervollkommenste Wesen ist, über das man sich kein preiswürdigeres oder vollkommeneres denken kann, — wie kann man ihm eine so nothwendige Eigenschaft, wie die Vorsehung ist, absprechen, ohne ihn zu vernichten? [1]) Dies werden wir klar sehen, wenn wir seine Allmacht, seine Allwissenheit, seine höchste Güte, d. i. jene drei göttlichen Eigenschaften durchgehen, auf die sich alle anderen zurückführen lassen; denn alle drei nimmt Gott Derjenige sogleich, der ihm die Vorsehung nimmt.

I.

5. Was nun also die Macht betrifft, so ist bei den Monarchen das Wichtigste die Jurisdiction, oder die Gewalt, den Völkern Gesetze zu geben, und Diejenigen, die sie fleißig beobachten, zu belohnen, so wie Diejenigen zu bestrafen, die sie übertreten. Wie kann man nun eine solche Macht dem höchsten Herrscher des Himmels absprechen, von dessen Wollen am Ende ihre Kraft alle Gesetze bekommen, die man auf Erden erläßt? Wollte man annehmen, daß dieser höchste Herr blos für die Erhaltung der Natur sorge, so hieße das, ihn höchstens zum Hausmeister im großen Pallaste des Universums, nicht aber ihn zum Fürsten machen, dem es eigentlich zusteht, den Großen seines Reiches zu befehlen. Und in der That fühlen wir in unserem Innern selbst, daß er wirklich Gesetzgeber ist. Denn von wem andern kommen jene Vorwürfe des Gewissens, die wir nach jeder schlechten Handlung vernehmen, als von einem vertrauten Stellvertreter Gottes, der das Gericht damit beginnt, daß er dem Schuldigen zeigt, daß er ihn auf der That ertappt habe? Und wenn daher dem Verbrecher alle menschlichen Gesetze verzeihen, so verzeiht ihm doch nicht sein eigenes Herz, welches ihm bekannt gibt, daß unverzüglich seine begangenen Verbrechen im Himmel aufgeschrieben worden.

6. Wie unwürdig der göttlichen Natur ist daher der Begriff, den sich davon die Gottlosen bilden, wenn sie sagen, daß sie ihr Ansehen vergeben würde, wenn sie sich damit beschäftigte, die Geschöpfe zu regieren, auf ihre Bedürfnisse zu achten, ihre Wünsche

---

1) Hugo de s. Vict. l. 1. de Sacram. p. 3. c. 19.

anzuhören, oder ihren Wandel zu erforschen! Denn da er sein Ansehen nicht vergab, als er sie einst aus dem Nichts hervorzog, wie wird er dann dasselbe vergeben, wenn er sie regiert? „Wenn es ein Unrecht ist, sie zu regieren," können wir mit Ambrosius sagen, „so ist es ein weit größeres Unrecht, sie erschaffen zu haben" [1]). Wenn Gott seiner Majestät dadurch eine Unbill zufügt, daß er uns, seinen Geschöpfen, Gesetze gibt und deren Beobachtung verlangt, wie fügte er nicht derselben eine grössere Unbill dadurch zu, daß er uns das Dasein gab? Wenn jenen höchsten Baumeister das Bewußtsein, daß er keines Anderen bedürfe, nicht abhielt, so viele große und kleine Werke jeglicher Art hervorzubringen, und auf jedes, auch noch so kleine, eine unbeschreibliche Kunst zu verwenden, wie wird es ihn abhalten, auf dieselben Bedacht zu haben, nachdem er sie vollendet sieht?

7. Daraus, daß es Gott an keinem Gute mangelt, folgt nur, daß er nicht wirken könne mit der Absicht, zugleich auch für sich zu sorgen, wie es die unvollkommenen handelnden Ursachen machen, die aus der Hilfe, die sie Andern gewähren, immer auch für sich einen Vortheil zu eigener Vervollkommnung ziehen; nicht aber folgt daraus, daß er durchaus nicht für Andere wirke, sowohl in der natürlichen Ordnung, wozu alle nothwendigen Wirkungen gehören, als auch im Bereiche der sittlichen, wozu alle freien Handlungen gehören.

8. Obgleich nun der Mensch von der göttlichen Größe unendlich weit absteht, so ist er darum doch nicht unwürdig, ein besonderer Gegenstand ihrer Sorgfalt zu sein, da er doch auf seiner Stufe Fähigkeit hat, Gott zu erkennen, ihm zu gefallen, ihn zu lieben, mit ihm zu verkehren durch Bitten, durch Gehorsam, durch Verehrung, durch Anbetung: wie schon Aristoteles einsah [2]), der deßhalb keinen Anstand nahm, zu sagen, daß, wenn die Götter eine Fürsorge haben, sie dieselbe zuerst für den Menschen haben müssen, da dieser ihnen am meisten in Aehnlichkeit nahe komme.

9. Zudem bemerke noch, daß uns Gott nicht aus Zufall, sondern für einen sehr hohen Zweck erschaffen hat, welcher eben dieser war, uns zur höchsten Glückseligkeit zu erheben, deren wir fähig

---

1) L. 1. Off. c. 26. 2) Eth. l. 10. c. 8. n. 12.

sind, und welche darin besteht, daß wir ihm gefallen, ihn verherrlichen, seiner uns erfreuen. Sage mir daher: was müßten wir von Gott denken, wenn er, der uns zu einem Zwecke, und zwar zu einem solchen Zwecke erschaffen hat, uns dann so zu sagen verlassen würde, als ob er nicht mächtig genug wäre, das große Werk, das er begonnen hat, auch zu vollenden? Wenn er uns die Bestimmung gab, muß er uns auch die Mittel geben, sie zu erreichen, welches da sind: die von ihm vorgeschriebenen Gesetze, die Ermahnungen, den Beistand, und Alles, was zum ehrbaren Leben gehört. Und das ist die Vorsehung, von der wir reden: sie ist, wie Boethius sagt [1]), die Kunst, die Dinge durch taugliche Mittel zu ihrem Zwecke zu führen. Diese Mittel anordnen, heißt man vorsehen; sie verschaffen, heißt man regieren, und Beides muß man Gott zugeben, wenn man nicht seiner unbegränzten Macht eine sehr große Beleidigung anthun will. Ja, wenn man nicht eine noch größere seiner Weisheit anthun will, welcher die eine sowohl, als die andere Sorge noch näher liegt [2]).

II.

10. Willst du mir etwa in Abrede stellen, daß Gott alle Dinge gut kenne? Aber wie ist es möglich, daß er sie nicht kenne, wenn er sie immer alle vor Augen hat? Der König von Persien, der in Susa residirte, hatte, um Alles zu erfahren, was im Reiche vorging, zahlreiche Wachposten auf jedem Wege aufgestellt, die bei der Nacht mit Flammen und bei Tag mit Rauch von den wichtigern Ereignissen von ihrem Thurme aus ein Zeichen geben mußten [3]). Glaube aber nicht, daß Gott Gleiches thun müsse, um Alles schleunigst zu erfahren, was auf unserer Welt geschieht. Nein: er bedarf keiner Eilboten, die es ihm mit höchster Schnelle hinterbringen; er braucht nur einen Blick in sich selbst zu thun. Dort sieht er, wie im reinsten Spiegel, Alles, was geschieht; und wie er daher keinen Augenblick sein kann, ohne sich selbst zu kennen, ebenso kann er auch keinen Augenblick sein, ohne die anderen Dinge zu kennen.

---

1) L. De Consol. prol. 6. 2) S. Th. 1. p. q. 22. a. 1. ad 2.
3) Auct. l. de Mundo c. 7. apud Arist.

Und wenn er sie kennt, warum soll er sie nicht auch alle, wie ich soeben gesagt habe, zu ihrem gehörigen Ziele führen? Wohl kann ein weiser Fürst, aus Gründen, die von dem Volke nicht durchschaut werden, es unterlassen, im Meere eine Kriegsflotte aufzustellen: nicht aber kann er, wenn er sie schon aufgestellt hat, dieselbe der Willkür der Winde preisgeben, ohne Steuerruder, ohne Raen, ohne Anker, ohne Steuermann, ohne Matrosen, mit der Absicht, daß sie unsichern Laufes bald da-, bald dorthin schwimme, bis sie entweder auf einer Sandbank auffahrend, oder an einer Klippe scheiternd zu Grunde gehe. Diese Handlungsweise wäre thöricht und unwürdig des Verstandes eines Menschen, geschweige denn eines Gottes.

11. Auch überträgt die den erschaffenen Dingen eigene Niedrigkeit nichts von ihrer Unvollkommenheit auf den göttlichen Verstand, da er sie nach dem vollkommensten Sein betrachtet, das sie in seiner unerschaffenen Wesensmacht haben, wonach dieselben, wie niedrig in *sich selbst*, eben so edel in *ihm* sind, der sie mit hoher Kunst nach ihren verschiedenen Stufen abtheilte: „*Was gemacht ist, war in ihm Leben.*“

In ihrem eigenen Munde, wie in einem stinkenden Grabe, verdiente daher das Gerede dieser Gottlosen vergraben zu bleiben, womit sie sagen, daß Gott sich um die menschlichen Handlungen nichts bekümmere, weil die menschlichen Handlungen vor seiner Größe Kleinlichkeiten seien. Die Armseligen bedenken nicht, daß man in uns die Kenntniß der kleineren Dinge nur deßhalb manchmal tadelt, weil sie der Kenntniß der größeren keinen Platz mehr übrig läßt. Was hat das aber für eine Anwendung auf Gott, der mit Einem Blicke Alles überschaut? War es übrigens nicht höchst rühmlich für Salomon, daß seine Kenntniß von den hohen Cedern des Libanon bis auf den niedrigen Hysop herabreichte, der auf den Mauern wächst?

12. Wer wird ferner sagen, daß die Kenntniß des Bösen den Geist beflecke? Nicht die Kenntniß, sondern die Liebe desselben befleckt ihn. Denn wenn das Böse am Ende nichts anderes ist, als der Mangel des Guten, wie die Finsterniß Mangel des Lichtes ist; so braucht Gott nur sich selbst zu kennen, um zu wissen, was das Böse sei, das ihm entgegengesetzt ist, so wie wir nur das Licht zu kennen brauchen, um zu wissen, was die Finsterniß sei.

13. Und nicht minder verdient dort die andere eben so thörichte Meinung begraben zu bleiben, daß die große Menge der menschlichen Geschäfte mit ihrer Verwirrung Gott die Ruhe stören könne. Diese, sagt der heilige Augustin [1]), wollen Gott nach sich selbst beurtheilen: „indem sie für ihn sich selbst denken." Und wie, um ihren flachen Verstand zu ergründen, ein ganz kurzes Senkblei hinreicht, so meinen sie, daß es ebenfalls bei Gott hinreiche, der jenes unendlich tiefe, grundlose Meer ist. Und wenn es grundlos ist, wie kann es in Unruhe versetzt werden?

Von Cyrus erzählt Plinius [2]) (ein Mann, ebenso schlecht bewandert in göttlichen Dingen, als guter Kenner dessen, was sich unter den Menschen Ausgezeichnetes findet), daß er in seinem sehr zahlreichen Heere jeden Soldaten persönlich kannte, und jeden bei seinem Namen zu nennen wußte. So großen Vortheil nun dies umfassende Gedächtniß jenem Feldherrn brachte, so hatte es doch nichts Störendes für seine Ruhe. Was für ein Urtheil sollen wir uns also von der göttlichen Weisheit bilden, die keine Schranken hat? Wird sie überladen werden von einer Zahl von Dingen, die, wenn sie uns ein überaus großes Heer scheinen, für sie weniger sind, als eine bloße Dekurie, als ein winziges Häuflein? „Wir meinen, viele zu sein," sagte Minuzius [3]), „allein vor Gott sind wir wenige."

Vergleichet, wenn es euch beliebt, das Nichts mit dem All; ich will sagen, vergleichet einen erschaffenen Geist, eingekerkert in die körperlichen Organe, welche unfähig sind, ohne sinnliche Vorstellungen ihre Thätigkeit zu entwickeln, einen Geist, wie der des Cyrus war, mit einem unerschaffenen und unbeschränkten Geiste, der ganz von selbst handelt; und dann werdet ihr mir zu sagen wissen, ob die Sorge um die Menschen für ihn ein trauriges Geschäft sei, wie diese Erbärmlichen die Vorsehung nennen, um so ihren Gotteslästerungen einen Anstrich von Frömmigkeit zu geben, da sie unter dem Vorwande, einen Gott von vollkommener Glückseligkeit zu bilden, sich einen Gott von schwachem Verstande erdichten.

---

1) De Civit. Dei l. 21. c. 27. 2) L. 7. c. 27.
3) In Octav.

Um so mehr, da er im nämlichen Augenblicke, wo er die Unordnungen der menschlichen Dinge betrachtet und verabscheut, auch die Schönheit der göttlichen betrachtet, und sich darüber erfreut, indem er aus jener Quelle des Vergnügens ohne Unterbrechung unendliche Freude schöpft.

Und wenn daher unsere großen Herren es unter ihrer Würde halten, an geringfügige Dinge zu denken, und davon zu sprechen: **de minimis non curat Praetor**; so ist das, wenn man es wohl erwägt, kein Lob für sie, es ist Aufgeblasenheit, es ist Eckel, es ist Furcht, nicht mit Allem sich befassen zu können, ohne Ueberdruß zu bekommen, sonst würden sie sich's gewiß zur Ehre rechnen, so wie es für das Meer eine Ehre ist, daß es alle Flüsse, groß und klein, in seinen Schooß aufnimmt, ohne in Störung zu gerathen.

14. Und dann, (siehe, wie einfältig!) wenn man auch dieses Unmögliche annehmen könnte, daß der göttliche Verstand für so viele Sorgen zu gleicher Zeit nicht hinreiche; warum denn ihm lieber die Sorge für die wichtigeren Dinge abnehmen, und ihm jene für die geringeren lassen, als ihm die Sorge für die geringeren abnehmen, und ihm jene für die wichtigeren lassen? Und doch machen es diese Gottlosen so, da sie der göttlichen Vorsehung, mehr als alles Andere, die menschlichen Handlungen, welche die vorzüglichsten sind, entziehen wollen. Alle Gesetze [1]) sprechen von der Vormundschaft über andere Kinder jenen Vater frei, der fünf eigene hat; denn da die Sorge für die eigenen Kinder die Aufgabe eines weisen Vaters ist, so muß diese jeder andern Sorge vorgehen, die sich zu gleicher Zeit nicht damit verträgt. Nun ist es ganz gewiß, daß die sittliche Regierung der Menschen der Zweck der natürlichen ist, weil wir sehen, daß die Wirkungen der Natur alle zum Vortheile des Menschen abzielen. Und wenn daher die göttliche Vorsehung nicht kräftig genug wäre, um das die menschliche Glückseligkeit Betreffende weislich zu ordnen, falls sie zugleich an andere Dinge dächte, so müßte sie die Sorge für die natürlichen Angelegenheiten aufgeben, um jenen der Tugend abzuwarten; und hie und da auch eine Unvollkommenheit in den minder wichtigen Mitteln hingehen lassen, um den Zweck festzuhalten, um dessentwillen jene Mittel geliebt wurden.

---

1) L. unica, C. qui numero liberorum.

15. Unerträglich ist daher die Thorheit Desjenigen, der da gesteht, daß die Natur auf ihre geringfügigen Werke eine unvergleichliche Aufmerksamkeit verwende: „Die Natur ist nirgends so ganz thätig, wie in den kleinsten Dingen" [1]), wie schon ein anderes Mal erwähnt wurde: und dann läugnet, daß dieselbe Natur eine, auch nur mittelmäßige Aufmerksamkeit den guten oder bösen Handlungen der Sterblichen schenke, als ob diese nicht immer der Zweck wären, auf welchen die andern abzielen. Und wollte man anders denken, so hieße das Gott für blödsinnig, oder für närrisch halten, und zur Oberleitung der Welt einen Regenten setzen, der nicht einmal wohl als Familienvater für eine Werkstatt paßte. „Was kann Einfältigeres," sagt Augustinus [2]), „was Abgeschmackteres gehört werden, als daß jener ganze Theil der Welt aller Leitung und Willenseinwirkung der göttlichen Vorsehung entbehre, während man den kleinsten und geringfügigsten Theil derselben so weise eingerichtet sieht?" Und darum muß man von der Weisheit, die Gott in der Fügung der natürlichen Dinge zeigt, welche die niedrigsten Thiere betreffen, auf jene schließen, die er in der Ordnung der sittlichen Dinge anwendet, welche die Menschen betreffen, und sich überzeugt halten, daß, wenn er eine Schnecke so schön will, er noch viel schöner das Herz eines Jeden von uns werde wollen müssen. Wer schön das Mahl seiner Hochzeit, schön den Saal, schön die Schlafgemächer, schön die Teppiche, schön die Geschirre, schön die Kleider will, der wird gewiß noch viel schöner die Braut wollen, die der Zweck alles Uebrigen ist.

III.

16. Und gerade diese Betrachtung läßt uns ebenfalls das Unrecht kennen, das der göttlichen Güte diese Vermessenen anthun, welche ihr die Vorsehung absprechen. Denn das Beste in der Welt ist die Wohlthat der Ordnung, weil diese von den göttlichen Vollkommenheiten am meisten enthält, und sie am meisten bekannt gibt; weßhalb diese Wohlthat der göttlichen Güte auch lieber sein, und mehr als alles Andere von ihr beabsichtigt werden muß. Darum

---

1) Plin. l. 11. c. 2.

2) L. 5. Gen. ad lit. c. 21.

kann Gott, ohne seine Güte zu vermindern, es wohl unterlassen, seine Glückseligkeit den Geschöpfen mitzutheilen, und kann sie ganz bei sich behalten; allein, wenn er sich einmal entschließt, dieselbe auch über andere Wesen auszubreiten, so kann er nicht umhin, bei diesen wohlthätigen Mittheilungen das zu wollen, was ihr Zweck ist, nämlich das Verhältniß zu zeigen, das zwischen den Geschöpfen und der göttlichen Güte, wie zwischen den Flüssen und der Quelle besteht; und darum kann er es nicht unterlassen, gegen all' Diejenigen, denen er sich mittheilt, seine unermüdliche Vorsehung auszuüben, nicht blos, weil er mächtig, nicht blos, weil er weise, sondern weil er gut ist, d. h., weil er sich selbst vergibt.

17. Und aus einem gleichen Grunde kann er nicht unterlassen, eine ganz besondere Sorgfalt für die vernünftigen Wesen zu tragen, die, als freie Wesen, dem von ihm beabsichtigten Zwecke, welcher seine Verherrlichung ist, viel näher kommen, weßhalb diese von der Vorsehung mit solcher Sorgfalt geleitet werden müssen, daß im Vergleiche mit dieser die auf die natürlichen Wirkungen verwendete Sorgfalt den Anschein von Vernachläßigung habe. „Sorgt etwa Gott für die Ochsen?" sagte der Apostel [1]). Nicht, als ob Gott nicht auch für die Bedürfnisse der Thiere ein wachsames Auge hätte, sondern weil man, im Vergleiche mit der Aufmerksamkeit, welche er dem menschlichen Geschlechte widmet, sagen kann, daß er sie vernachläßige, wenn nicht von Seite des Vorsehungsaktes, der unzweifelhaft in Allen einzig ist, doch wenigstens von Seite der Güter, welche Gott mit einem solchen Akte gewährt.

18. Wer aber kann daran zweifeln? Sehen wir nicht, wie große Liebe jede Ursache zu ihrer Wirkung trägt? „Die Natur empfiehlt dem Tiger seine Jungen, und erweicht das grausame Thier mit mütterlicher Liebe," sagte ein Ambrosius [2]). Wie sollte nun Gott ohne Liebe Vater sein wollen, wenn er nicht wollte, daß selbst das grausamste von allen wilden Thieren ohne Liebe Mutter sei? Andererseits ist die Liebe eine unversiegbare Quelle von Fürsorge. Das sehen wir allezeit selbst in der unheiligen Liebe, welche, wie sie die Augen blendet, wenn es sich darum handelt, die Fehler der geliebten Person richtig zu

---

1) 1 ad Cor. 9, 9.

2) Hexamer. l. 6. c. 4.

kennen, ebenso dieselben schärft, wo es gilt, die Bedürfnisse zu sehen, worin sich dieselbe befindet und dafür zu sorgen, ohne jemals das, was sie anbelangt, für etwas Geringfügiges zu halten. Wie könnte somit Gott, der uns nicht nur nicht blindlings hervorgebracht, wie der Vater seine Kinder erzeugt, ohne sie zu kennen, sondern uns nach der Idee seines Geistes geschaffen hat, indem er uns vollkommen kannte, bevor er uns schuf; — wie könnte Gott dann uns, nachdem er uns gebildet hat, vergessen, und uns den Händen des Zufalls überlassen?

Als wenig liebreich werden jene Mütter getadelt, die ihre Kinder, nachdem sie dieselben geboren haben, einer Säugamme übergeben, und, als ob sie es verschmähten, ganze Mütter zu sein, ihnen die Wohlthat der eigenen Milch entziehen, nachdem sie ihnen ihr Blut gegeben [1]). Doch suchen solche Mütter die tauglichsten Ammen zu ihren Stellvertreterinnen auf. Und Gott, der uns Alle unaussprechlich zärtlich liebt, mehr als je noch eine Mutter ihre Leibesfrucht geliebt hat, — er sollte uns, nachdem er uns erschaffen, nicht nur seinen unmittelbaren Beistand entziehen, sondern uns noch zur Pflege einem thörichten, launenhaften, muthwilligen Zufalle übergeben, einer Amme nämlich, die unter allen, welche man zu unserer Erziehung ausersehen könnte, die ungeschickteste ist? Besonders da die Eltern ihre Nachlässigkeit einigermassen damit entschuldigen könnten, daß sie zu schwache Kräfte, oder zu wenig Einsicht besitzen. Wie aber könnte sich mit so etwas Gott entschuldigen, da seine unendliche Macht ihm nicht gestattet, müde zu werden, uns Gutes zu thun, und seine unendliche Weisheit ihm nicht gestattet, das Gute, das wir am meisten benöthigen, nicht zu kennen? Der ganze Fehler würde in der Güte liegen.

19. Wenn jedoch thörichter Weise Einige Gott diese grausame Vernachlässigung seiner eigenen Kinder nicht zum Tadel, sondern zur Ehre anrechnen wollten, so würde schon die Liebe, die er sich, als einem so großen Gute, selbst schuldet, ihn zwingen, sich der menschlichen Handlungen, wenn nicht um unsertwillen, doch um

---

1) Quod enim est hoc contra naturam imperfectum atque dimidiatum matris genus, peperisse, ac statim a se abjecisse? Favorinus apud Gell. l. 12. c. 7.

seinetwillen fürsorglich anzunehmen. Welches Lobes würden wir das göttliche Herz für würdig halten, wenn es die Tugend nicht schätzte und das Laster nicht verabscheute? Eine solche Göttlichkeit würde nicht einmal einem Bauern in Bezug auf seine Knechte zur Ehre gereichen: urtheile dann, ob sie jemals der besten aller Naturen, wie Gott ist, geziemen könne! Andererseits, wenn er die Tugend schätzt, wenn er das Laster verabscheut, wie werden wir glauben können, daß er sich nicht von den guten Handlungen befriedigt und von den bösen beleidigt erkläre? „Sehr stumpfsinnig muß Derjenige sein, der sich nicht beleidigt fühlt von Handlungen, die ihm zuwider sind"[1]): besonders wenn diese alle unter seinen eigenen Augen geschehen, ohne daß er sie auch nur für einen Augenblick schließen, oder anderswohin wenden könnte. Würde daher Derjenige nicht wie ein steinerner Gott sein, der kein Gefühl hätte weder für das, was ihm zur Ehre, noch für das, was ihm zur Schmach gereicht; und der, wenn er gleich in seiner Macht Strafen und Belohnungen, Galgen und Fürstenthümer hätte, dennoch bei Austheilung derselben ganz ohne alle Rücksicht zu Werke ginge, und weder die Guten von den Bösen, noch die Friedfertigen von den Aufwieglern unterschiede? Ein solcher Gott wäre gewiß mehr tadelnswerth, als jeder ungerechte Richter, da er so in sich selbst jene Ungerechtigkeiten billigen würde, die er überall unter vollkommener Uebereinstimmung aller Völker verbietet und unter allgemeiner Mißbilligung tadelt und verdammt.

20. Es ist also offenbar, daß man Gott die Vorsehung nicht absprechen könne, ohne ihn tief an seinem Arme, in seinem Verstande, in seinem Herzen, d. i. an seiner Macht, an seiner Weisheit und an seiner Güte zu verwunden. Höchst undankbar sind daher wir, wenn wir, anstatt vertrauensvoll seine Fügungen anzubeten und uns darnach zu richten, jeden Augenblick darüber schelten! In diesem Falle ist es nicht die Vorsehung, die uns fehlt, sondern wir sind es, die es an uns der Vorsehung gegenüber fehlen lassen. Die Sonne ist dem Blinden nahe; und doch ist der Blinde nicht auch gegenseitig der Sonne nahe. „In der Sonne hat der

---

1) Tertull. Marc. l. 1. c. 19.

Blinde die Sonne rings um sich; er aber ist ferne von der Sonne"[1]).

Zwanzigstes Kapitel.

Widerlegung jener Gründe, wodurch die Atheisten sich verleiten lassen, die Vorsehung zu läugnen.

1. Leicht ist die Mühe, eine Festung zu bauen, im Vergleiche mit derjenigen, die erfordert wird, sie wacker zu vertheidigen. Es ist daher nicht schwer, die Vorsehung zu begründen, besonders nachdem jener feste Grund gelegt ist, den die Natur mit unfehlbarer Hand in dem Herzen eines Jeden bereitete, als sie in dasselbe die allgemeine Ueberzeugung legte, daß man nicht nur einen Gott als Schöpfer des Weltalls anerkennen, sondern auch denselben mit unablässigen Bitten anrufen, mit Opfern versöhnen, mit Unterwerfung besänftigen, mit Gelöbnissen eines aufrichtigen Herzens gewinnen müsse, weil er allein in seiner Gewalt das Rad unserer Geschicke hält, und er allein dasselbe umdreht. Was mehr Kraftaufwand erfordert, ist: eine solche Wahrheit gegen die Anfälle der Feinde zu vertheidigen. Und wer sind diese? Es sind jene Gottlosen, die, weil sie sich als Verbrecher fühlen, sehnlich wünschten, daß es keinen unsichtbaren Richter gäbe, der ihre Laster-thaten, auch die geheimsten, zu jeder Stunde verdammte, und zu seiner Zeit bestrafte.

Aber lassen wir sie nur kommen, und mögen sie auch mit ihren stärksten Waffen gerüstet sein. Was werden sie ausrichten können? Zu stark ist die Festung, die sie erstürmen wollen. Die ganz kindischen Beweise, deren sie sich kühn zum Angriffe bedienen, sind von uns schon genugsam im vorhergehenden Kapitel zurückgeschlagen worden: und wenn man daher noch länger dabei verweilen wollte, so hieße das eben so viel, als sich nicht begnügen, einem Indianer das Rohr, womit er kämpft, aus den Händen zu

1) S. Aug. in Ev. Joan. tr. 3.

schlagen, sondern auch noch die Zeit damit verlieren, ihm dasselbe unter seinen Augen in Stücke zu brechen. Besser und gerathener wird es daher sein, ihnen jene, mindestens dem Scheine nach, stärkeren Waffen zu entreißen, die, wenn sie auch Niemanden in die Flucht getrieben, doch bisweilen manches Herz, auch in der Brust der Weisen, auf kurze Zeit wenigstens zum Wanken gebracht haben: und diese sind jene zwei Vorwürfe, die man sogleich bei der Beurtheilung einer jeden Regierung in Vortrag bringt, daß sie nämlich die Zügellosigkeit der Sitten gewähren lasse, und die Belohnungen sowohl als die Strafen nicht nach Gerechtigkeit austheile. Wir wollen uns über den ersten machen, und somit von dem uns vertheidigten Regenten auf die Regierungsform übergehen.

2. Bevor ich jedoch zur Erörterung komme, sei es mir gestattet, einen gerechten Schmerz, den ich bis jetzt mit Gewalt in meinem Herzen zurückgehalten, gegen diese hochmüthigen Krittler auszulassen, die sich ein Urtheil selbst über den höchsten Richter anmassen. Und seit wann sind die Menschen so verständig, um sogar die öffentliche Wage in der Hand Gottes zurecht zu richten, um jene Gewichte zu prüfen, womit er die Verdienste, wie die Verschuldungen eines Jeden abwiegt, und zu untersuchen, ob eine Wagschale nicht schwerer sei als die andere? Menschen, die so elend sind, daß sie nicht einmal wissen, wie eine kleine Schnacke im Stande sei, so stark zu summen, wollen dann die göttliche Weisheit in der Vertheilung des Glückes und der Widerwärtigkeiten beurtheilen! Fliegende Ameisen, fliegend zu ihrem Schaden, wenn sie, die nur falsche Flügel haben, sich doch so hoch emporschwingen wollen, daß sie der Sonne in's Gesicht speien könnten, um sie auszulöschen! Windige Köpfe, die, wenn sie sich (wie die Fabel von Aristoteles berichtet) in was immer für eine Grube stürzen müßten, wo sie nichts Wahres aufzufischen wußten, den Euripus in jeder Mistlache finden würden, wollen deßungeachtet jenes tiefe Meer von Weisheit und von Heiligkeit ergründen, welches das unerforschliche heißt, und wollen an jenen Grundsätzen, nach welchen unabweislich uns die Vorsehung von Ewigkeit her regiert, etwas auszustellen, etwas zu verändern, etwas zu verbessern finden! Wohlan denn, so bauet zuerst eine andere Welt auch ihr; rufet sie aus dem Nichts mit solcher Stimme, daß euch sogar von dort-

her Antwort werde; machet sie ohne Beihilfe, machet sie ohne Stütze, beweget sie immer im Kreise herum ohne Mühe, und dann kommet, mit dem Herrn zu rechten; den ihr an Weisheit zu übertreffen wähnet.

Nachdem der Redner Gorgias mit großer Beredsamkeit die Mittel vorgeschlagen hatte, das in Aufruhr begriffene Volk von Athen zu beschwichtigen, so wurde er von Allen blos deßwegen ausgelacht, weil Einer nach ihm aufstand, und sagte: Sehet nur, ob Derjenige im Stande sei, in einer so großen Stadt Frieden zu stiften, der zu Hause, wo er zwei einzige Weiber hat, die Köchin und seine Gemahlin, es doch nicht dahin bringen kann, daß sie sich nicht immer in den Haaren liegen! Und kann man etwa das Nämliche nicht auch von diesen anmassenden Menschen sagen? Sie wissen in ihrem Hause nicht, was Gesetz ist, und dann wollen sie es der Welt geben, und es einem Gotte geben, der das Recht hat, zu verlangen, daß die Menschen ihn auch dann für den Gerechtesten halten, wenn er etwas thut, was ihnen sehr ungerecht scheint. „Man darf nicht zweifeln, daß er auch dann gerecht sei, wenn er etwas thut, was den Menschen ungerecht scheint“ [1]). Wir wollen jedoch diese Wahnsinnigen nicht so lange beschämen, daß wir darüber vergessen, sie zu heilen, wenn nicht etwa schon die Beschämung einen großen Theil ihrer Heilung ausmachen dürfte.

3. Der erste Vorwurf also, den man der göttlichen Vorsehung machte, war, daß sie so viele Unordnungen zulasse, wie jene sind, die man täglich sieht; als ob das höchste Gut, wenn es sich herabläßt, die Angelegenheiten der Welt zu leiten, dem Bösen keinen Platz gestatten dürfte: eben so wie die Sonne, wenn sie auf die Erde herabstiege, dem Froste keinen Raum mehr gestatten würde. Ein Grund, der einigen Anschein für Denjenigen hat, der, wie mit den Augen, so auch mit dem Verstande, an den Dingen nichts anderes, als die Oberfläche sieht, und nicht weiter denkend bemerkt, daß, wenn die auf Erden herabgestiegene Sonne dort keine Kälte mehr ließe, sie derselben einen schlechten Dienst erweisen

1) S. Aug. l. Sent. s. 300.

würde, da sie auf diese Weise dieselbe sogleich in Feuer und Flammen würde aufgehen machen.

4. Mögest du also bedenken, daß Derjenige, der blos für das Besondere in jeder Gattung von Individuen zu sorgen hat, ganz anders verfahren müsse, als Derjenige, dem die Sorge für das Allgemeine obliegt. Wer nur für das Besondere zu sorgen hat, muß, so gut er kann, alles Mangelhafte in jedem Dinge ausschließen, das seiner Sorge anvertraut ist; wer für das Allgemeine Sorge trägt, muß hie und da etwas Mangelhaftes in den Theilen hingehen lassen, um nicht die Vollkommenheit des Ganzen zu hindern. Und deßhalb sagt man, daß das Mangelhafte, das in den Erzeugnissen der Natur sich findet, wie z. B. die Unfruchtbarkeit, die Verkrüppelungen, die Fehlgeburten, die Krankheiten, die Todfälle, sich gegen die Absicht der besondern Natur jener Dinge ereignen, bei denen sie vorkommen, nicht aber gegen die Absicht der allgemeinen. Vielmehr verlangt diese wirklich, daß jenes Mangelhafte möglich sei, insoferne der Schaden des Einen der Vortheil des Andern, und die Zerstörung des Einen die Zeugung des Andern ist. Der Tod der Hirschen ist die Erquickung der Löwen, die Magerkeit der Felder ist der Reichthum der Bearbeiter. Saget mir also, was verlanget ihr von Gott? Daß er alles Böse verhüte? Wenn ihr das verlanget, so wollet ihr, daß er nur als besonderer Fürsorger der Menschen handle, nicht aber auch als allgemeiner.

Und sehet ihr nicht, daß, wenn Gott von seiner Güte gezwungen wäre, nicht blos alles Böse zu verbieten, wie er wirklich thut, nicht blos es zu bestrafen, sondern auch es gänzlich und wirksam zu verhindern, keine einzige Sünde möglich sein würde? Und wenn keine einzige Sünde möglich wäre, wie würde es uns möglich sein, die Glückseligkeit zu erlangen, wenigstens als Verdienst, als Lohn, als Krone eines großartigen Sieges; was eben einem Jeden sie ruhmvoller, und darum auch desto angenehmer macht? Gott konnte nach unserer Erschaffung uns Allen sogleich den Himmel geben; wer weiß es nicht? allein er wollte das nicht. Wir sollten ihn uns gewinnen mit dem Siege über die unordentlichen Begierden; das war sein Wille: denn da die ewige

Glückseligkeit für uns der letzte Zweck ist, so mußte sie billig ein Lohn der Tugend sein [1]).

5. Es ist wahr, daß Gott immer als Derjenige wirken muß, der er ist, nämlich als der beste Werkmeister. Allein dem besten Werkmeister obliegt es, das Ganze am besten zu machen, wenigstens nicht unbedingt, sondern nur so viel, als das Verhältniß fordert und erlaubt, das er zum Ganzen haben muß. Es würde daher jener Maler, der alle dunkeln Farben verschmähend, blos helle, blos hochrothe gebrauchte, sein Gemälde nicht sehr gut, sondern sehr schlecht machen. Es ist genug, wenn er sich der Schatten zum Vortheile der Farben zu bedienen weiß, deren Licht von Nichts so sehr gehoben wird, wie vom Dunkel. „In einem Gemälde hebt nichts das Licht so sehr heraus, wie der Schatten" [2]). Und gerade so bedient sich Gott der sündhaften Handlungen der Menschen. Er bedient sich derselben mit einer Vorsicht voll unendlicher Weisheit, indem er auf den zerfallensten Ruinen, deren Einsturz er zugelassen hat, noch festere Gebäude aufführt, und aus dem schärfsten Gifte die wirksamsten Heilmittel bereitet.

Um aber hierin mehr auf das Einzelne zu kommen: so zieht Gott immer zweierlei Vortheile aus dem Bösen, wovon wir sprechen: der eine betrifft ihn, und ist seine größere Ehre; der andere betrifft uns, und ist unser größerer Gewinn.

6. Für's erste nun zieht Gott daraus, daß er die Unordnungen der Gottlosen zuläßt, diese erstaunlich große Ehre, daß er sie erträgt. War es für König Philipp von Spanien nicht eine Ehre, daß er ganz ruhig die Unachtsamkeit eines Pagen ertrug, der, anstatt wie er geheißen war, über einen langen, vom Könige eigenhändig an den Papst geschriebenen Brief Streusand zu schütten, darüber das Tintenfaß ausgoß? Es schien da, daß es für jenen Monarchen ein nicht geringer Ruhm sei, über die widrigen Ereignisse so erhaben zu stehen, daß er sich darob nicht beunruhigte, wie es die gemeinen Seelen machen; ebenso wie es für jenes Gewässer, das über den Himmeln steht, die herrlichste Eigenschaft ist, daß es sich nicht beunruhigt, wie jenes Gewässer, das auf der Erde fließt. Und doch war jenes widrige Ereigniß nur zufällig. Welche

1) S. Th. 1. p. q. 63. a. 4. in c. 2) Plin. l. 1. ep. 13.

Ehre wird nun also jenem göttlichen Geiste gebühren, der, während so viele ruchlose Menschen unter seinen Augen und zu jeder Stunde seine Verbote übertreten, sie erträgt, ohne einen Augenblick wegen ihrer offenbaren Vermessenheit seine tiefe Ruhe zu verlieren, und der einen unendlichen Haß, womit er die bösen Handlungen verbietet, mit einer unendlichen Sanftmuth, womit er sie erträgt, zu verbinden weiß!

Was sagte ich, „womit er sie erträgt?" ich sollte vielmehr sagen: „womit er sie sogar durch Liebesbezeugungen überwindet": da er, wie die Sonne, anstatt alle Dünste auf die Erde in Blitze verwandelt zurückzusenden, sie in Regen verwandelt, theils zu ihrer Erfrischung und theils zu ihrer Nahrung, zurückschickt? „Angenehmer macht die Freigebigkeit ein dankbarer Schuldner, rühmlicher macht sie ein undankbarer" [1]). So bewirkt er nicht selten, daß die Gottlosen, von so großer Güte beschämt, sich desto mehr bewogen fühlen, sie dankbar anzuerkennen. Wenn sie aber durch ihre Verstocktheit ihn am Ende zwingen, den vergebens geschickten Regen zurückzuhalten, und die Blitze zu schleudern, scheint es dir für Gott ein kleiner Ruhm zu sein, wenn von seinem Arme diese Giganten zerschmettert werden, die in ihrem thörichten Wahne von der Erde aus den Himmel bekriegen wollten?

Diese und tausend andere Strahlen der göttlichen Vollkommenheiten, die sich theils auf die Barmherzigkeit, theils auf die Gerechtigkeit beziehen, macht Gott auf dem dunkelsten Grunde der Sünden erglänzen, die er zuläßt, nicht als ob er ihr Urheber wäre, sondern weil er sie wieder zum Guten weise benützt [2]). Und im Verhältnisse zu diesen stehen auch jene Vortheile, die er selbst aus dem Bösen uns erwachsen läßt, gleichsam als wollte er uns die Wissenschaft lehren, den Honig aus dem Wermuth zu saugen.

7. Wenn der Mensch in Sünden fällt, so zieht er daraus die Lehre, daß er sich selbst nicht trauen, daß er eifriger Gott um seinen Beistand anflehen, daß er sich demüthigen, daß er sich geringschätzen, daß er Denjenigen, den er mit sich im gleichen Falle sieht,

---

1) Plin. in Paneg.

2) Vitiorum nostrorum non auctor, sed ordinator. S. Aug. Serm. 100. de divers.

nicht verhöhnen, daß er die Kraft jenes Gottes, der es ihm möglich macht, wieder aufzustehen, mehr schätzen, kurz, daß er in Zukunft viel vorsichtiger leben solle, als zuvor. Und wie es zum Laufe kein schnelleres Pferd gibt, als dasjenige, das schon einmal vom Wolfe gebissen wurde; so wird auch manchmal Keiner schleunigeren Laufes sich die Erreichung der Tugend angelegen sein lassen, als Derjenige, der einmal vom Laster eingeholt wurde, und doch noch zu seinem großen Glücke, schon halb zerrissen, den Zähnen desselben entrann [1]).

8. Vergeblich wendet man hier ein, daß man die Regierung unter den Menschen für desto lobenswerther hält, je weniger Frechheit man den Unterthanen gestattet, und je mehr man sie im Zaume hält. Denn zwei wesentliche Unterschiede finden zwischen der menschlichen und göttlichen Regierung statt. Der erste Unterschied ist eben der, den wir bisher bezeichnet haben, nämlich, daß Gott aus jedem Uebel ein noch größeres Gut zu ziehen weiß, während die Menschen, weil sie weder so viele Thätigkeit, noch so große Kunst besitzen, um weise zu regieren, nach Kräften alle jene Uebel verhindern müssen, aus denen sie mit ihrer Wissenschaft keinen Vortheil für die menschliche Glückseligkeit zu ziehen verstehen. Und darum unterscheidet sich die menschliche Regierung auch in den Mitteln, die sie anwendet, um böse Thaten zu verhüten. Um z. B. eine Rauferei zu verhüten, befiehlt der Fürst, daß beide Gegner in ihren Häusern eingesperrt bleiben. Gott hingegen hebt, um den Todtschlag zu verhindern, nicht immer die Gelegenheit auf, ihn wirklich zu begehen, und läßt immer die Freiheit, ihn zu wollen. Doch, wie dann? Mit den Mahnungen des Gewissens, die er immer bereit hält, und mit der Hilfe seiner Gnade treibt er diese Freiheit an, auf dem rechten Wege zu wandeln (jedoch so, daß sie gerne und willig darauf wandle), und sucht unsern Willen auf eine sanftere Weise an sich zu ziehen, als der Bernstein den Strohhalm an sich zieht; das heißt, nicht mit offener Gewalt, sondern mit geheimen Anlockungen, indem er ihn ermuntert, herauszugehen aus dem Schlamme, worin er liegt, nicht aber ihn herauszugehen **zwingt**.

---

1) S. Aug. de Civit. Dei, l. 14. c. 13.

9. Der andere Unterschied zwischen der göttlichen Regierung der Vorsehung und der menschlichen der Staatsweisheit besteht darin, daß der Hauptzweck der Staatsweisheit die zeitliche Glückseligkeit des Staates ist, während der Hauptzweck der Vorsehung die ewige Glückseligkeit ist, die uns im Himmel erwartet. Darum thut die Staatsweisheit wohl, wenn sie die Bösewichte von den Lasterthaten auch mit gewaltsamen Mitteln abhält, da solche Mittel nothwendig sind zur Erreichung des Friedens, den die Regenten auf dieser Erde zu erhalten streben; denn wie man hienieden beständig sieht, daß eine zu anhaltende Heiterkeit des Himmels den Feldern mehr schade, als jeder Sturm und jedes Ungewitter, so schadet auch dem Volke die zu große Nachgiebigkeit der Machthaber mehr, als die zu große Strenge. Aber Gott, der in der Regierung der Menschen einen unvergleichbar höhern Zweck hat, muß ihnen die volle Freiheit des Willens lassen: nicht blos deßhalb, weil er sie ihnen einmal gegeben hat, und darum später sie ihnen nicht mehr nehmen durfte, sondern vielmehr deßhalb, damit sie sich der Tugend aus eigenem Antriebe widmen, und so mittelst der freien und lobenswürdigen Handlungen sich jene ewige Glückseligkeit verdienen können, die er, wie gesagt, nicht als bloßes Geschenk, sondern als Lohn geben wollte.

10. Wenn daher Gott so viele Unordnungen in unserer moralischen Welt zuläßt, so überläßt er darum die menschlichen Angelegenheiten nicht dem blinden Zufalle, sondern er zeigt eben dadurch eine Kunst, die uns seine höchste Weisheit beurkundet, gleich einem gewandten Steuermanne, der dem Hafen auch unter ungünstigen Winden zuzusteuern weiß, indem er sich zwar nach ihnen richtet, doch so, daß sie seiner Reise dienen, und er sich viel größern Ruhm erwirbt, als wenn er sie günstig hätte.

11. Endlich, wenn Gott, wie wir anfangs bemerkten, mit seiner allumfassenden Vorsehung vor Allem auf die Vollkommenheit des Ganzen sehen muß, die viel wichtiger ist, als die Vollkommenheit der Theile, was suchen wir noch weiter? Er muß also auf Erden ebenso Sünder wie Gerechte zulassen, wie er dort vernünftige und vernunftlose, geistige und materielle, einfache und zusammengesetzte, empfindungsfähige und gefühllose Geschöpfe zuläßt. Dies ist die höchste Vollkommenheit der Ordnung: „Ein

„kluger Regent muß hie und da einen Mangel am „Einzelnen übersehen, damit das Ganze desto voll„kommener werde“ [1]). Wenn die Grausamkeit der Verfolger nicht wäre, so würde auch die Standhaftigkeit der Martyrer nicht sein. Wenn es keine Sünden gäbe, so würde es auch keine Buße geben, die sie beweinte. Wenn es keine Verbrecher gäbe, so würde es auch keine Gerechtigkeit geben, die sie bestrafte, und dasselbe kann man auch von andern schönen Tugenden sagen, die, wie die Bienen, ihren Entstehungsgrund in der Fäulniß haben, und doch die Schöpferinnen einer Arbeit sind, die so vortrefflich ist, wie der Honig.

12. Wer sieht daher nicht ebenso die Thorheit jenes unklugen Eifers ein, der da wünschte, daß die Strafe sogleich dem Vergehen folgen möchte, so wie das Echo unmittelbar dem Schalle folgt? Und was hat es denn für eine Eile? Wissen wir nicht, wie oft böse Väter der Welt gute, ja sogar die besten Söhne gegeben haben, die dann dem menschlichen Geschlechte einen unglaublichen Nutzen brachten? Ein solcher Sohn war Abraham, ein solcher war Job, ein solcher war Josias, ein solcher war Ezechias und solche waren noch unzählig viele andere in und außer der heiligen Schrift. Was Wunder also, wenn Gott um ihretwillen ihre, wenn auch sehr schlechten Väter auf kurze Zeit ertrug? Jedermann lobt jenen klugen Gärtner, der den Dorn nicht früher abschneiden will, als bis daraus der Spargel hervorgeschossen ist. Und wer von uns wäre dann nicht schon lange verloren gegangen, wenn ein Jeder ohne Aufschub seine Schuld der entrüsteten Gerechtigkeit Gottes hätte abtragen müssen? Kaum wäre noch Ein Mensch auf Erden am Leben. Und wenn wir uns Gott wegen der uns erzeigten Langmuth mit Recht verpflichtet fühlen, warum wollen wir ihm sogar das zum Vorwurfe machen, wofür wir ihm herzlich danken sollen? Wünschten wir etwa, daß er nachsichtig mit uns, und streng mit Andern wäre? Das ist eben die Verkehrtheit der Stolzen: sie wünschten, daß die Gerechtigkeit aller Andern Häuser zertrümmern, von den ihrigen aber nicht einmal die Schwelle berühren möchte.

---

1) S. Th. contra Gentes, l. 3. c. 71.

13. Ei so wollen wir denn nicht länger ein so anmaßendes Verfahren uns erlauben, daß wir Gott bekritteln, und darin so weit gehen, daß wir ihm gleichsam Gesetze vorschreiben, indem wir sagen: „Er hätte es nicht so, sondern so machen sollen" [1]): sondern vielmehr zur Vernunft zurückkehrend den Schluß machen, daß Gottes Vorsehung mit unendlicher Weisheit die strafbaren Sitten der Gottlosen geduldig erträgt, so lange es ihm gefällt, und zwar erstens: um seinem Namen größeren Ruhm zu verschaffen (wie ein ausgezeichneter Schachspieler, der sich absichtlich die Figuren nehmen läßt, um dann zur größeren Schande seines Gegners, der das Spiel schlecht versteht, es dennoch zu gewinnen), und dann zum Besten der Gottlosen selbst, die er in desto glänzendere Gerechte umzuwandeln wünscht, so daß zu kostbarem Krystalle werde, was einst verächtliches Eis war. Und überdies wenn er die Schlechten duldet, so duldet er sie ebenfalls zum Nutzen der Guten, deren Tugend von der Schärfe jener Feilen, die er auf der Welt läßt, mehr durchgebildet, und durch den Vergleich mit jenen Schatten in helleres Licht gestellt wird.

14. Indessen, wenn Gott das Laster auf dieser Welt nicht bestraft, so folgt daraus nicht, daß es nicht zu gehöriger Zeit bestraft werde. Ja, er bestraft es auch in dieser Welt ohne Ausnahme, da es hier keinen Sünder gibt, dem er nicht sogleich die inneren Güter, seine heiligmachende Gnade, die eingegossenen Tugenden, die Gaben des Geistes und jenen höheren Beistand entzöge, den er ihm gewährt haben würde, wenn er ihn nicht in einen Empörer umgewandelt sähe. Zwar gehen diese Verluste, weil sie nicht fühlbar sind, den Unglücklichen wenig zu Herzen, indem sie nicht gewohnt sind, jene Ruinen zu beweinen, die bei ihrem Einsturze kein Geräusch machen. Allein wie bitter werden die Elenden sie einst beweinen, wenn sie die göttliche Langmuth mißbrauchen, und fortfahren werden, sie bis zu ihrem letzten Athemzuge zu erzürnen! Je länger dem Strome des Verderbens gewehrt wurde, über ihre ungelehrigen Köpfe hereinzubrechen, desto heftiger wird derselbe allzumal über sie losstürzen.

---

1) Tertull. c. Marc. l. 2. c. 2.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Widerlegung der Vorwürfe, die man der Vorsehung wegen der ungleichen Vertheilung der Güter macht, da sie dieselben vorzüglich den Gottlosen gebe.

1. Die Augen, welche stark hervorragen, sind darum nicht geeignet, mehr zu sehen, als die andern, sondern nur mehr dem Unfalle ausgesetzt, vom Rauche beschädigt zu werden[1]). Was hilft es also den anmaßenden Geistern, so weit über die Schranken hinauszugehen, um zu sehen, was sterblichen Augen nicht gestattet ist? Die Frucht ihrer Vermessenheit wird diese sein, daß sie erdrückt werden von der Dunkelheit jener göttlichen Rathschlüsse, die, wenn sie sich in Demuth gehalten hätten, ihnen wohl zur Bewunderung, nicht aber zum Aergernisse würden gedient haben. Darum sollte vielmehr ein Jeder von ihnen in diesem Punkte mit Salvianus sagen: „Ich bin ein Mensch; ich verstehe es nicht: die geheimen Rathschlüsse Gottes getraue ich mich nicht zu erforschen"[2]). Und doch geschieht gerade das Gegentheil, da die leersten Köpfe am meisten schwätzen, und so wenigstens schmähend mit ihrer lästernden Zunge dorthin reichen wollen, wo sie forschend mit ihrem schwachen Verstande nicht hinreichen können.

Indessen möchte ich hier fragen: kann die Regierung dieser Welt besser gehen, als sie wirklich geht, oder kann sie nicht besser gehen? Wenn sie nicht besser gehen kann, worüber beklagen sich denn die Atheisten? Wenn sie besser gehen kann, so gibt es Etwas, das machen kann, daß sie besser gehe. Und dieses ist eben die Vorsehung, welche von jenen geläugnet wird. Und wenn sie nun besteht, so ist das genug. Oder wäre es nicht ein viehischer Unsinn, wenn man für möglich hielte, daß sie zu irgend einer Zeit das zu thun unterlasse, was zu thun ist? Kann man denn gar so thöricht sein, und glauben, daß der Mensch sehe,

---

1) Arist. Probl. sect. 31. n. 6. 2) De Gub. l. 3.

was hätte besser gemacht werden sollen, und daß Gott dieses nicht gesehen habe?[1]) O wie viel besser wäre es für viele vermessene Menschen, wenn sie ihre Unwissenheit bekennen wollten, anstatt Gott der Ungerechtigkeit zu beschuldigen! Damit sie aber nicht glauben, ich sage das nur, um den Schwierigkeiten auszuweichen, so sollen sie nur weiter sich aussprechen.

2. Was die Atheisten an dieser Weltregierung am meisten ärgert, das sind gewiß nicht die Unordnungen der Laster, da gerade sie es sind, welche dieselben mehr als jeder Andere zunehmen machen: es ist die Vertheilung der Güter. Sie möchten, daß diese in ihrer Hand wäre, so daß die Vorsehung, gleichsam als minderjährig, in der Vollführung derselben ihren Sinn zum Vormünder haben müßte. Das kann aber niemals geschehen. Und darum, weil es ihnen nicht gelingt, sich die Vorsehung unterwürfig zu machen, suchen sie dieselbe anzuklagen, und in offenbarem Aufstande dem leichtgläubigen Volke vorzusagen, daß sie die Einkünfte auf unserer Welt gar zu schlecht verwalte, indem sie bei Vertheilung derselben ebenso verschwenderisch mit den Gottlosen, als karg mit den Gerechten sei. Ist es denn möglich, sagen sie, daß es eine Vorsehung gebe, wenn am Ende, wie der Magnet unter so vielen edlen Metallen, kein anderes von der Erde emporheben mag, als das verächtliche Eisen; so auch sie meistentheils Denjenigen zu erhöhen beliebt, der es am wenigsten verdient?

Marmoreo Licinus tumulo jacet, at Cato parvo,
Pompejus nullo: quis putet esse Deos?

(Ex Varrone.)

Und wenn auch bisweilen von ihr Diejenigen, die es verdienen, belohnt werden, so ersieht man sogleich, daß sie nach Laune handelt, und nicht mit Ueberlegung: denn kaum hat sie ihnen ein Geschenk gemacht, so nimmt sie es ihnen wieder, und unbeständiger noch, als selbst das Meer mit seiner Fluth und Ebbe, hält sie sich an keine Regel, da sie jene Ufer, die sie kurz vorher mit reichlichen Fluthen zu tränken begonnen hatte, auf einmal wieder ausdorren läßt. Und wir sollen dann glauben, daß mehr als eine blinde Macht des Zufalles jene sei, die mit dem Schicksale der Menschen

---

1) S. Aug. l. 1. c. 14. contr. Adv. Leg.

ein so loses Spiel treibt, und bei Vertheilung ihrer Wohlthaten zwischen Tugend und Laster keinen Unterschied macht, so daß sie entweder dem Verdienste gar nichts gibt, oder das Wenige, was sie ihm gibt, als ob es sie gereute, sogleich wieder nimmt? Möge sie sich den Namen Vorsehung beilegen, so viel sie mag: es ist keine Vorsehung, es ist Zufall.

I.

3. Wenn es die sonderbarsten Träume dort gibt, wo die Säfte am verdorbensten sind, so ist es kein Wunder, daß die Atheisten auf ähnliche Weise träumen. Wir wollen sie aber bemitleiden, und versuchen, ob es uns möglich sei, ihnen mit einem sanften Reinigungsmittel die Träume in Lehren zu verwandeln.

4. Stelle dir deßhalb vor, daß die Regierung der Vorsehung dem Gewebe eines Teppichs ähnlich sei: „Das Gewebe, das er über alle Völker ausgespannt hat“[1]). Um denselben verfertigen zu können, müssen vor Allem einige Fäden gerade gehen, und den Zettel bilden; andere quer, und den Eintrag bilden; einige mit dem Blute der Purpurschnecke, andere mit dem Safte des Weidenkrautes gefärbt sein; einige im Hintergrunde liegen, um die Ränder des Werkes zu bilden, andere da, wo sie am meisten in die Augen fallen, um das Feld desselben zu bilden. So ist es auch vor Allem nöthig, daß einige Menschen reich, andere arm; einige vorgesetzt, andere unterthan; einige von edler, andere von gemeiner Abkunft seien: sonst würde das Werk nicht nur gar keine Schönheit, sondern auch keine Vollendung haben.

5. Es hätte keine Schönheit, weil es ihm an der nothwendigen Abwechslung fehlte; und es würde höchstens ein rohes Gewirke, nicht aber ein künstlicher Teppich sein. Die Beschränktheit der Geschöpfe ist jener arme Grund, auf den Gott das Schönste stickt, was seine Arbeiten bieten, nämlich die Verschiedenheit der Dinge und deren Ungleichheit. Denn da kein Geschöpf, wegen seiner Beschränktheit, alle jene Vollkommenheiten in sich fassen kann,

1) Is. 25, 7.

die Gott in seinem Wirken zeigen will, so mußte er sie nothwendig in mehrere unter sich verschiedene, und nicht selten auch einander entgegengesetzte Naturen vertheilen, damit alle zusammen Das enthielten, was eine jede für sich allein, wegen Beschränktheit des Raumes, nicht fassen konnte. So, weil eine Saite allein nicht fähig ist, auf der Laute die ganze Harmonie zu zeigen, die ihr die Hand des Musikers zu geben weiß, nimmt man dazu mehrere, wovon die eine feiner, die andere gröber, die eine gespannter, die andere schlaffer ist, die dann verschiedenartig von der Kunst berührt, jenes schöne Concert bilden, das unsere Ohren bezaubert.

6. Ich sagte ferner, daß ohne diese Ungleichheit von hoch und nieder, von Ueberfluß und Dürftigkeit die Regierung des menschlichen Geschlechtes nicht einmal bestehen, noch weniger zu ihrem Ziele geführt werden könnte. Denn setze den Fall, es würden alle armen, alle gemeinen Leute aus der Stadt verbannt werden, welcher Feind hätte ihr jemals solchen Schaden gebracht, wie ihr eine solche Verbannung bringen würde? Denn wenn es für die, welche gingen, Verbannung wäre, so würde es für Diejenigen, die ohne jene zurückblieben, Tod sein. Wer würde indessen die Erde bearbeiten? wer würde ihr, gleichsam auf Zinsen, den Samen geben, der dann, hundertfach vermehrt, den Menschen jeden Standes das Leben erhält? Wie würde es um die freien sowohl als mechanischen Künste stehen, die alle entweder von der Noth erzeugt, oder von der Hoffnung groß gezogen wurden? Siehst du nicht, daß der Ueberfluß und die Noth jene zwei Arme sind, die freundschaftlich das menschliche Geschlecht zu beständigem Verkehre eng umschließen, und in ihm das gesellige Leben erhalten? Das Bedürfniß der Erziehung in der Kindheit schließt die Kinder an die Eltern, und das Bedürfniß des Unterhaltes im Alter schließt die Eltern an die Kinder an. Der Arme bedarf der Hand des Reichen, um unterstützt zu werden, der Reiche bedarf der Hände des Armen, um bedient zu werden. Das Bedürfniß einer Regierung unterwirft das Volk dem Fürsten, und das Bedürfniß eines Beistandes unterwirft selbst den Fürsten seinem Volke: so daß wir, um es kurz zu sagen, mit den gelehrten Worten eines Augustinus schließen können, daß das gegenseitige Bedürfniß die Mutter aller

menschlichen Handlungen sei: „Die Mutter aller menschlichen Handlungen ist die Noth“ [1]).

7. Was uns zu unserm bequemen Lebensunterhalte fehlt, gibt uns daher keinen Grund, die Vorsehung anzuklagen, es gibt uns vielmehr einen Grund, sie zu bewundern: besonders da Gott bei der Vertheilung der irdischen Güter es gemacht hat, wie ein verständiger Vater, welcher wegen der äußern Würde und Fortdauer der Familie seine Besitzungen dem Erstgebornen hinterlassen muß, denselben aber im Testamente verpflichtet, seine jüngern Brüder zu ernähren; und indem er ihn zum Herrn aller Güter macht, ihn zugleich zwingt, die Früchte davon mit jenen zu theilen, die mit ihm das edle Geblüt und die Abkunft, sowie die väterliche Liebe und Sorgfalt gemein haben. Die gleichsam einzige Kunst des Ackerbaues besteht vorzüglich darin, daß man die zu feuchten Gründe austrocknet, und die trockenen befeuchtet. Und das ist es, was die Vorsehung verlangt: daß Derjenige, der Ueberfluß hat an Vermögen, Demjenigen davon mittheile, der wenig besitzt. Aber der Geiz, weil er kein natürlicher, sondern ein Fieberdurst ist, kann nie gestillt werden: daher meint er immer, daß bei ihm die Bedürfnisse in dem Verhältnisse wachsen, wie seine brennenden Wünsche zunehmen. Und das ist die Ursache, warum sich die Armen zu sehr beklagen, als ob sie nicht hinreichend unterstützt würden; und warum die Reichen ihre Hände zu fest verschließen, als ob sie nicht voll wären, und so die Ordnung der göttlichen Absichten blos durch ihre Schuld verkehren. Wird es uns daher gerecht scheinen, unsere Fehler der Vorsehung aufzubürden, und dem Gesetzgeber selbst jene Uebertretungen tadelnd zur Last zu legen, die er mit seinen Gesetzen verbietet?

II.

8. Ich gebe zu, wirst du mir sagen, daß es Reiche und Arme, vornehme und gemeine Leute, Fürsten und Unterthanen geben müsse, und daß die Welt ohne diese Verschiedenheit weder ihre gegenwärtige Schönheit, noch ihr Leben hätte. Allein diese Antwort löst den Knoten nicht, sondern macht ihn nur noch fester. Warum hat

---

1) In Ps. 81.

denn Gott den Ueberfluß nicht in die Hände der Guten gelegt, und ihn den Bösen nicht gänzlich entzogen? Warum segelt das Laster stets mit günstigem Winde dahin, während die Tugend wegen der heftigen Stürme, die sie überfallen, nie die Segel entfalten kann? Heißt das nicht eher zu unserem Schaden mit den Geschicken der Sterblichen spielen, als sie regieren?

9. O wie vermessen sind Diejenigen, die das Antlitz der Vorsehung nur in dem schwankenden Wellenspiegel der menschlichen Geschicke ansehen und daraus schließen wollen, daß es häßlich sei! Zuerst sage man mir, wo man lese, daß die Guten immer unterdrückt, und die Bösen immer erhöht worden seien? Wer sich von dieser schrecklichen Entstellung der Wahrheit klar überzeugen will, der nehme nur die Geschichte in die Hand. Und weil der Stand der großen leuchtenden Sterne leichter zu beobachten ist, so betrachte er, wie selten der Fall eingetreten sei, daß die frömmsten Fürsten nicht auch in der Regierung die glücklichsten, und die lasterhaftesten nicht auch die unglücklichsten waren. Als Rom, nachdem es den auswärtigen Völkern die Freiheit genommen, sich nicht scheute, dieselbe auch sich selbst zu nehmen, so hatte es eine lange Reihe von so lasterhaften Kaisern zu ertragen, daß man sie mit größerem Rechte gekrönte Unthiere, als Kaiser nennen konnte. Wie wenige von so vielen waren es aber nun, die ihre Lebenstage ruhig endeten? Alle vielmehr, oder beinahe alle fielen durch die Hände der gekränkten Unterthanen, oder der empörten Soldaten: was auch Denjenigen, die kein öffentliches Amt begleiten, einen glänzenden Beweis geben kann, wie falsch es sei, daß die Gottlosigkeit gewöhnlich glücklich und die Frömmigkeit elend sei.

10. Ich sagte gewöhnlich; denn auch dieses ist ein feiner Zug der Vorsehung, daß sie hienieden die Strafe weder immer mit der Schuld verbindet, noch sie immer davon trennt. Wenn Gott jeden Schuldigen schon im Leben bestrafte, so würden wir leicht auf die Meinung verfallen, seine Gerechtigkeit habe kein anderes schrecklicheres Gericht, um die Unbilden zu rächen, die wir ihr anthun, und keine schmerzlicheren Qualen, als diese: somit würde sie sich gerade dann verächtlich machen, wann sie sich Ansehen verschaffen will. Andererseits, wenn Gott die Zügellosigkeit der Menschen nie mit baarer Münze bezahlte, und nie ein Beispiel von einer sichtbaren Strafe

aufstellte, so könnten die Menschen auf die Vermuthung gerathen, daß er in seiner Liebe die Tugend vom Laster nie unterscheide, sondern beide gleichmäßig behandle. Darum mußte er eine Weise mit der andern vermischen, um für beide Fälle zugleich die nöthige Vorsorge zu treffen.

Um so mehr, da eben diese Regierungswaltung, welche den größten Theil der Belohnung und der Strafe auf jene Zeit verschiebt, die kein Ende hat, auf eine wunderbare Weise dazu dient, uns die vergänglichen Güter verachten zu machen, wie sie es verdienen. Es gehörte zur Vorsehung, den Menschen die Tugend zu lehren, welche der einzige Weg ist, worauf man zur wahren Glückseligkeit gelangt. Allein das größte Hinderniß für Denjenigen, der darauf wandelt, sind die Lockungen, die bei jedem Schritte ihm die irdischen Güter machen, um ihn aufzuhalten. Wodurch konnte daher Gott die Werthlosigkeit solcher Güter offenbarer zeigen, als dadurch, daß er sie auch den Gottlosen mittheilte? Konnte in uns jemals der Gedanke aufkommen, daß dieses das Brod sei, das für die Kinder des Hauses bereitet wird, da wir es alle Augenblicke den Hunden vorwerfen sehen? Nur zu natürlich war der Schluß, daß Dinge, die von Gott auch den Lästerern seines heiligsten Namens, den Meineidigen, den Schändern seiner Geheimnisse gegeben werden, nicht der Lohn sein können, den er für die Dienste seiner Getreuen bestimmt habe. Als vor wenigen Jahren in Württemberg eine neue und dem Fürsten mißfällige Mode eingeführt wurde, — was that er? er gab sie dem Henker zu tragen; und dadurch benahm er ihr sogleich allen Anhang und alle Achtung. Einer ganz ähnlichen Kunst bedient sich in ihrer Regierung auch die Vorsehung. Um uns die Liebe zu den mangelhaften Gütern der Erde zu nehmen, bringt sie dieselben in übeln Ruf, indem sie damit auch die Bösewichte ausstattet. „Durch nichts," sagte Seneka[1]), „kann uns Gott die irdischen Güter so verächtlich machen, als wenn er dieselben den Schlechtesten gibt, und den Besten vorenthält."

11. Dazu kömmt noch, daß selbst die verworfensten Menschen wohl oft in ihren Sitten noch etwas Lobenswerthes haben, indem

1) De Prov. c. 5.

sich auf Erden nicht so leicht eine volle und ungemischte Lasterhaftigkeit findet, wie dort unten bei den Teufeln und bei den Verdammten. Die Viper ist nicht an allen Theilen giftig, sondern hat vielmehr mit dem Gifte sehr viel Heilsames verbunden, was in der Zusammensetzung der Heilmittel einen ehrenhaften Platz einnehmen kann. Jener Reiche, den ihr sogleich in der untersten Hölle haben möchtet, weil er fremdes Gut raubt, läßt vielleicht mehr als einem Dürftigen wohlthätig seinen Beistand angedeihen. Jener Wollüstling weiß den guten Namen des Nächsten zu schonen, wenn er der Keuschheit nicht zu schonen weiß. Jener Schwätzer weiß sich der Fluchworte im Zorne zu enthalten, wenn er sich nicht vor übeln Nachreden zu hüten weiß. Mancher war untreu dem Freunde, aber zugleich sehr treu der Gemahlin: sowie man eben erzählt, daß die Römer bei all' ihren Räubereien die Tapferkeit, die Gothen die Ehrbarkeit, die Vandalen die Religion, die Hunnen die Strenge, die Türken den Gehorsam gegen ihre Fürsten liebten. Und so nimm auch an, daß, wenn es schwer ist, einen so verzweifelten Kranken zu finden, der bei vielen schlimmen Anzeichen der tödtlichen Gefahr nicht auch ein gutes habe, es nicht weniger schwer sei, einen so zügellosen Sünder zu finden. Nun darf Gott keine Handlung, die auf irgend eine Weise gut ist, ohne Belohnung lassen. Und sowie daher die Tugend dieser Menschen oberflächlich ist, so wird sie auch mit einem Glücke belohnt, das keinen Grund hat, wie das Glück dieses Lebens ist. Und dadurch zeigt die Vorsehung noch deutlicher, wie sehr ihr die Tugend gefalle, da sie sogar deren Schein noch liebt.

12. Stelle dir endlich einen Gottlosen vor, der so voll von Bosheit sei, daß er nicht einmal einer scheinbaren Tugend mehr Platz gebe; so ist es doch nicht nothwendig, daß er deßhalb die Wirkungen der göttlichen Güte mit irgend einem zeitlichen Glücke nicht erfahren dürfe. Einem zum Galgen verurtheilten Räuber gewährt man nach aller Billigkeit einige Labung, bevor man ihn auf den Richtplatz führt. Wie können wir daher uns darüber ärgern, daß auch die göttliche Güte diese Sitte beobachtet, so daß sie jenem Verbrecher, der schon bestimmt ist, auf einem ewigen Scheiterhaufen ohne Ende zu brennen, vorher noch durch den Zeitraum von wenigen Tagen einige Erleichterung gewährt? Gehe nun hin und beneide jene Gottlosen um ihre

Freuden. Ist das nicht eine größere Thorheit, als den armen Sünder um sein Nachtmahl beneiden? Jener Fisch, der so fröhlich durch die Wellen glitscht, hat die Angel schon so tief in seinen Eingeweiden, daß es nichts anderes mehr braucht, als daß der Fischer plötzlich die Ruthe an sich ziehe, um sie ihm zu zerreißen. Kann in diesem Zustande der Fisch jemals den schönen Namen eines Glücklichen verdienen!

13. Um so mehr, da die Gottlosen mit ihren Leidenschaften, mit dem Neide, mit den Feindschaften, mit dem Hochmuthe sich sogar noch das wenige Gute, das ihnen von Gott gegeben wird, vergiften: wie jene Hunde, die nie im Frieden miteinander genießen können, was ihnen zum Fraße gereicht wird, sondern die Zähne fletschen, und sich einander, wie Verzweifelte, verwunden. Nur daß die Lasterhaften es noch ärger machen; indem sie ihre Bosheit gegen sich selbst kehren, und ihr eigenes Herz zerreißen: darum siehst du, daß ihnen das Gut, das sie haben, ebenso fehlt, wie dasjenige, das sie nicht haben. Der Luchs mästet sich nie, weil er, während er auf einer Wiese weidet, die Augen schon auf die andere gerichtet hält, und sich selbst aufreibt vor Heißhunger, Alles, was da ist, allein zu verschlingen.

14. Doch sei dem, wie ihm wolle; wer im Wechsel der menschlichen Geschicke sich vor Schwindel fürchtet, der mache es wie Derjenige, der einen reißenden Wildbach übersetzt, und nicht fallen will. Er hefte die Augen nicht auf das Wasser, das tobend vom Berge herabströmt, er hefte sie auf das feste Ufer, das ihn jenseits des Wassers erwartet, er schaue nicht auf das, was mit der Zeit dahinfließt, er schaue auf das, was durch die ganze Ewigkeit dauert, und mit diesem rechten Maaßstabe, nicht aber mit der so unverläßlichen Spanne eines vergänglichen Glückes, soll er die Güter messen, woran die Gottlosen Theil nehmen, und die Uebel, welche die Gerechten treffen.

Dies ist der andere Vorwurf, den die Menschen von schwachem Verstande gegen die Vorsehung erheben, deren Hände sie verwegen messen wollen, um uns weiß zu machen, sie habe die eine länger als die andere, wie sie einst Artaxerxes hatte. Um aber den geneigten Leser weniger zu ermüden, behalte ich mir vor, über diesen Vorwurf eigens im folgenden Kapitel zu sprechen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Widerlegung der Vorwürfe, die man der Vorsehung deßhalb macht, weil sie über die Guten Trübsale kommen läßt.

1. Diejenigen, die sich auf einem Schiffe befinden, sind während des Sturmes, ob ihrer Angst und Unruhe, nicht fähig, die Kunst des Steuermannes zu beobachten, der unter so heftigen Winden das Schiff mit staunenswürdigem Geschicke lenkt. Welch' Wunder ist es daher, wenn das Nämliche auch in unserem Falle stattfindet? Wir erkennen die höchst wachsame Vorsehung jenes Gottes nicht, der uns unter so vielen Uebeln leitet, weil die Uebel uns überwältigen. Dürfen wir aber die Vorsehung deßhalb, weil wir sie nicht kennen, läugnen? Wenn wir sie nicht kennen, so haben sie unendlich Viele erkannt, die auf jener Seekarte, auf welche allein man auf so stürmischer hoher See zu schauen hat, mehr bewandert sind, als wir. Und wenn auch kein Einziger sie jemals recht vollkommen erkannt hätte, was läge daran? Es wäre wirklich etwas Schönes, wenn die Reisenden auf dem Schiffe ebenso viel verstehen wollten, als der Steuermann! Es komme daher jener Vermessene, der da sagte: „Wenn das Unglück die Guten ergreift, so verzeihet mir, wenn ich befürchte, daß es keine Götter gebe" [1]). Was ist's denn, was er nicht begreift? Warum die Guten Trübsal leiden, warum sie arm, warum sie verfolgt, warum sie unterdrückt seien? Die Gründe sind je nach Verhältniß die nämlichen, um derentwillen die Bösen glücklich sind.

2. Jedoch bevor ich sie wiederhole, frage ich: Wo gibt es die Guten, welche so vollkommen sind, daß sie mit dem Golde der Tugend nicht einige Schlacken vermischt hätten? In unsern Bergwerken findet man kein so reines Metall. So huldvoll eine Wolke von der Sonne angeschaut werden mag, so bringt sie es doch nie dahin, sie so nachzuahmen, daß sie den ganzen Kreis vollendete:

---

1) Si rapiant mala fata bonos, ignoscite fasso.
Sollicitor nullos esse putare Deos.

sie läuft in einen Bogen aus. Und so sehr die Seele von Gott begünstigt sein mag, so bringt sie es doch nie dahin, alle göttlichen Züge vollkommen in sich auszudrücken. Der gesündeste Mensch hat irgend ein Leiden, die heiterste Witterung hat irgend etwas Trübes, die größte Schönheit hat irgend ein Fleckchen, das sie weniger angenehm macht. Und dieses Mangelhafte ist es, das Gott bei den Widerwärtigkeiten im Auge hat, indem er durch dieses Feuer mit weiser Absicht jenen Rost vertreiben will.

3. Doch wenn es auch Gute von dieser Art gäbe, so ist eben diese Widerwärtigkeit für sie nothwendig, um ihre Tugend zu prüfen. Man erkennt den tapfern Soldaten nicht im Schatten der Zelte, noch das Schwert in seiner Scheide, noch den Schild in seinem Kasten, noch den Pfeil in seinem weichen Köcher: es muß zur Probe kommen. Diese ist es, die das Gute von dem Schlechten unterscheiden läßt. Bisweilen glauben wir gut zu sein, weil uns die Uebel alle im Frieden lassen. Doch wenn wir die nächste Probe von wenigen Leiden, die uns überfallen, nicht aushalten, so geben wir zu erkennen, von welcher Beschaffenheit selbst damals unsere Tugend war, als wir sie für so fest hielten. Da nun aber die Erkenntniß der eigenen Schwachheiten ein unerläßlich nothwendiger Theil jener Arznei ist, die uns heilen muß, so richtet es Gott so ein, daß die Uebel uns prüfen und uns so zu erkennen geben, wer wir seien: indem sie uns in die Finsterniß der Ehrlosigkeit, der Armuth, der Verfolgungen, der Krankheiten setzen, wie die Juweliere den Karfunkel in ein finsteres Gemach stellen, um am Glanze, den er dort von sich gibt, zu sehen, ob er ächt sei, oder falsch.

4. Aber nicht nur als Probe dient die Trübsal, um uns zu zeigen, wer wir sind; sondern auch als Mittel, um uns Diejenigen werden zu machen, die wir nicht sind: demüthiger, beharrlicher, eifriger und ergebener in den göttlichen Willen. Welch' verzärtelte Tugend würde die der Gerechten sein, wenn sie sich immer gepaart mit dem Vergnügen sähe? Es wäre das eine epikuräische Tugend, an welcher man die Liebe zum Ehrbaren nie von der Liebe zum Angenehmen unterscheiden könnte; und, wie eine im Oel gehärtete Klinge, würde sie nie im Stande sein, einen starken Hieb zu machen. Es mußte demnach die Vorsehung ihre Diener auf harte Proben stellen, um ihnen ein Kapital zu geben, womit sie sich eine bestän-

dige und immerwährende Glückseligkeit gewinnen könnten, welche nicht bloßes Geschenk, sondern Lohn wäre, und deßhalb einen doppelten Zins von Ehre und Freude trüge. Indessen steht uns Gott mit seiner starken Hilfe unsichtbarer Weise am Anfange, im Verlaufe und am Ende unserer Drangsale bei: und nicht nur hält er wie ein sorgsamer Arzt die Hand auf dem Pulse des Kranken, während man ihm zur Ader läßt, um zu wissen, wie viel er ertragen könne; sondern er gießt ihm überdies noch Kraft ein. Wenn wir daher nicht feige dem Feinde weichen wollen, so muß der Sieg stets unser sein. Und dies gereicht eben wieder Gott selbst zur Ehre, auf den am Ende Alles gerichtet ist, daß es nämlich Viele gibt, die blos um ihm zu gefallen tapfer kämpfen, und in allen, günstigen oder widerwärtigen, Ereignissen nur auf ihn ihre Augen richten, wie eine Fackel, die, kehre man sie, wohin man will, aufwärts oder abwärts, doch immer auf dieselbe Weise gen Himmel schaut.

5. Siehe also, wie unter tausend Kreisungen der menschlichen Geschicke nicht eine ist, die zu ihrem Mittelpunkte nicht eine unendliche Weisheit hat. Aber wir, die wir zu wenig Licht haben, um diese Geheimnisse in ihrem tiefsten Grunde zu durchschauen, wollen der göttlichen Vorsehung nicht einmal so viel Zeit lassen, daß sie im Angesichte der ganzen Welt ihren nach allen Seiten vollendeten Teppich ausbreite; sondern wir wollen darüber urtheilen, während jener Theil, der zu weben übrig bleibt, noch zusammengerollt ist, und während wir denjenigen, an dem sie unter unsern Augen arbeitet, nur von der Kehrseite sehen können. Wir können jenen Theil, an dem sie arbeitet, nicht anders als von der Kehrseite sehen, weil wir das Ewige dem Zeitlichen unterordnen; und weil wir, befangen von dem Wunsche, daß der Himmel der Erde diene, aus dem Zwecke Mittel, und aus den Mitteln Zweck machen; was Gott niemals wollen kann: weßhalb es kein Wunder ist, wenn seine Urtheile von den unsrigen so verschieden sind. Und wir können auch jenen Theil, der noch zu weben übrig ist, nicht anders als noch zusammengerollt sehen, weil uns gegenwärtig von der Zukunft, die doch einen großen Theil des Ganzen ausmacht, nichts bekannt ist. „Das Ganze schaue an, das Ganze lobe," schrieb sehr weise der heilige Augustin. Urtheile nicht voreilig über das, was du jetzt siehst: warte, bis das ganze Werk

vollendet ist, und du mit Einem Blicke den ganzen Zusammenhang, die ganze Anordnung, die ganze Zeichnung und die ganze Vertheilung so vieler Fäden erkennen kannst, wie diejenigen sind, die miteinander dieses höchst wunderbare Gewebe ausmachen, — und dann magst du darüber urtheilen. Indessen sollst du dich begnügen, das zu glauben, was du nicht begreifen kannst. Von so vielen Flüssen, die sich in der Erde verlieren, wissen wir die Wege nicht: und doch wissen wir, daß sie dem Meere zufließen. So wissen wir auch von den verborgenen Urtheilen der Vorsehung die Wege zwar nicht; aber wir wissen, daß sie einst alle am Ende zur Ehre der göttlichen Weisheit führen werden, von der sie ausgegangen sind: „Wo die Flüsse herkommen, dorthin kehren sie wieder zurück" [1]).

6. Am Ende der Zeiten also, wann Gott als Richter kommen wird, den Knoten dieses großen Schauspiels zu lösen, werden wir klar jenes Gewebe und jene Ordnung sehen, die er uns jetzt verbirgt. Wir werden sehen, daß unsere Sünden dem Herrn zum Lobe gereichen konnten und nicht zum Tadel: denn je zügelloser unsere Laster waren, desto besser war Gott, der sie verbot; und daß, während die Menschen so gottlos waren, daß sie die Güter schlecht anwendeten, er so gut war, daß er die Uebel gut anwendete. Wir werden sehen, wie schnell vorübergehend jene Verwirrung der Dinge war, bei der das Laster über die Tugend siegte, worauf dann eine immerwährende Ruhe folgen wird; und die Sünder werden, wie taube Aehren, die eben wegen ihrer Leerheit den Kopf höher tragen, als die anderen, in's Feuer geworfen werden, unter den Augen der Gerechten, die, wie auserlesener Weizen, in dem Himmel werden aufbewahrt werden. Wir werden sehen, daß die Trübsale alle nach Billigkeit kamen; und daß sie, wenn gleich oft stürmischer, als ein tobendes Meer, doch nie die Grenzen überschritten, die Gott ihren Fluthen vorgeschrieben. Wir werden sehen, daß die Vorsehung, obgleich man wegen dieser Uebel oft über sie klagte, doch von ihrer Weise, zu regieren, nicht abstehen durfte: sowie der Musikant nicht abstehen darf, die Saite auf ihren rechten Ton zu spannen, aus Furcht, sie möchte brechen. Diese und tausend andere noch erstaunlichere, noch glänzendere Wahrheiten werden wir dann mit großer Klarheit sehen,

1) Eccle. 1, 7.

wenn wir nicht zu ungeduldig sind, so lange zu warten, und uns dadurch unwürdig machen, sie zu sehen.

Dem Senate von Athen wurde einst ein Rechtsstreit vorgelegt, der so schwierig zu entscheiden war, daß die Richter unter sich übereinkamen, den Parteien folgende Antwort zu geben: Kommet wieder nach hundert Jahren, den Bescheid zu holen. So sollen auch wir, wenn die Gedanken in uns einen stürmischen Streit erregen, über die Uebel, die Gott zuläßt, und über die Güter, die er austheilt, ihnen diese Antwort geben, die allein die rechte ist: Kommet wieder, nicht nach einem Jahrhunderte, sondern nach allen denen, die Gott der Enthüllung der Wahrheit vorausschicken wird, und ihr werdet Bescheid bekommen, und zwar einen so klaren Bescheid, daß ihr nicht einmal den Muth haben werdet, dagegen eine Bedenklichkeit zu erheben.

7. Für jetzt möge man wissen, daß der ganze Irrthum der Menschen darin besteht, daß sie das Ziel nicht vom Wege unterscheiden. Der Vorsehung obliegt es, dafür zu sorgen, daß am Ziele, wo man ewig steht, sich alle Guten wohl und alle Bösen schlecht befinden. Auf dem Wege aber nicht so. Auf dem Wege müssen die Wechsel bei Allen in gleicher Weise eintreten, eben darum, weil wir Alle auf dem Wege sind. Wer verlangt, daß hienieden Einer immer glücklich, ein Anderer immer unglücklich sei, der will, daß sich der Weg vom Ziele nicht unterscheide.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ob die Astrologie die Vorsehung zu entkräften vermöge.

1. Es ist allen Rebellen gemein, jeden Herrn lieber anzuerkennen, als den eigenen: darum würden sie, um diesen vom Throne zu stürzen, sich nicht scheuen, dafür einen Nero daraufzusetzen. Siehe also, ob die Atheisten nicht offenbare Rebellen sind! Damit es nur nicht Gott sei, der sie mit der Vorsehung als vernünftige Menschen regiere, träumen sie sich sogar ein Verhängniß dort oben in den Sternen, das sie wie unvernünftige Thiere beherrsche

2. Zwar gehen nicht alle gleich weit: da einige, behutsamer im Reden, wenn auch nicht religiöser im Glauben, sich dahin äußern, daß sie den Planeten auf der großen Schaubühne der menschlichen Geschicke nicht die Rolle von Herren, sondern von Boten zutheilen. Da diese zwar weniger gottlos, aber darum nicht weniger eitel sind, so müssen wir den gleichen Fall ihnen bereiten, und mit Hilfe der Vernunft auch sie von jenem Himmel herabstürzen, den sie mit ihren Wahrsagereien ebenso schänden, wie ihn die Dichter einst mit ihren unsinnigen Fabeln schändeten.

3. Ich erkenne wohl, welcher Gefahr ich mich aussetze, da ich mit offenem Visire es mit so listigen, und doch so beliebten Menschen aufnehme [1]). Es ist der menschliche Geist so begierig, das Zukünftige vorauszusehen, daß er sich nicht schämte, in längst vergangenen Jahrhunderten die Vorzeichen davon von den lächerlichsten Beobachtungen zu erbetteln: so daß das Zwitschern der Vögel, das Hüpfen der Hühner, das Vorüberlaufen der Schweine, und andere ebenso eitle Wahrzeichen in Rom mehr vermochten, die Beschlüsse zu beschleunigen oder aufzuschieben, als die Stimmen der Senatoren. Und gibt es nicht auch heute noch Menschen, die es für ein unglückliches Zeichen halten, wenn sie an der Schwelle der Hausthüre stolpern, wenn sie jenem Hunde begegnen, wenn sie jenen Kauz hören, wenn sie in einer gewissen Anzahl von Gästen zu Tische sitzen? Kein Wunder daher, wenn es den Astrologen gelingt, durch ihre prahlerisch vorgegebene Bekanntschaft mit den Gestirnen jenen Glauben zu erlangen, den einst die Wahrsager aus den Eingeweiden der Schaafe oder Rinder erlangten, die sie zu diesem Behufe öffneten; und den manche alte Weiber auch heutzutage mittelst noch dümmeren und noch trugvolleren Aberglaubens erlangen, der unter dem Volke herrscht.

Um so mehr, da sich die Astrologen, um ihrem Gewerbe Ansehen zu verschaffen, als Politiker verkleiden, und dadurch, daß sie dem Staate, wie dem Privatmanne mit der Voraussehung der Uebel einen unaussprechlichen Nutzen versprechen, wie der ist, sie von sich abzuwenden, es dahin bringen, daß ein Jeder, der ihnen

1) Genus hominum sperantibus fallax, quod semper vetabitur, semper et retinebitur. Tac. hist. l. 1.

widerspricht, sich dem Wohle der Menschheit zu widersetzen scheint: und damit nicht zufrieden, kleiden sie ihre Weissagungen in so schwülstige, so fremde Wörter ein, daß diese, obwohl von Denjenigen, die sie aussprechen, selbst nicht verstanden, doch das Volk immerhin in großes Staunen versetzen, als ob es Perlen wären, die man aus den verborgensten Schränken der Weisheit hervorgezogen. „Horoskop, halber Himmel, Aspecten, Richtungen, Würden, Erhöhungen, Uebergänge, Triplizität, Erhebungen, Drachenkopf, Drachenschweif, Verbrennungen, Sterne, die sehen und nicht hören, Sterne, die hören und nicht sehen, große Conjunctionen, große Revolutionen, himmlische Häuser, glückliche Strahlen, unglückliche Rückgänge, lichte Stufen und finstere;“ und andere dergleichen Sprüche, die, nach ihrer Aussage, lauter Geheimnisse, aber an sich nichts anderes sind, als Luftballone, die, je aufgeblasener dem Schalle nach, desto leerer an Wahrheit sind. Sehr schwierig ist es daher, in wenigen Blättern mit Jenen anzubinden, die blos mit unerhörten Wörtern das närrische Volk sich nachlaufen machen.

4. Mir genügt es jedoch, o Leser, daß du so gefällig seiest, im Gleichgewichte zu stehen, ohne mit irgend einer Vorliebe mehr nach der einen, als nach der andern Seite zu neigen; und ich traue dem Gewichte der Vernunft so viel zu, daß in kurzer Zeit auch du von selbst, ohne einen weitern Anstoß, dich mit mir dahin vereinigen wirst, als lügenhaft ein Geschwätz zu verachten, das unter Vielen mit dem Reisepasse der Wissenschaft herumgeht; ja sogar als verderblich eine trügerische Marktschreierei zu verabscheuen, die, anstatt jemals dem Staate etwas zu nützen, wie sie fälschlich verspricht, den Staat zugleich und die Religion zerrüttet, indem sie in der Milch einer eingebildeten Wahrheit tausend giftige Irrthümer darreicht, die der Welt desto schädlicher sind, je weniger man sie fürchtet, und je angenehmer sie sind.

5. Bevor ich mich aber tiefer einlasse, muß ich mich deutlich erklären. Daher sollst du wissen, daß, wie ich Denjenigen nicht zu meinem Feinde haben will, der nicht ein Feind der Religion ist, so auch hier nicht beabsichtige, gegen die natürliche Astrologie in das Feld zu ziehen, die damit sich befaßt, daß sie aus dem

Sternenstande am Himmel die Nebel, die Regen, die Trockenheit und die bald magere, bald reichliche Ernte den Landleuten vorhersagt. Dies ist eigentlich mehr Muthmaßung als Wissenschaft. Denn wenn es wirklich Menschen gäbe, die diese Dinge in Wahrheit verständen, wie theuer würden sie von den Monarchen bezahlt werden! Hätte Philipp II., König von Spanien, damals, als er im Begriffe war, mit jener furchtbaren Flotte auszulaufen, die er gegen England schickte, an seinem Hofe einen Astrologen zur Hand gehabt, welcher ihm den wüthenden Sturm vorausgesagt hätte, der sie ihm so übel zurichtete, was würde er ihm dafür zur Belohnung nicht gegeben haben? Und was würden nicht ebenso die Fürsten jeden Ranges bezahlen, wenn sie Jemanden hätten, der ihnen mit Sicherheit die Theurungen, die ansteckenden Krankheiten, die Erdbeben und andere Unglücksfälle ankündete, die man, wenn man sie voraussähe, zu rechter Zeit abwenden, oder wenigstens minder schädlich machen könnte! Und doch sehen wir immerfort, daß sie keinen solchen Menschen haben. Also ist es ein Zeichen, daß es eine solche Wissenschaft nicht gebe, und wenn es eine gibt, so ist sie für die Bühne, nicht für den Lehrstuhl geeignet. Da sie jedoch die Vorsehung nicht angreift, so darf man die Pfeile nicht auf ein zahmes Thier verschießen, wenn indessen die wilden entrinnen.

Was man nicht ertragen kann, ist die Vermessenheit der Sterndeuter, die ihre Wahrsagungen nicht den Feldern, nicht den Bäumen, nicht den Thieren (von denen sie keinen Gewinn zu hoffen haben), sondern nur den Menschen machen, denen sie bald ein langes, bald ein kurzes Leben, bald glückliche, bald unglückliche Ereignisse voraussagen, und wollen, daß, wie die Aegyptier vom Nil, und nicht vom Himmel, sich ihres Landes Fruchtbarkeit erhofften, so auch wir vom Himmel und nicht vom Schöpfer des Himmels unser Loos erwarten. Meine Absicht ist also, zu zeigen, daß die ganze Kunst dieses stolzen Gewerbes, beim rechten Lichte betrachtet, eigentlich nichts anderes ist, als ein erkünsteltes Träumen. Siehe daher, was ich hierüber unverholen behaupte.

6. Die Sterndeuterei ist eine lügenhafte Erfindung, ohne irgend einen vernünftigen Grund, und ohne hinreichende Erfahrung, auf die sie sich stützen könnte. Beginnen wir mit dem Beweise, daß sie keinen vernünftigen Grund hat.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Astrologie oder Sterndeuterei hat keinen vernünftigen Grund, auf den sie sich stützen könnte.

1. Wenn die Sterndeuter aus den Sternen etwas Weniges von den künftigen, entweder freien oder zufälligen Ereignissen erfahren sollen, so müssen die Sterne nothwendigerweise entweder Zeichen oder Ursachen davon sein, da sie keine andere Stimme haben, dieselben zu verkünden. Allein die Sterne sind weder Ursachen, noch Zeichen von diesen Ereignissen: also ist es offenbar, daß die Sterndeuter von den zukünftigen, entweder freien oder zufälligen Ereignissen nicht einmal von ferne etwas wissen können. Die ganze Schwierigkeit beschränkt sich darauf, den Mittelsatz als wahr zu zeigen, da den Obersatz nur Derjenige bestreiten kann, der ihn nicht versteht. Also wollen wir ihn beweisen, und damit beginnen, daß wir den Sternen die Eigenschaft, Zeichen zukünftiger Dinge zu sein, absprechen, da ihnen dieselbe mit Unrecht beigelegt wird.

I.

2. Hier frage ich nun: wenn sie Zeichen der menschlichen Schicksale sind, was für Zeichen sind sie? natürliche Zeichen, wie es der Regenbogen vom heitern Wetter ist, oder willkürliche Zeichen, wie es die Trompete und die Trommel von der Schlacht sind? Natürliche Zeichen sind sie nicht, denn wenn sie solche wären, so müßte Alles, was von ihnen angezeigt wird, nothwendig geschehen. Und dann würde die Zufälligkeit aufgehoben, und mit der Zufälligkeit der freie Wille (denn wollte der Mensch das abwenden, was die Sterne von ihm sagen, so hieße das ebenso viel, als die Sterne aus ihrer Bahn bringen wollen); dann würde der Mensch nicht mehr Mensch, sondern Thier sein, und ein Thier, geführt mit einem zwar goldenen, aber desto stärkeren Zaume, so daß ein Füllen hoffen könnte, die Halfter zu brechen, die ihm die Freiheit nimmt, nimmer aber ein Sterblicher, der zum Herrschen geboren ist, dies hoffen dürfte, dann würden wir das unerbittliche Schicksal, jenen verhängniß-

vollen Diamant haben; dann würden die ehrwürdigsten Gesetze alle lächerlich erscheinen, und der Gerechtigkeit würde aus der einen Hand die Wage, die sie hält, aus der andern das Schwert fallen: die Wage, weil es unnütz wäre, Verdienste zu wägen, die aus Zwang hervorgehen; das Schwert, weil es ungerecht wäre, solche Uebertretungen zu strafen. Es ist daher Demjenigen, der noch einen Funken Vernunft hat, klar, daß die Sterne nicht natürliche Zeichen der menschlichen Geschicke sein können. Und wenn sie es nicht sind, so können sie dieselben noch weniger im Vertrauen den Astrologen sagen, so sehr diese damit prahlen mögen, dieselben ganz genau zu wissen.

3. Es werden also von willkürlicher Bestimmung angeordnete Zeichen sein: so daß Gott, der die Dinge sieht, bevor sie kommen, die Planeten mit so schöner Kunst zusammengefügt hätte, daß diese, indem sie sich fliehen oder sich begegnen, oder sich kreuzen, kurz, indem sie sich auf so vielfache Weise bewegen, eben dadurch gleichsam eine Lebensgeschichte von jedem einzelnen Menschen an jenem unermeßlichen Himmel bilden, den er deßhalb „wie ein Fell ausspannte“ [1]). Alsdann bringen die Sterne keine Nöthigung mit sich, sondern sind die bloßen Dolmetscher der Zukunft, wie es die Propheten sind: um daher zu wissen, was sie sagen, braucht man sie nur zu verstehen.

4. Eine solche Antwort kann erstens nicht für die Atheisten gelten, weil sie Gott die Sorge um die menschlichen Angelegenheiten absprechen. Und dann paßt sie auch für Diejenigen nicht, welche dieselbe zugeben; denn wenn die Sterne Zeichen sind, welche die göttliche Vorsehung dazu bestimmt, uns unser Glück und Unglück vorhersehen zu machen, warum ladet uns denn Gott nicht ein, in eine so lehrreiche Schule zu gehen, und warum fordert er uns nicht auf, in diesem seinem Buche beständig zu lesen, oder Jemanden aufzusuchen, der für uns darin lese, wenn wir es nicht verstehen? Gerade umgekehrt geht all' sein Thun darauf hin, uns von diesem Studium abwendig zu machen, indem er es in's Lächerliche zieht. Zu Babylon, das ein sehr großes Vertrauen auf die Sterne setzte, sagte er: „Sie sollen nun kommen, und dich

1) Ps. CIII, 3.

retten, die Wahrsager aus den Himmelszeichen, welche die Gestirne beobachten, und nach den Monden ausrechnen, um dir daraus die Zukunft zu enthüllen" [1]). Und zu Jerusalem, das sich davor fürchtete, sagte er: „Fürchte dich nicht vor den Zeichen des Himmels, welche die Heiden fürchten" [2]). Wenn uns also Gott selbst ermahnt, daß wir uns weder in der Hoffnung noch in der Furcht nach diesen Zeichen richten sollen, welche Zeichen sind es dann? Sicher sind es keine Zeichen, die Gott bestimmt hat, um uns Glück oder Unglück anzudeuten, sondern es sind Zeichen, welche die Menschen nach ihrem Belieben erdichtet haben.

Was bleibt uns also noch zu thun übrig mit jenen Büchern, die uns solche Zeichen erklären? Nichts anderes, als sie in's Feuer zu werfen. Das thaten jene Heiden, die einst in Ephesus vom Apostel bekehrt wurden, und das haben auch wir zu thun: „Viele von denen, die abergläubische Künste getrieben hatten, trugen ihre Bücher zusammen, und verbrannten sie vor Aller Augen" [3]). Und daß jene Bücher von der Sterndeuterei gehandelt haben, darüber belehrt uns der heilige Augustin [4]). Wenn also David sagte, daß Gott den Himmel wie ein Fell ausgespannt habe, so wollte er damit nur sagen, er habe ihn mit solcher Leichtigkeit ausgespannt, wie von uns ein Zelt ausgespannt zu werden pflegt [5]). Wenn er aber ein Zelt ist, so muß uns Jemand dasselbe aufmachen, wenn wir mit dem Blicke hineindringen wollen.

5. Und in der That, wenn am Himmel die Geschichte der Zukunft so geschrieben stünde, wie sich's diese Sterndeuter vorstellen, wer von ihnen könnte sie jemals zu verstehen hoffen, ohne daß Gott ihm den Schlüssel zu einer so geheimnißvollen Schrift in die Hand gäbe?

Könnte vielleicht ein solcher Schlüssel von der Hölle geliefert werden? Aber wie von der Hölle, wenn jene Geister gewiß nicht einmal für sich einen haben? Daher kömmt es, daß einst in den

1) Isai. 47, 13.
2) Jerem. 10, 2.
3) Act. 19, 19.
4) In Psalm. 61.
5) Bellarm. in Psalm. 103, 2.

so berühmten Orakeln von Delphi, von Dodona, von Delos, die Dämonen so künstliche, so zweideutige Antworten zu geben pflogen, daß sie auf jedes Ereigniß gleich gut paßten: **Ibis redibis non morieris in bello.** Wozu brauchten sie dieselben zu verfertigen, wie mehrseitig geschliffene Spiegel, wenn die zufälligen Wahrheiten dort oben am Himmel mit so klaren Zügen geschrieben stehen? Haben die Teufel an ihrem listigen Geiste nicht stärkere Flügel, als selbst der berühmteste Astrolog sie hat? Wie konnten sie sich also nicht so hoch emporschwingen, daß sie jene Schrift in der Nähe gelesen hätten, um sie dann zu ihrem größten Ruhme vor allen Zuschauern in einem durchaus glatten Spiegel von klaren und deutlichen Worten darzulegen? Wenn sie es nicht thaten, so ist es ein Beweis, daß sie es nicht thun konnten: und somit muß man sagen, daß die zufällige und von freier Willensbestimmung abhängige Zukunft von Gott nicht auf jenen großen Blättern verzeichnet wurde.

Und wenn wir die Vernunft nöthigen wollen, zu glauben, daß sie dort geschrieben stehe, so ist sie wenigstens nicht auf eine Weise verzeichnet, daß sie von irgend einem erschaffenen Auge gelesen werden könnte, wenn nicht Gott sie ihm erklärte. Allein wem that er dies jemals, wenn er vielmehr jede Art von Wahrsagerei verbot, indem er sich aussprach, er werde sie alle zu Schanden machen? „Ich bin der Herr, und vereitle die Zeichen der Wahrsager“ [1]). Schrieb vielleicht Gott diese Dinge an das Firmament für die Engel des obersten Himmels, denen er sie viel besser in sich selbst zeigen kann, wenn er will?

6. Ueberdies zeigen uns die Bewegungen der Himmelskörper klar, daß er die Zukunft nicht darauf hinschrieb. Denn diese Bewegungen sind gleich, einförmig und ganz regelmäßig, wie es die von der Natur geordneten Bewegungen alle sind, während dagegen die menschlichen Ereignisse, da sie von der freien Willkür abhängen, unregelmäßig und alle von einander verschieden, und alle ungleichförmig sind. Wie ist es also möglich, daß diese Ereignisse jemals durch jene Bewegungen bezeichnet werden, wenn jene und diese gleichsam zwei Linien sind, die nicht gemeinschaftlichen

---

1) Isai. 44, 24 et 25.

Maaßstab haben? Sie haben ihn nicht in der so eben angegebenen Beschaffenheit, und haben ihn nicht in der Zahl, da die Bewegungen der Himmelskörper an sich von bestimmter Anzahl, der menschlichen Ereignisse aber immer mehr und mehr bis in's Unendliche möglich sind: daher könnten jene Bewegungen höchstens einige Allgemeinheiten erklären, die der Zahl entsprechen, welche ihnen von der Natur bestimmt ward, aber sie könnten sich nicht einlassen auf tausend besondere und genau bestimmte Einzelheiten, welche ohne Ende sind.

II.

7. Wir haben nun bewiesen, daß die Sterne nicht Zeichen sein können der zukünftigen Ereignisse, von denen die Rede war. Aber sie sind auch nicht deren Ursachen, und können es nicht sein; und das ist der zweite Theil, welcher uns zu beweisen übrig bleibt. Und vor Allem ist gewiß, daß sie nicht nöthigende Ursachen sind, sonst würden wir sogleich auf die höchst verrufene Klippe stoßen, die wir schon oben wahrgenommen haben, wir würden nämlich den Willen des Menschen, der von allen Theologen, von allen Philosophen, von allen Kennern der Naturwissenschaft, von allen Rechtskundigen, von allen Völkern einstimmig als Herr seiner selbst anerkannt wird, in Fesseln geschlagen sehen. Er würde aber dann gewiß mehr als je in Fesseln liegen, wenn man ihn von einer nothwendig handelnden Ursache abhängig machte. Und gerade solcher Art würden für ihn die Sterne sein, die ebenso wie alle andern natürlichen Ursachen beständig zu den nämlichen Wirkungen bestimmt sind [1]). So würde jede Ueberlegung, jede Berathung, jede Auswahl der Mittel, jede weise Erwägung, jede Klugheit aufhören: ja es würde sogar jede Tugend unter den Menschen und jedes Laster aufhören, da einem gottesfürchtigen Menschen kein größeres Lob gebühren würde, als welches das Eisen verdient, wenn es sich von dem freundlichen Pole seiner Magnetnadel anziehen läßt: und einem gottlosen Menschen würde kein größerer Tadel gebühren, als welchen dasselbe Eisen verdient, wenn es vom feindlichen Pole derselben Magnetnadel sich weit abstoßen läßt.

1) Omnis naturae actio terminatur ad aliquid unum. S. Th. 1. p. q. 96. a. 1. in c.

8. Und wenn Gott, wie wir schon gesehen, der Urheber dieses Weltalls ist, wie kann er jemals die Theile desselben so übel eingerichtet haben, daß von der niedrigeren Natur, nämlich der körperlichen, die höhere, nämlich die geistige, regiert werde? Daß jene, die blind ist, die sehende führe? daß jene, die vernunftlos ist, die vernünftige lenke? Jede natürliche Oberherrschaft gründet sich, wie Aristoteles sagt [1]), auf eine Auszeichnung der Natur; darum beherrscht der Mann natürlicherweise das Weib, weil er innerhalb der nämlichen Art ein vollkommeneres Individuum ist, als sie; und darum beherrscht er noch weit mehr auch die Thiere, und peitscht sie, wenn sie widerspenstig, und unterjocht sie, wenn sie rebellisch sind, weil er auch seiner Gattung nach viel vollkommener ist, als sie. Wie sollen also die Sterne unsern Geist beherrschen, da sie, je höher sie über uns in Betreff der Lage, desto tiefer unter uns in Betreff der Würde stehen? Wenn ihre Zusammenstellungen und ihre Gegensätze die Ursachen unseres Wirkens sind, so wird das ganze Weltall in Verwirrung gerathen und in sein altes Chaos zurückkehren, da die vollkommenen Wesen von den unvollkommenen, die geistigen von den körperlichen, die einfachen von den zusammengesetzten tyrannisirt werden, und der Mensch, welcher der Zweck der ganzen Schöpfung ist, der Natur unterworfen wird, die eines eigenen Wohles nicht fähig ist [2]).

9. Wohlgemerkt! ich sagte, daß er Zweck sei; denn wäre der Mensch im Handeln den Sternen unterworfen, so wäre der Mensch für die Sterne gemacht, und nicht die Sterne für die Menschen. Wie aber dürfte das sein? Ist es denn nicht der Mensch, um dessentwillen von Gott alles Sichtbare erschaffen wurde? Ja, gewiß: denn der Mensch ist das Beste, was es da gibt. Wenn daher die Sterne auch für den Menschen gemacht sind, wie soll der Mensch dann in den Werken, die er vollbringt, von den Sternen abhängen? Wer von einem Andern nicht im Sein abhängt, der hängt davon auch nicht im Wirken ab, sagt der englische Lehrer von Aquin [3]), weil das Wirken in Allen sich nach der Beschaffenheit des Seins richtet.

---

1) L. 3. de Anima, text. 57.
2) Arist. l. 4. Phys. text. 24.
3) C. Gentes l. 2. c. 8.

10. Wozu uns aber in dieser Sache so abmühen? Fühlt denn nicht Jeder in sich, daß die Vernunft den Körper, nicht aber der Körper die Vernunft beherrsche? So sehr auch der Hunger mich antreiben mag, wenn ich mich entschließe, das dauerhafte Vergnügen der Mäßigkeit dem gar flüchtigen Vergnügen der Speisen vorzuziehen, so streckt sich meine Hand nicht aus, um sie von irgend einem, auch noch so reichlich besetzten Tische zu nehmen, an dem ich sitze. Wenn mich die niedere Begierde reizt, so zwingt sie mich nicht; und ich habe den Ruhm, nüchtern von jenem Mahle aufzustehen, das meinem Gaumen so angenehmen Genuß geben würde. Es befiehlt demnach der Geist dem Körper, nicht der Körper dem Geiste. Obwohl also, schließe ich, der Mensch keine Macht hat über die Himmelskörper, weil er sie nicht nach seinem Belieben bewegen kann, so ist er ihnen doch in keiner Handlung unterworfen, sondern er ist Herr seiner selbst, und hat die Zügel seines Willens in der Hand, ohne daß alle Bewegungen der Sphären, so reißend schnell sie auch sein mögen, ihn zwingen könnten, auch nur einen Schritt zu machen, wenn es ihm nicht gefällt.

11. Auch möge mir Niemand sagen, daß es nicht die Himmelskörper, sondern die bewegenden Intelligenzen dieser Körper seien, denen der Mensch unterworfen sei; denn die Intelligenzen können sich, um den Menschen zu bewegen, nicht eines jeden, auch unangemessenen Werkzeuges bedienen. Wie der Bildhauer mit dem Pinsel nie seine Statue machen, und der Maler nie mit dem Meißel sein Bild ausarbeiten kann; so können auch die Intelligenzen mit den Kreisungen irgend eines Körpers niemals den Willen des Menschen bewegen. Sie können ihn nur dadurch bewegen, daß sie seinem Geiste das Gut vorstellen, das ihm aus diesem oder jenem Werke ersprieße, d. h. sie können ihn nur so bewegen, wie Einer, der zu etwas anräth, oder aufmuntert, nicht wie Einer, der in Ketten sich fortschleppt. Aber dies hat auf unsern Fall gar keinen Bezug: denn die Rathschläge und die Aufmunterungen lassen es dem Menschen freigestellt, sie anzunehmen oder sie abzuweisen; und darum wird es aus den Kreisbewegungen der Gestirne nie möglich sein, von ihm vorauszusehen, was er thun werde.

12. Wenn jedoch das bisher Gesagte zu beweisen vermag,

daß die Sterne mit dem Schicksale der Menschen nichts zu schaffen haben, sofern sie als unmittelbare Ursachen wirken, in welchem Betrachte sie von den Alten so verehrt wurden, daß diese ihnen sogar als ihren Göttern Anbetung zollten; so vermag es nicht zu beweisen, daß sie damit nicht wenigstens als mittelbare Ursachen zu schaffen haben; und dies ist der Schlupfwinkel, hinter welchem sich die modernen Astrologen verschanzen, indem sie, wenn nicht reineren Sinnes, doch behutsamer, behaupten, daß die Himmelskörper auf den Geist der Sterblichen zwar nicht in gerader, doch aber gleichsam in wiederkehrender Richtung Einfluß haben, in wiefern sie durch verändernde Einwirkung auf die Organe unserer Empfindungskräfte, auf das Temperament, auf das Geblüt, auf die Säfte und auf die anderen dem Geiste zum Handeln so nothwendigen Beschaffenheiten, ihn bestimmen können, eher so, als anders zu handeln. Und bis hieher haben sie Recht: aber damit bekennen sie zugleich, daß sie weder etwas wissen, noch etwas wissen können von alle Dem, was sie in Betreff der Lebens- und Todeszeit des Menschen, in Betreff des Reichthums und der Armuth, in Betreff des Glückes und des Unglückes vorhersagen, welches doch die Dinge sind, die den ganzen Grund bilden, worauf sie die Stickereien ihrer Thorheiten verfertigen.

Zum Beweise dessen diene dir die Bemerkung, daß, wenn es nichts Stichhaltiges in der Astrologie gibt, vorzüglich haltlos diese Behauptung sei, das Temperament des Menschen hängt von den Gestirnen ab; die Gemüthsart, die Neigungen und Sitten desselben hängen vom Temperamente ab: also hängen die Gemüthsart, die Neigungen und Sitten ebenfalls von den Gestirnen ab, zwar indirekt, aber doch so viel, als hinreichend ist, ein richtiges Urtheil zu bilden. Nun ist ein solcher Schluß ganz falsch. Und wenn der erste Stein schon so wankend ist, wie wird erst das ganze Gebäude sein, das darauf zu stehen kömmt?

13. Das Temperament unsers Körpers hängt allerdings von den Himmelskörpern ab, aber nicht in Allem, sondern nur in einem sehr kleinen Theile. Denn was hilft es z. B., daß das Kind unter glücklichen Himmelszeichen zur Welt kömmt, die ihm langes Leben versprechen und bedeuten sollen, wenn der Vater, der es erzeugte, schwach an Kräften war? In diesem Falle wird

auch das Kind schwach sein, und trotz alles günstigen Sternenstandes wird ihm ein kränkelndes und kurzes Leben zu Theil werden, weil ihm eine tüchtige bildende Kraft fehlte; und wenn ihm auch bei der Empfängniß eine solche tüchtige Kraft geworden wäre, aber die schwächliche Mutter in ihrem Schooße ihm nur eine sparsame und karge Nahrung reicht, werden die Sterne sie vom Himmel herab mit Ambrosia ersetzen? Und dann wie vielen Einflüssen ist nicht eine schwangere Mutter ausgesetzt, die ihrer Leibesfrucht sehr nachtheilig sein können? Sogar eine Lampe, die schlecht ausgelöscht wurde, hat bisweilen gezeigt, daß sie mit ihrem widerlichen Geruche eher dem deßhalb zu frühe gebornen Kinde den Tod zu geben vermöge, als alle Lichter, die für dasselbe am Himmel leuchteten, vermochten, es am Leben zu erhalten [1]).

14. Doch wohlan, möge das Kind auch zu einer Stunde auf die Welt kommen, die ihm das glücklichste Temperament verspricht: wenn es eine Amme bekömmt, die wenig Fähigkeit besitzt, dabei mitzuwirken, so sehe ich die Gestirne in der größten Verlegenheit und außer Stand gesetzt, das zu halten, was sie ihm versprachen. Denn alle Philosophen und alle Physiker kommen darin überein, daß die Milch der Amme, je nachdem diese jung oder alt, kräftig oder kraftlos ist, auf das Temperament des Kindes einen großen Einfluß habe, und daß die Milch der Mutter für dasselbe immer besser, als die einer Fremden sei; die, wenn man sie doch zuläßt, auch von reinen Sitten sein soll, da die römische Geschichte häufig darüber klagt, daß ihr Romulus von einer grausamen Wölfin gesäugt, ein Commodus und ein Caligula mehr mit Blut als mit Milch getränkt, und ein Tiberius von einer höchst unmäßigen Amme gestillt worden sei.

15. Sobald dann das Kind entwöhnt ist, so fängt es an, sich mit dichter Speise zu nähren, und damit wächst auch für die Sterne die Verbindlichkeit und die Unmöglichkeit zugleich, sich als wahrhaft zu erweisen, wenn sie es auch wollten. Denn wer weiß nicht, wie viel die Beschaffenheit der täglichen Nahrung auf unsern Körper vermöge? Man darf nur die Schriften lesen, welche uns darüber die berühmtesten Aerzte hinterließen, die sich um das

1) Plin. l. 7. c. 4.

menschliche Geschlecht ebenso wohlverdient, als sich die Astrologen für dasselbe verderblich gemacht haben. Sogar die Dichter sahen diese Wahrheit ein: darum sagt Homer, der in Achilles das Ideal eines hochherzigen Helden aufstellt, daß er mit dem Marke der Löwen genährt worden sei, um die Größe seiner Kräfte, sowie seines Muthes zu bezeichnen. Setze daher den Fall, daß der Knabe, der bei seiner Geburt von den himmlischen Lichtern so huldvoll angelächelt wurde, sich sofort dem übermäßigen Genusse von Speisen und Getränken, der Schwelgerei, oder der Unzucht ergebe; mit welchem Mittel werden ihm seine Geburtssterne das Leben verlängern können? „Die Unmäßigkeit hat Mehrere getödtet, als das Schwert."

Und das Nämliche kann man sagen, wenn er in einem Orte von ungesunder Luft geboren wird, oder zufälligerweise seinen Aufenthalt in sumpfigen, feuchten, nebligen Thälern nimmt, die keinen andern, als schädlichen Winden zugänglich sind. Werden die Sterne die Beschaffenheit jenes unglücklichen Bodens bewältigen? Und endlich, wenn er, in Folge seiner Unordnungen in eine Krankheit gefallen, auf einen jener Aerzte stoßt, die sich bezahlen lassen, um dich umzubringen, mit welchem Schilde werden ihn die Glück versprechenden Planeten vor jenem Streiche schützen?

16. Du wirst vielleicht sagen, daß, wenn er unter einem günstigen Gestirne geboren wurde, er von derlei Unglücksfällen nichts zu befürchten habe. Warum aber hat er davon nichts zu befürchten? Weil die Sterne, die ihn unter ihre Obhut nehmen, ihm etwa stets als freundliche Beschützer zur Seite gehen sollen? Das hieße aber mehr, als sie blos als besondere und theilweise Ursachen wirken lassen, die nur auf das Temperament einen Einfluß üben. Es hieße dieselben als ganz allgemeine, ja als lebendige und sehende Ursachen wirken lassen, als Ursachen, die in sich ganz die vollkommene Gottheit tragen, welche mit voller Macht über so viele verschiedenartige Geschöpfe verfügt, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Und dann, wenn die Sterne ihren Schützling, wenn er in Todesgefahr ist, mit einem sehr guten Arzte versehen können; wie werden sie ihn, wenn er noch nicht geboren ist, mit sehr guten Eltern versehen können, da doch kein Mensch Eltern bekommen konnte, außer eben dadurch, daß er geboren wurde? Siehst du nicht, daß dieses

Albernheiten sind, die man nur in Abendgesellschaften erzählen kann, um die Leute lachen zu machen?

Um uns daher im Namen der bei unsrer Geburt beschauten Gestirne ein langes Leben versprechen zu können, müßte der Sterndeuter zuerst ganz gut das Temperament Derjenigen kennen, die uns erzeugten, und dann von denselben Sternen einen jeden von all' den unzähligen Fällen erfahren, die, weil sie in größerer Nähe auf unser Temperament einwirken, stets eine sehr große Macht haben werden, jene Einflüsse zu brechen und zu schwächen, welche uns die himmlischen Gestirne aus so großer Entfernung her zu unserem Vortheile schicken. Wer aber kann diese Fälle aufzählen, wenn sie unzählig, und daher Niemanden, außer Gott, bekannt sind? Nicht einmal die Engel, die Lenker der Sterne, könnten sie aufzählen, wenn sie darum befragt würden.

17. Soviel ist gewiß, daß Sixtus von Emingen, nachdem er in dieser Schule der Planeten beinahe sein ganzes Leben verbracht hatte, das Geständniß machte, daß die Astrologen auch bei der fleißigsten Beobachtung der Geburtsstunde eines Kindes von den Sternen allein nie werden erfahren können, ob es lebendig oder todt geboren sei [1]): urtheile dann, ob sie davon werden erfahren können (wie sie vorgeben), ob es lange oder kurze Zeit leben werde? Und ist etwa eine solche Probe nicht schon mehr als ein Mal zu großem Ergötzen gemacht worden, indem man für ein verstorbenes Kind, als ob es noch lebendig wäre, sich befragte, was darüber die Sterne künden, und vom Astrologen eine sehr günstige Antwort erhielt?

18. Es macht mir Vergnügen, einen sehr lustigen Spaß zu erzählen, den sich ein italienischer Fürst mit dieser so eiteln Wissenschaft machte, um, wie es ihm billig schien, List mit List zu verhöhnen [2]). Als diesem berichtet wurde, daß in seinen Stallungen ein Maulesel geboren worden, so ließ er dem Astrologen die Zeit der Geburt genau angeben, unter dem Namen eines im Pallaste gebornen Bastarden. Und nachdem der Astrolog, der das nicht wußte, lange über sein Gestirn nachstudiert hatte, in der Hoffnung, desto mehr sein eigenes Glück zu machen, je mehr Glück er Andern

1) In genitura Caroli a Brimeu. 2) Refert Millet. prop. 19.

prophezeite, fand er sogleich am Himmel zwei Sterne in den edlen Zeichen, umgeben von fünf Planeten, die in Rücksicht auf die Sonne gegen Morgen, und in Rücksicht auf den Mond gegen Abend standen; und daraus schloß er, daß der Himmel nie schöner sein konnte, und daß daher das Kind, weil es doch kein König werden könne, wie es Ptolomäus unter diesen Himmelszeichen durchaus verlange [1]), nothwendigerweise zu den ersten, auch geistlichen, Aemtern gelangen werde, wozu es seine Geburt und Abkunft befähige. Dies waren die Weissagungen, die er dem Fürsten überreichte, und die, als sie von diesem öffentlich seinen Edelleuten vorgelesen wurden, jenem trefflichen Manne das Gesicht eben so sehr mit Schamröthe füllten, als er glaubte, daß sie ihm die Hände mit Gold füllen würden. Man wird aber doch immerhin sagen müssen, daß, wenn die Sterne auf alle lebenden Wesen die nämlichen Strahlen werfen, ein unter den allergünstigsten Zeichen gebornes Thier wenigstens sein Leben lang keine Last tragen dürfe; oder daß es, wenn es denn je deren tragen müsse, wie die andern, doch als erlauchter Maulesel seine Schultern nur irgend einer königlichen Sänfte unterbreiten dürfe.

19. Nicht weniger falsch ist dann die andere Behauptung, auf welche sich die Sterndeuterei stützt, um sich aufrecht zu erhalten, daß nämlich der Wille der Menschen sich meistens nach dem von den Sternen abhängigen Temperamente der Körper richte: daher könne man nach demselben in wahrscheinlicher Weise muthmaßen, was jene thun werden. Ja, wenn dieser Vermuthung nichts Anderes im Wege stünde. Denn, vor Allem, wie viel trägt nicht die gute oder schlechte Erziehung, die Einer bekömmt, zur Veränderung der Gemüthsart, der Neigungen, der Sitten bei? Darauf gründet sich hauptsächlich die Achtung, die alle Nationen dem Adel der Geburt stets gezollt haben: auf die hergebrachte günstige Meinung nämlich, die man zum Voraus davon hat, daß er immer mit einer edlern Erziehung verbunden sei, in Anbetracht der Stacheln, die ihm überdies noch die Thaten der Vorfahren an die Hüfte setzen, vermöge welcher sich ihm, wie einem edlen Renner, die Nothwendigkeit verdoppelt, mit größerer Entschlossenheit dem

1) L. 4. de judic. c. 3.

Gipfel des Ruhmes zuzueilen. Und bei einer solchen Erziehung (die von den Gesetzgebern als die mächtigste Grundlage des menschlichen Glückes betrachtet wird), was haben die Sterne für einen Antheil? Wenn wir nicht wahnwitzig reden wollen, gar keinen; da dieses nicht von irgend einer körperlichen Beschaffenheit abhängt, auf die allein sich die Einwirkung der Himmelskörper erstrecken kann.

Um so mehr, da eben dieser Erziehung große Vortheile und große Verschiedenheiten aus der Regierung der Fürsten erwachsen, wie aus den Strafen, aus den Belohnungen und Gesetzen, welche von jenen in Kraft und Uebung erhalten werden. Wollen wir glauben, daß die Sterne einen verschiedenen Einfluß hatten in Athen, in Sybaris, in Sparta, die in einer Entfernung liegen, welche in Bezug auf die Gestirne von gar keinem Betrachte ist? Und doch waren die Athenienser so geistreich, die Sybariten so weichlich, die Spartaner so tapfer. Die Verschiedenheit kam also nicht vom Himmel, sondern von der Regierung. Jener Jagdhund von guter Race, wenn er von klein auf gewöhnt worden wäre, eine todte Bärenhaut anzubellen, würde den Muth haben, es mit den lebendigen Thieren in ihren Höhlen aufzunehmen; weil er hingegen von einem faulen Küchenjungen gewöhnt wurde, immer beim Kamine zu liegen, so flüchtet er sich schon, wenn er sie nur von Ferne sieht.

20. Ebenso, wer weiß nicht, vielleicht zu seinem eigenen Schaden, wie das Leben in Gesellschaft schlechter Menschen höchst nachtheilig auf die Reinheit der Sitten wirke? Eine faule Citrone ist nicht so geeignet, die gesunde anzustecken, in deren Nähe sie liegt, wie ein schlechter Kamerad den guten. „Die Sitten werden von Denjenigen angenommen, mit denen man umgeht," sagte Seneka [1]: „und wie gewisse körperliche Krankheiten auf die Berührten übergehen, so überträgt auch der Geist seine Uebel auf die nächste Umgebung."

21. Ingleichen der innere Vorwurf des Gewissens — wie viel trägt er bei, uns wieder auf den guten Weg zu bringen! wie viel die Ermahnung eines treuen Freundes! wie viel das Streben

---

1) De Ira l. 3. c. 8.

nach einer einträglichen Stelle! Ist die Furcht, seine Kinder in's Elend zu stürzen, nicht hinreichend, auch ein zum Zorne sehr geneigtes Gemüth von mehr als einer Rachethat zurückzuhalten? Wie viele Unordnungen in den Häusern verhütet eine weise Frau mit dem Ansehen, das ihr ihr Benehmen gibt! wie Viele hält die Würde ihres Standes in Schranken! wie Viele hält das Gerede ihrer Leute zurück! Und mit alle dem — was haben je die Sterne zu schaffen?

Im Gegentheile, viel weniger, als alles das vermögen sie; so daß kein Weiser sich jemals in seinen Geschäften lieber ihres Rathes bedient, und sich beifallen läßt, daß sie ihn besser führen. Bei Heirathen, bei Tauschhändeln, bei Käufen, bei Rechtsstreiten, die man unternehmen will, was thut man? Man erwägt die Gründe, und Niemand, nicht einmal der Astrologe, geht bei der Nacht, um darüber die erschienenen Planeten zu befragen.

22. Wenn man daher auch aus den Sternen das Temperament eines Menschen wohl zu erkennen vermöchte (das man jedoch nie zu erkennen vermag), so wäre es doch sehr vermessen, aus dem Temperamente auf die Neigungen, die er haben soll, schließen zu wollen, und aus den Neigungen dann die Handlungen, die er vollbringen mag, errathen zu wollen. Es wäre dies noch viel vermessener, als wenn Jemand in den Saal des Apelles treten und die Figuren errathen wollte, die er auf die Leinwand malen würde, welche er dort aufgespannt hat. Denn am Ende würden weder Apelles, noch Protogenes, noch Parrhasius, noch Rafael, auch wenn sie sich mit einander verabredet hätten, ihre Farben auf eine so verschiedene Weise zu rühren und zu mischen vermögen, daß nicht immer noch viel verschiedenartiger die Zusammenstellung sei, welche der freie menschliche Wille mit seinen Gedanken in den Entschlüssen machen kann, mit denen er sich befassen will.

23. Die Astrologen werden erwiedern, daß sie nicht das vorhersagen, was unbedingt von dem Willen der Sterblichen geschehen werde, sondern das, was geschehen würde, wenn die von den Gestirnen dem Temperamente des Körpers eingeprägten Neigungen nicht gestört wären. Eine sehr schöne Ausflucht! Allein wenn dem so ist, dann sagen sie also etwas voraus, was sie nicht wissen, und nicht wissen können, ob es jemals geschehen werde. Denn

diese Neigungen werden von den obenerwähnten, unerdenklich verschiedenen Ursachen immer verändert werden; und um sie nie verändert zu treffen, müßte man einen Menschen finden, der entweder außer der Welt lebte, oder nie in die Welt käme. Und wenn, nach dem Ausspruche des englischen Lehrers [1]), jene rein zufälligen Wahrheiten, die nur selten vorkommen, nie ein Mensch wissen kann, bevor sie eintreffen, so wird man auch gestehen müssen, daß die Astrologie keine Wissenschaft, sondern ein leeres Geschwätz sei.

24. Denn ohne Zweifel müßten, um die Neigungen der Menschen zu ergründen, die Regeln der Physiognomik, die sich auf das von der Natur im menschlichen Körper schon ausgebildete Temperament gründet, viel mehr geeignet sein, als diejenigen, welche uns die Astrologie bietet, die sich auf das erst auszubildende Temperament gründet [2]). Der Hundshändler erkennt aus dem Aussehen den verwegenen Hund; der Pferdehändler erkennt aus dem Aussehen das stolze Roß. So kann auch der Physiognom aus dem Aussehen erkennen, ob der Mensch muthig oder furchtsam, schamhaft oder unverschämt, demüthig oder stolz, gescheidt oder dumm sei; denn da alle Thiere, die solchen Neigungen unterworfen sind, in jenen Zeichen zusammentreffen, und keines von den andern, die denselben nicht unterworfen sind, darin zusammentrifft, so folgert er daraus mit Recht, daß es Zeichen seien, die jene Neigungen auch an den Menschen anzeigen können, da diese ja ebenfalls Thiere sind, obwohl durch die Vernunft höher gestellt, als die andern. Und doch kann man, wie Aristoteles sagt [3]), aus jenen Zeichen von Muth oder Furchtsamkeit, von Schamhaftigkeit oder Unverschämtheit, von Demuth oder Stolz, von Gescheidtheit oder Dummheit, ja selbst aus den durch diese Zeichen schon erwiesenen Neigungen nie wissen, ob Einer Soldat, ob Arzt, ob Architekt, und um noch das hinzuzufügen, ob Einer Prälat der heiligen Kirche sei. Wie kann man also aus den Zeichen jener Neigungen, ja sogar aus jenen Neigungen selbst schließen, was Jemand sein werde? Und der Hauptgrund, warum man das nicht kann, ist,

1) 1. p. q. 17. a. 3.

2) Arist. Prior. l. 2., c. ult. Physonom. c. 1. etc.

3) Physonom. c. 2. n. 11.

weil, um z. B. Prälat der heiligen Kirche zu sein, die natürliche Neigung zum Studium, zur Frömmigkeit, zur Klugheit, zur Rechtschaffenheit nicht hinreicht; es wird noch überdies Jemand erfordert, der dich gehörig unterrichte, der dich empfehle, der dich befördere, der aus tausend Mitbewerbern, die nicht weniger würdig sind als du, dich wähle. Und das Alles sollte man aus der Neigung folgern können, die in dir vorherrscht?

25. Ganz richtig sagte Aristoteles [1]), das günstige sowohl als widrige Schicksal sei jedem Menschen unbekannt, weil die getrennten und unzusammenhängenden Wirkungen, auf die es sich ausdehnen kann, endlos sind; und das Unendliche, eben weil unendlich, in keinem endlichen Verstande wohnt. Und doch ist es das günstige sowohl als widrige Schicksal, das die Astrologen in ihren Köpfen auf die Folter spannen wollen, damit es ihnen Alles gestehe, was es thun werde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Astrologie kann sich auch nicht auf die Erfahrung gründen.

1. Die listigsten Thiere pflegen ihren Höhlen zwei Oeffnungen zu machen, weßhalb, wenn nicht beide zugleich von den Jägern verstopft werden, jede Jagd vergeblich wird. Nachdem wir nun der Astrologie eine Thüre von ihrer Höhle verschlossen haben, den Vernunftgrund nämlich, auf den sie sich mit Unrecht prahlend berufen, so müssen wir ihnen sogleich auch die andere verschließen, welche die Erfahrung bildet: um so mehr, da die hinterlistige aus dieser, wenn es darauf ankömmt, weit eher zu entkommen hofft.

I.

2. Es ist unbezweifelt, daß man was immer für eine Erfahrung nur durch die Folgerung aus mehrern besonderen sich ähnlichen

---

1) L. 2. Phys. c. 7. text. 53.

Fällen erlangt, welche die allgemeine Regel, die Mutter der Wissenschaften, geben; und die Ziehung dieser Folgerung erheischt, wie Aristoteles lehrt [1]), eine geraume Zeit: weßhalb die jungen Leute auch wenig Erfahrung haben. Es sollen daher die Astrologen sagen, welches denn ihre lange Erfahrung sei? Um die Fabeln bei Seite zu lassen, führt Ptolomäus die ersten Versuche einer solchen Wissenschaft auf die Chaldäer zurück, die vor Alters gewöhnlich unter freiem Himmel lebten, um auch die kleinsten Bewegungen der Himmelskörper zu beobachten. Allein die Chaldäer beobachteten nichts weiter als die Bewegungen der Sonne und des Mondes, und schenkten den übrigen Planeten wenig Aufmerksamkeit, wie man aus Hypparchus entnimmt, der für sich alle ihre Vorräthe ausbeutete [2]). Aber auch diese Beobachtungen wurden von den Chaldäern (wie es bei allen Anfängen der Wissenschaften der Fall ist) mit wenig Genauigkeit gemacht, sowohl weil sie noch keine andere als grobe und schlecht gemachte Instrumente hatten, als auch weil sie dieselben zu den Bemessungen übel anwendeten [3]): deßhalb mußten in ihnen unendlich viele Fehler nicht nur von Ptolomäus, sondern auch von den nachfolgenden Astronomen verbessert werden, die sich durch lange Zeit an den von ihm später mit größerer Genauigkeit verfaßten Tafeln festhielten, um nicht unterzusinken.

3. Jedoch reichten auch diese nicht hin, sie vor einem gänzlichen Schiffbruche zu verwahren, da bis zum letztverflossenen Jahrhunderte alle, ohne Unterschied, mit der Voraussetzung, daß die Himmelskreise concentrisch seien, sich an ein System hielten, das nunmehr augenscheinlich widerlegt und als falsch erwiesen ist.

4. Dazu kömmt noch, daß unser Zeitalter, das mittelst des Fernrohres den Blick bis zu den höchsten Sphären trägt, so zu sagen einen neuen Himmel innerhalb des alten Himmels entdeckt hat. Es wurden Sterne ohne Zahl, besonders in der Milchstraße, entdeckt (die wegen der großen Menge Sterne, die sie in sich faßt, nothwendig eine Constellation bilden muß, die wirksamer ist, als jede andere); es wurden in den Planeten selbst neue Erscheinungen,

1) Metaph. l. 1. c. 1.; Eth. l. 6. c. 8.

2) V. Gassend. t. 1. l. 6. c. 1.

3) V. Sext. Empir. l. 1. in Mathemat. c. 21.

es wurden neue Planeten und neue, noch nie bemerkte Bahnen entdeckt, welche die guten und schlimmen Einflüsse der obengenannten Planeten gewiß weit mehr zu verändern im Stande sind, als der bloße Ort, der allein von den Astrologen bei ihren Berechnungen beachtet, oder vielmehr in einem falschen Thierkreise erdichtet wird, falsch — weil ein Thierkreis außer dem gestirnten Himmel gedacht wird; es wurden vorzüglich in der Sonne sehr große Flecken entdeckt, wodurch, wenn auch die Beobachtungen der Alten genau wären, dieselben doch unendlich viel an Ansehen verlieren würden. Denn da jene Sonnenflecken wie unermeßliche Nebel sind, von denen mancher für so groß gehalten wird, wie ganz Europa [1]), so kann man gar nicht sagen, wie sehr sie die Kraft jenes feurigen Körpers, gegen den sie stehen, schwächen, und somit alle sublunarischen Wirkungen bedeutend verändern; so daß in jenen Jahren, wo solche Nebel entweder in größerer Ausdehnung, oder in mehr anhaltender Dauer erschienen, unsere Welt, die gleichsam im Schatten jener großen Vorhänge stand, sich eines mildern Sommers erfreute: sowie hingegen damals, als man nach den erschienenen bedeutenden Kometen längere Zeit an der Sonne keine solchen Flecken mehr sah, die Sommermonate heißer waren, und die Witterung trockener.

Nun beobachteten anfangs die Astrologen nichts von alle dem, und machen auch heutzutage keine Erwähnung davon, wie sie sollten, nachdem Galilei, der erste Entdecker, nicht eines unbekannten Landes, sondern eines Himmels, uns davon Nachricht gegeben. Was sind daher das für Erfahrungen, von denen sie reden? Zuerst muß man mit Gewißheit den genauen Stand der Himmelskörper bestimmen, und dann erst kann man darauf vernünftige Folgerungen bauen.

5. Das Schönste aber ist, daß am Himmelssysteme der Chaldäer alle Astrologen sehr bedeutende Irrthümer bemerken, und doch zugleich erklären, daß sie in ihren Regeln von demselben nicht abgehen wollen. So macht es selbst Ptolomäus [2]). Und Cardano, welcher sich brüstet, die Astrologie aus ihren Ruinen mit größerem

---

1) Blancan. in Sphaera l. 10. c. 21.

2) Alex. de Angel. l. 4. in astrol. c. 4.

Ruhme wieder erhoben zu haben, als Fontana durch die Aufstellung des schönen Obelisken auf dem Vatikan sich erwarb, erkennt Ptolomäus als den ersten Astrologen an; und doch legt er ihm nicht nur sehr bedeutende Irrthümer über die Bewegungen der zwei wirksamsten Planeten, der Sonne und des Mondes, zur Last; sondern von den vier gröbsten Fehlern in seiner Kunst, welches da sind: falsche Annahme, falsche Berechnung, falsche Beobachtung, falsche Zeiteintheilung [1]), erklärt er ihn unumwunden der zwei letzteren schuldig: als ob die zwei letzteren nicht auch die zwei ersteren nothwendig nach sich zögen. Dieselbe Ehre thut er dem Julius Firmicus an, indem er ihn einen unverschämten und dummen Menschen schilt: dieselbe thut er an dem Albumasar, dem Albubater, dem Bonato, obgleich sie die größten Meister waren: während hinwieder Diejenigen, die dann auf Cardano folgten, ihm vorwerfen, er habe, als ein anmaßender Mensch, auch in den ersten Grundsätzen sich gröblich geirrt. So lese man ferner den Bellanzo, den Pigius, den Pontanus, den Nifus, den Gaurich, den Giuntino, den Vossius, oder was immer für einen Andern, und man wird nicht einen Astrologen finden, der den andern nicht als unwissend, als bestechlich, als eitel, als nachlässig verdammte [2]). Wo ist daher die Erfahrung einer so großen Kunst, wenn es in ihr, seit ihrer Entstehung, noch keinen Meister gegeben hat, dem man mit Sicherheit folgen könnte?

6. Wenn man doch wenigstens jene einigermassen stichhaltigen Versuche, die man in früheren Zeiten gemacht hat, auch für die gegenwärtige Zeit anwenden könnte! Allein das kann man nicht. Denn da die Fixsterne mit ihrer eigenen Bewegung von Westen nach Osten im Verlaufe von zweiundsiebzig Jahren und vier Monaten einen Grad vorwärts rücken, so folgt daraus, daß sie heutzutage am Himmel eine ganz andere Stelle einnehmen, als sie zur Zeit der ersten Beobachter ihres Laufes einnahmen [3]): so daß der erste Stern am rechten Horne des Widders, der vor zweitausend Jahren im ersten Grade dieses Sternbildes stand, jetzt im neunundzwanzigsten steht: und dasselbe findet auch bei mehrern andern

---

1) Sect. 1. aph. 71. 2) Alex. de Angel. l. 4. c. 2.
3) Ricciol. Almag. l. 1. c. 14.

statt [1]). Wenn daher die Stellung verändert ist, worauf die Sterndeuter ein so großes Gewicht legen, so werden sich auch die Abweichungen und die Meridianhöhen, und folglich auch die Einflüsse ändern; was deutlich an der Sonne erhellt, die im Sommer ganz andere Wirkungen hervorbringt, als im Winter, und zwar wegen der bloßen Verschiedenheit der Stellung, die sie am Himmel einnimmt. Da also der achte Himmel noch nicht in dieselbe Stellung zurückgekehrt ist, die er zur Zeit seiner ersten Beobachter hatte; und auch in dieselbe vor wenigstens achtundzwanzigtausend Jahren (wie man rechnet) nicht zurückkehren kann; so wird jeder Versuch, den man von den Astrologen der neuern Zeit anführen möchte, ein einzelner Versuch sein, und deßhalb vor dem Richterstuhle der Weisheit keinen größern Glauben verdienen, als vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit die Zeugschaft eines Einzigen verdient: „Ein Zeuge, kein Zeuge."

Und somit wird endlich Jedermann, den Schluß machend, einsehen, daß die Astrologen bisher aus mehreren ähnlichen Versuchen keine allgemeine Regel haben ziehen können, an die sie sich bei der Beobachtung ihrer Nativität halten könnten. Und wenn sie keine allgemeine Regel haben, wie können sie ihr Handwerk eine Wissenschaft nennen? Das ist höchstens ein bloßes Spiel des Zufalls, aber nichts auf nothwendige Schlußfolgerung Gebautes; da es bisher zum Führer nicht die Erfahrung, sondern nur den Zufall haben konnte: „Die Erfahrung bildet die Wissenschaft, die Erfahrungslosigkeit den Zufall."

II.

7. Und wenn die Astrologie bisher nicht die Erfahrung für sich haben konnte, wird sie vielleicht von nun an dieselbe gewinnen können? Auch das wird sie nicht können; und dies ist eben das Schlimmste. Wenn daher der Astrolog nicht nach seinem eigenen Schatten jagen will, der, je mehr er ihn verfolgt, desto mehr vor ihm flieht, so ist es rathsamer, daß er von dem Unternehmen abstehe.

8. Die Bewegungen des Merkur und des Mars (die auf

1) Alex. de Angel. l. 4. c. 21.

den Bühnen der Sterndeuter die ersten Rollen spielen, da von ihnen die wichtigsten Geschäfte des Friedens und des Krieges abhängen sollen) sind heutzutage noch Keinem recht bekannt, und können es auch nicht sein. Der Merkur entfernt sich so wenig von der Sonne, daß die tüchtigsten und ältesten Astronomen sich kaum werden rühmen können, denselben in ihrem Leben zweimal gesehen zu haben. Der Mars dann ist so sonderbar in seinem Laufe, daß ihn die Alten bisweilen gleichsam aus seinem Vaterlande, seinem Himmel nämlich, flüchtig glaubten [1]). So viel ist gewiß, daß Tycho (der, ein irdischer Geist, in Beobachtung der Sterne fast mit den himmlischen Geistern, welche die Lenker der Gestirne sind, zu wetteifern schien) behauptet, man könne mittelst der gewöhnlichen Tabellen die Verbindungen des Mars mit dem Saturn nicht genauer wissen, als unter der Gefahr, um die Zeit von drei oder vier Tagen sich zu irren [2]). Und doch geben die Astrologen nicht nur den Tag und die Stunde, sondern auch die Minute dieser Verbindung ganz genau an, um, wie derselbe Tycho Einem von ihnen vorwarf [3]), die Spitzen ihrer himmlischen Häuser recht gut darnach zu richten; und sind so anmaßend, den Himmel nach ihrem Belieben zu bilden, als ob sie nie Jemand darüber zur Verantwortung zu ziehen im Stande wäre.

9. Den nämlichen Schwierigkeiten begegnet man auch, wenn man den Gang der übrigen Planeten bestimmen will: daher kömmt auch die so große Verschiedenheit, die man selbst in den Tagebüchern der gelehrtesten Astronomen findet, daher kömmt das nicht pünktliche Zusammentreffen in der Vorhersagung der Finsternisse, worin ihre Tabellen oft um ganze Stunden von einander abweichen; und daher kömmt auch die immerwährende Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit den nie ganz richtigen Kalender zu verbessern [4]). Die Unbeständigkeit der Jahre hat unläugbar eine solche Nothwendigkeit mit sich

---

1) Ricciol. Almag. t. 1. In praefat. p. 14.

2) L. de nova stella.

3) Ibid. contr. Appianum.

4) Völlig räthselhaft klingt es, daß der übrigens so gelehrte, und einer so gelehrten Gesellschaft angehörige P. Segneri im Jahre 1690 die Richtigkeit des Gregorianischen Kalenders bezweifeln konnte, der doch schon im Jahre 1582 in Italien und Spanien, und 1583 in Deutschland und Frankreich eingeführt wurde. Anm. d. Uebers.

gebracht; aber die Unbeständigkeit der Jahre kömmt eben daher, daß man bisher noch nie genau den Punkt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zu bestimmen wußte, von dem das astronomische Jahr seinen Anfang nimmt. Wenn man daher nicht genau den Eintritt wissen kann, den die Sonne in ihre Zeichen macht, wie wird man jenen wissen können, den in ihre Zeichen die andern Planeten machen, die unbekannter sind als sie? Und wenn man diesen Eintritt nicht weiß, worauf werden die Astrologen die Erfahrungen ihrer stolzen Vorhersagungen stützen? Wird derjenige, der nicht genau weiß, wann der Uebergang der Planeten von einem zum andern Zeichen stattfand, bestimmen können, in welchem Grade, in welchem Theile, in welchem Punkte eines Zeichens die Planeten sich befinden?

10. Sie werden sagen, daß eine so genaue Kenntniß solcher Zeiten und solcher Uebergänge nicht nöthig sei, sondern daß eine annähernde Kenntniß davon genüge. Diese Antwort, die eine Stütze zur Aufrechthaltung des schon zusammenfallenden Gebäudes scheint, ist nichts desto weniger ein Mauerbrecher, um es noch vollends einstürzen zu machen. Und daß dies richtig sei, wird Folgendes beweisen:

11. Einer der stärksten Beweise, die Sterndeuterkunst um alles Ansehen zu bringen, ist das so verschiedene Ende, welches gewöhnlich zwei Zwillinge nehmen, die in ein und derselben Stunde geboren wurden. Dieses Beweises bediente sich Tullius [1]) mit dem Beispiele von Proklus und Euristhenes, dem Beherrscher der Lacedämonier, die eine gleiche Geburtsstunde, aber eine sehr ungleiche Lebensart, und einen sehr ungleichen Tod hatten: und noch scharfsinniger bediente sich desselben der große Augustinus [2]) mit dem Beispiele zweier Zwillinge, die auch verschiedenen Geschlechtes waren: und wovon Einer sich verehelichte und das väterliche Haus verließ, um in den Krieg zu ziehen; und die andere unverehelicht in ihrem väterlichen Hause zurückblieb. Wenn also das wahr wäre, was das erste Princip der Sterndeuter ist, daß nämlich im ersten Augenblicke, wo das Kind aus dem Mutterleibe kömmt, die Geburtssterne ihre Einflüsse demselben für die ganze Zukunft aufprägen, wie man

1) L. 4. de Div. 2) L. 5. de Civit. c. 6.

das Siegel in ein Wachs prägt; wenn, sage ich, das wahr wäre, so müßten die beiden Zwillinge, ohne Unterschied, bis zu ihrem Lebensende dasselbe Schicksal haben. Aber gewöhnlich findet gerade das Gegentheil statt: also muß das Princip falsch sein, auf welches die Sterndeuter ihre Vorhersagungen gründen.

12. Der Schild, den sie einem so starken Hiebe entgegensetzen, war der Gedanke, der dem Nigidius Figulus einfiel, ein Gedanke, der ihm wegen der Erfindung so lieb war, daß er davon sogar den Namen annahm [1]), wie Scipio von dem eroberten Afrika. Als Nigidius in die Werkstätte eines Töpfers kam, während derselbe eben das Rad sehr stark umtrieb, so bezeichnete er dasselbe zweimal ganz schnell nach einander mit schwarzer Farbe, die er in der Hand hatte; und nachdem er es anhalten gemacht, zeigte er den Umstehenden, daß jene zwei Zeichen, obwohl sie gleichsam in einem Nu aufgedrückt worden, doch wegen der schnellen Kreisung des Rades sehr weit von einander entfernt waren. „So geht es," sagte er, „bei den Kreisungen der Himmelskörper, die noch viel schneller vor sich gehen. Jene kurze Zeit, die zwischen die Geburt zweier Zwillinge eintritt (obgleich einer unmittelbar nach dem andern zur Welt kömmt), ist die Ursache der Verschiedenheit, die dann in ihrem Leben stattfindet."

13. Um nun zu sehen, wie unglücklich sich die Sterndeuter dieses Rades, wie eines Zauberrädchens, zu ihrer Vertheidigung bedienen, so sollen sie dem Philosophen Favorinus antworten, der bei Gellius [2]) sie auf folgende Weise frägt: Wenn ein so kurzer Zeitraum, wie jener ist, der zwischen die Geburt zweier Zwillinge eintritt, von so großem Belange ist, daß er hinreicht, dieselben unter ein so verschiedenes Schicksal zu stellen, wie ist es möglich, daß die Astrologen aus den Geburtssternen irgend eines Menschen jemals etwas von seinem künftigen Schicksale wissen, da sie nie mit voller Sicherheit die Stellung dieser Sterne im Augenblicke der Geburt wissen können, welche nie in so kurzer Zeit vor sich gehen kann, daß nicht in noch kürzerer dieselben schon viel weiter gelaufen wären, als das Rad des Töpfers? Und viel weniger noch können

1) Nämlich den Zunamen Figulus, der Töpfer.

2) L. 14. c. 1.

sie die Frage von besagter Geburt auf den Bericht hin entscheiden, den ihnen etwa die Aeltern, die Hebammen, die Aerzte oder irgend andere Leute geben, die bei der Geburt zugegen waren; und nie kann aller angewendeter Fleiß groß genug sein, um diesen verhängnißvollen Augenblick zu finden, ohne ihn zu verwechseln, besonders bei der so großen Abweichung der nie übereinstimmenden Uhren: und doch macht ein Augenblick, der für einen andern, obwohl unmittelbar vorhergehenden oder darauffolgenden genommen wird, einen so großen Unterschied!

So sehen denn die Astrologen nicht ein, daß Einer, der Luftschlösser baut, nicht blos Erfindungsgeist, sondern auch Gedächtniß braucht. Oben sagten sie, daß nach ihren Grundsätzen eine ganz genaue Kenntniß der Minuten und Bewegungen nicht nöthig sei, indem ihnen eine möglichst annähernde genüge; und jetzt sagen sie, daß die Verschiedenheit eines einzigen Augenblickes bei Zwillingen so entgegengesetzte und nicht blos verschiedene Wirkungen verursache. „Ein Lügner muß Gedächtniß haben." Wenn sie dieses Gedächtniß hätten, so würden sie es gewiß nicht wagen, aus der Geburtsstunde nicht blos den Kindern, sondern auch den Städten ihr Schicksal zu prophezeien. Oder sehen sie denn nicht ein, wie viele Jahre man braucht, sie zu erbauen? Und doch scheuen sie sich nicht, denselben ihre Geburtssterne anzugeben, wie es vor Alters Tarutius der Stadt Rom that, und wie es letzthin Cardano so vielen Städten Italiens (Venedig, Bologna, Mailand, Florenz) that, nachdem er schon ihren Geschmack und ihre Wünsche kennen gelernt, um sie desto sicherer zu errathen. „O wie groß ist die Gewalt des Irrthums," rief deßhalb Cicero voll Entrüstung aus[1]); „gehörte denn auch der Geburtstag der Stadt unter die Gewalt der Gestirne? Angenommen, daß etwas daran liege, unter welchen Himmelszeichen ein Kind auf die Welt komme: werden sie aber auch auf die Ziegel und auf den Kalk, woraus die Stadt gemacht wurde, einen Einfluß haben können?"

1) L. 2. de Div.

III.

14. Weiter, da ihre ganze Wissenschaft sich auf die Erfahrung gründet, so sollen sie sagen, von welcher Erfahrung sie sich bewogen finden, auf die Lebensweise und die Todesart aus dem alleinigen Augenblicke der Geburt zu schließen, da uns hingegen die Erfahrung zeigt, daß so Viele, die unter ganz verschiedenen Sternen in die Welt kamen, doch mit demselben Ende darausgehen? Ich will mich näher erklären. Gesetzt, es sterben heute zwei Menschen, der eine im Wasser, der andere vom Schwerte durchbohrt: wenn du die Astrologen befragst (die ebenso glücklich sind, das zu finden, was gewesen ist, als sie unglücklich sind, das zu sagen, was sein wird), so werden sie dir sogleich die Ursache ausfindig machen, woher es kam. Derjenige, der ertrank, sagen sie, kam unter dem Eimer des Wassermannes auf die Welt; und derjenige, der in der Schlacht verwundet starb, hatte zu seinem Geburtsstern den spitzigen Pfeil des Schützen [1]). Es verhebe das Lachen, wer kann, und frage weiter: gewiß ist, daß bei den Astrologen es sehr wenige Himmelszeichen gibt, die den Tod im Kriege, oder den Tod im Wasser bedeuten. Sollen wir nun glauben, daß im verflossenen Jahrhunderte, als die christliche Flotte die türkische unter Selim II. vernichtete [2]), und das Meer mit mahomedanischem Blute färbte, und weitum die Gestade mit Leichen füllte, sollen wir glauben, sage ich, daß alle jene Muselmänner, die durch's Schwert umkamen, bei ihrer Geburt von dem Pfeile des Schützen verwundet worden, und alle, die im Wasser ertranken, mit dem Eimer des Wassermannes über dem Kopfe zur Welt gekommen seien? Man kann dies niemals bejahen, denn es wäre eine Thorheit, bei so verschiedenen Geburtsstunden sich dies einbilden zu wollen. Also führen verschiedene Stellungen der Himmelszeichen in den Geburtsstunden doch zur nämlichen Todesart.

15. Um jedoch einen kleineren Betrug mit einem größeren zu vertheidigen, träumen sie sich gewisse allgemeine Revolutionen,

---

1) V. Milletto 3. Curs. Math. de Astr. prop. 9.

2) Am 7. Oktober 1571, bei Lepanto, unter Johann von Oesterreich. Anm. d. Uebers.

die mit Gewalt die einzelnen Geburtszeichen nach sich fortziehen, und ihnen den Lauf verkehren; wie es mit einem Schiffe, das im Hintertheile von günstigem Winde getrieben wird, ein plötzlicher und heftiger Sturm machen würde, der sich von der Seite erhebt. Und diese allgemeinen Revolutionen bringen, nach ihrer Aussage, so Viele mitsammen zum Untergange im Wasser, im Feuer, durch's Schwert und durch anderes unverschuldetes Unglück. Wenn aber die Gestirne weder Zeichen, noch Ursachen der freien oder zufälligen Ereignisse sind, wie wir gesehen haben, sondern höchstens auf das Temperament allein den Einfluß haben, daß sie der Gemüthsart, der Neigung eher diese als jene Richtung geben; mit welchen Hebeln kehren sie dann die Dinge in diesen allgemeinen Revolutionen so drunter und drüber? Wo prägten sich damals jene dem ottomannischen Namen so verderblichen Einflüsse ein? Im Meere, das schon sechstausend Jahre früher auf die Welt kam? in den Schiffen? in den Flinten? in den Lanzen? in den Schwertern? in den Pfeilen? in dem Kriegsvorrathe? Man sage doch worin?

Dann, wenn man auch einer so wunderlichen Antwort den nicht verdienten Reisepaß ertheilen möchte, so folgt daraus doch, daß die Astrologen in Beziehung auf das Leben und den Tod der Menschen nie etwas vorhersagen können; weil immer der Zweifel übrig bleibt, ob nicht unvermuthet einige Sterne so zusammentreffen, daß dadurch das in Gang gebrachte Gewebe der besonderen Schicksale, vor seiner Vollendung, bei der Gelegenheit irgend eines großen Risses abgeschnitten werde, der von solchen Revolutionen in die öffentlichen Schicksale gemacht wird. Es ist hier aber noch mehr zu beachten.

16. Denn: auf welche Erfahrung stützen sie sich, wenn sie die Wirkung der Gestirne eher von dem Augenblicke an bemessen wollen, da das Kind geboren wird, als von jenem, in dem es erzeugt wurde? Sowie die zweite Verdauung, nach dem gemeinen Sprichworte, die erste nicht verbessert; so können auch die bösartigen Einflüsse, die etwa die Leibesfrucht in der Empfängniß erfuhr, von den wohlthätigen der Geburt nicht mehr verbessert werden: wenn wir nicht etwa sagen wollen, daß sie, wann das Kind auf die Welt kömmt, die Leibesbeschaffenheit verändern; was ebenso viel wäre, als wenn wir sagten, daß das Gemälde beim Abnehmen von den

Rahmen, zwischen denen es gemacht wurde, in einem Nu sowohl das Colorit, als die Anordnung und die Zeichnung verändere, weil es zur Schau ausgestellt wird.

Sie antworten, daß der Körper des Kindes, wegen seiner großen Zartheit, sehr geeignet sei, die Eindrücke seiner äußern Umgebung, in die es zuerst kömmt, aufzunehmen, wie eine glühende Klinge, je nach der Verschiedenheit des Wassers, in das sie getaucht wird, auch eine verschiedene Härtung annimmt. Gut. Aber war er nicht ebenso zart im Schooße seiner Mutter? Und warum hatten damals die Sterne nicht ebenso große Kraft, auf denselben einzuwirken? Vielleicht weil er eingeschlossen war? Dann müßte man also bei der Geburt des Kindes bald die Fenster öffnen, und bald sie schließen, je nachdem die Gestirne eine glückliche oder mehr unglückliche Stellung hätten. Welche Albernheiten sind aber dies? Sehen wir nicht, daß ein Kranker, so sehr man ihn einschließe, oder ihn schütze, doch auch unter seinen doppelten Decken den Wechsel der Witterung, sowie das Abnehmen und Wachsen des Mondes und die Finsternisse sehr lebhaft empfindet? Wird daher die Frucht im Leibe der Mutter unzugänglich sein, als ob, um die himmlischen Einflüsse abzuhalten, ein so zarter Schutz von Fleisch stärker wäre, als der feste von Mauern und Decken, worin der Kranke liegt?

Man muß also vor Allem, wie ich sagte, den Augenblick der Empfängniß beachten. Doch wer wird ihn jemals wissen? Sie mögen entgegnen, daß sie ihn aus dem der Geburt ermitteln werden. Aber das werden sie den Unwissenden vorschwätzen, und nie einem Hippokrates sagen, welcher lehrt [1]), daß ein Weib in Betreff der Zeit ihrer Schwangerschaft sich sogar um einen Monat täuschen könne; ungerechnet die so vielen unerdenklichen Zufälle, welche die Entbindung um viele Tage beschleunigen oder verzögern können. So daß, wenn auch der Augenblick der Geburt sich genau bestimmen ließe (was man wegen der angeführten Gründe nicht kann), man nicht einmal aus diesem auf jenen der Empfängniß recht schließen könnte. Und wenn dieses der Fall ist, was wird man dann thun? Hier ist kein Ausweg. Alle Künste, welche die Sterndeuter anwenden, um ihre Aussprüche auf den Augenblick der

---

1) L. de natura puer.

Empfängniß zu gründen (zu dem, daß sie lächerlich sind, wie sie wirklich Pico von Mirandola noch aus andern Gründen weislich verlacht), sind daher auch schon darum einfältig, weil sie eine unbekannte Sache, wie es das künftige Schicksal des Menschen ist, mit Hilfe einer noch unbekannteren suchen, wie es dieser obenerwähnte Augenblick ist: Ignotum per ignotius; und weil sie somit, um uns Licht zu machen, sich einer ausgelöschten Fackel bedienen, welche die Finsterniß mit ihrem Rauche verdoppelt.

Deßhalb frage ich noch einmal, wo ist die so hochgepriesene Erfahrung? Alles, was uns die Astrologen von dem Leben eines Menschen voraussagen können, hängt, nach ihren wichtigsten Lehrsätzen, von der Kraft der Gestirne ab, welche diese in dem Augenblicke äußerten, da der Mensch empfangen wurde: weil ja, wie auch Ptolomäus bekennt [1]), die Geburtssterne die Leibesbeschaffenheit nicht ändern, sondern nur ausbilden. Nun war aber gerade dieser Augenblick dem sterblichen Auge stets verborgen, und wird es auch immer sein. Wer kann also auf denselben irgend eine Erfahrung stützen, die nicht fabelhaft sein soll?

17. Gehen wir weiter. Welche Erfahrung hat sie gelehrt, oder wird sie lehren können, den Sternen- und den Himmelszeichen eine Menge Wirkungen zuzuschreiben, die man offenbar der Sonne verdankt? Siehe davon ein klares Beispiel: Es schreiben diese die große Hitze des Augusts dem Zeichen des Löwen und dem mit diesem Zeichen verbundenen Sterne des Hundes zu. Und doch ist nichts weniger als dieses der Fall. Denn die nämliche Hitze, die wir fühlen, wann die Sonne im Löwen ist, fühlen die Gegenfüßler, wann die Sonne im Wassermanne steht, und unser August ist ihr Jänner, und unser Jänner ist ihr August: da zwischen ihnen und uns gänzlich die Mittagshöhe der Sonne wechselt, von welcher der Sommer kömmt. Wenn daher die Welt noch zehntausend Jahre steht, so wird der Stern des Hundes mitten im Jänner aufgehen. Wollen wir deßhalb glauben, daß dann der Jänner so heiß sein werde, wie jetzt der August in seinen Hundstagen ist, weil der Hund seiner Natur nach feurig ist? Und doch müßte es so kommen, wenn jene Eintheilung in feurige Zeichen und feuerstrahlende Sterne,

1) L. 3. c. 2.

welche die Astrologen machen, wahr wäre. Liegt es also nicht außer allem Zweifel, daß sie ganz ungerecht den Sternen, wie ein unterschobenes Kind, Das zuschreiben, was der Sonne gehört, und daß man sie geradezu auslachen müßte, wann sie, wegen der Verbindung der Planeten in diesen feurigen Zeichen, so schreckliche Feuersbrünste ankündigen?

18. Ueberdies, ist es etwa nicht wahr, daß diese Zeichen alle nur eingebildet sind? Und wie wird also ein bloßer Name Kraft haben, die sonderbarsten Dinge von der Welt zu bewirken? Und doch verhält es sich so. Die Sterndeuter theilen zuerst den Himmel in zwölf Theile ein, und geben diesen den Namen von Häusern, denen sie dann eine so große Kraft zuerkennen, daß ein guter Planet in einem schlechten Hause verderblich, und ein schlechter Planet in einem guten Hause wohlthätig wird; als ob jeder Planet wie ein Pfirsichbaum wäre, der, in Persien gepflanzt, Gift ist, und nach Italien überpflanzt, eine schmackhafte Speise gibt: **Posuit translata venenum.** Das erste Haus, das gegen Aufgang liegt, sagen sie, sei das Haus des Lebens, und weil man nach dem Leben nichts mehr liebt, als Reichthum, so geben sie das zweite dem Gewinne; und weil der Reichthum Freunde in Menge nach sich zieht, so geben sie das dritte den Freunden; und weil das vierte auf der vorzüglichsten Stelle, im sogenannten untersten Himmel ist, so geben sie das vierte den Aeltern, dem Erbgute, und Allem, was von der Erbschaft Glückliches kömmt; und weil um dieser willen gewöhnlich die Kinder im Wohlstande sind, so geben sie das fünfte den Kindern, indem sie es das Haus der glücklichen Zukunft heissen, welche dort die Venus verspricht; und weil sie im sechsten, das sie gegen Sonnenuntergang versetzen, den Mars erblicken, so geben sie das sechste dem Unglücke, indem sie es die Knechte und die Mägde, und die für die Hofschranzen so schrecklichen Fälle bedeuten lassen; und weil nach den ungleichen sehr wohl die gleichen folgen, so geben sie das siebente den Hochzeiten, worin man die Gleichheit anpreist; das achte, von einem bösartigen, unerwarteten Strahle begleitet, wird dem schon ganz nahen Tode eingeräumt; das neunte gehört der Frömmigkeit, weil jener Ort, wie sie sagen, dem höchsten Himmel am nächsten steht; das zehnte den Ehren, weil es in der Mitte steht; das elfte dem guten Geiste, weil dort Jupiter ist;

das zwölfte endlich dem Bösen, weil es ihnen so beliebt: was auch der wahre Grund von allem Uebrigen ist [1]).

Hast du, mein lieber Leser, jemals ein hübscheres Zigeunerlied gehört? Da braucht man wahrlich kein grobes Geschütz, wenn es sich handelt, solche Luftschlösser niederzubrechen. Doch frage zuerst die Astrologen, warum sie den Himmel gerade in zwölf und nicht in mehrere Häuser eintheilen: sie wissen dir keine Antwort zu geben, weil die Eintheilung ganz willkürlich ist. Die alten Wahrsager theilten ihn in sechzehn ein [2]). Was mich betrifft, möchte ich alle diese Häuser blos in zwei einzige Wohnungen umwandeln, und die eine davon der Unverschämtheit Derjenigen einräumen, welche diese Fabeln als tiefe Geheimnisse vortragen, die andere der Thorheit Derjenigen, die sie glauben.

19. Ueberdies weichen die Astrologen in dieser Eintheilung nicht nur von den alten Wahrsagern ab; sondern kommen nicht einmal unter sich recht überein: weil einige in der Zeichnung dieser Häuser der Bauart des Ptolomäus, andere jener der Araber, andere jener des Alchibitius, andere jener des Cardano, andere jener des Montereggio folgen [3]): woraus dann sich ergibt, daß, da ein jeder von ihnen einen verschiedenen Stab hat, um sie bei der Bestimmung ihrer Gränzen zu messen, jener Planet, der nach einer Ordnung im elften Hause wohnen, und gute Freunde bedeuten soll, nach der andern im zwölften Hause wohnen, und Gefängniß bedeuten wird.

20. Und dann, was sind diese himmlischen Häuser? Vielleicht verzauberte Schlösser? Es sind lauter ganz gleichartige Theile des Himmels, d. h. ein jeder ist ganz und rein von derselben Beschaffenheit wie die übrigen. Wie soll also das fünfte Haus für die Wohnung des Glückes gehalten werden, wo es nichts als Vergnügen, Gastmähler, Gesellschaften, Musik und Geschenke gibt; und das sechste, das daranstößt, und so zu sagen nur durch eine Mauer davon getrennt ist, nichts anderes als Traurigkeit, Krankheiten und Widerwärtigkeiten aufnehmen? „Idem, manens idem, semper

1) V. Millet. t. 10. 3. Curs. Math. prop. 4.; Astr. Alex. de Ang. l. 4. c. 16 et 19.

2) Tull. de Div. l. 2.

3) Ap. Ricciol. Almag. l. 1. c. 34.

facit idem.“ Wenn daher die Astrologen die Leichtgläubigkeit des Volkes nicht ganz unverschämt mißbrauchen wollen, so sollen sie beweisen, woher denn von einem einzigen und gleichförmigen Körper diese Verschiedenheit so entgegengesetzter Einflüsse kommen könne, daß es zur nämlichen Zeit auf den Einen Gift, und auf den Andern Ambrosia regnet.

21. Das Nämliche kann man von den Zeichen des Thierkreises sagen, welches bloße Namen und blos willkürliche Eintheilungen sind; und doch, wenn wir dem Geschwätze glauben wollen, sind dieses die ersten Minister bei der Regierung der irdischen Dinge, da man behauptet, daß die Wirkung der Gestirne von dem Zeichen, worin sich ein jeder Planet befindet, befördert, oder verhindert, oder bisweilen gar in die entgegengesetzte verwandelt werde. Es sollen uns daher diese Dolmetscher der himmlischen Dinge sagen, was dieser ob seiner Zeichen so geheimnißvolle Thierkreis sei? Er ist nichts anderes, als der oberste Himmel, getheilt, nicht von der Natur, die ihn ganz gleichförmig gemacht hat, sondern von der Astronomie, die ihn nur in Gedanken in so viele Abschnitte eingetheilt hat, um davon mit Ordnung reden zu können [1]). Warum schämen sich also die Sterndeuter nicht, so verschiedene Wirkungen diesem Theile der obern Welt beizumessen, welche in sich keine, auch nicht die geringste, Verschiedenheit hat, sondern nur in der Einbildung der Menschen verschieden ist? Diese Theile, die nicht einmal wirkliche Theile, wie die Glieder des Menschen, sondern ein von jeder Seite immer sich selbst gleiches Ganze sind, wie dies z. B. ein Krystall ist; diese, sage ich, soll man ganz von einander dadurch trennen können, daß man einige männliche, andere weibliche, einige tägliche, andere nächtliche, einige lichte, andere finstere, einige stehende, andere wandernde nennt? und diese nämlichen sollen über die Sitten der Menschen und ihre Geschicke eine so verschiedenartige Macht ausüben, daß man behaupten könne, was so unverschämt Cardano [2]) schreibt: „Wer im Widder geboren wird, hat einen gewaltsamen Tod zu befürchten; wer im Stiere, der wird vor Wollust erkranken; wer in den Zwillingen, der wird sich mit Erforschung der Geheimnisse plagen;

1) Alex. de Ang. l. 4. c. 21. 2) L. 2. de Revol. c. 11.

wer im Krebse, der wird sich gerne mit Staatsgeschäften abgeben?" Und wie lange noch wird wahnwitziges Zeug von frechen Menschen um den Preis von Orakelsprüchen verkauft, und von den Unsinnigen gekauft werden?

22. Eine ebenso große Vermessenheit legen die Betrüger in der Angabe der Wirkungen dieser eben genannten Sternbilder dadurch an den Tag, daß sie dem luftigen Werke ihrer lügenhaften Weissagungen die Fabeln der Dichter zu Grunde legen. Wehe dem Kinde, sagt Cardano, das zu seinen Geburtssternen zwei Planeten hat, die sich im Fische vereinigen; es wird stumm auf die Welt kommen: als ob die andern Sterne eine Stimme hätten, sich uns verständlich zu machen [1]). Warum behauptet er nicht, daß, wer im Krebse auf die Welt kömmt, zum Gehen acht Füße anstatt zwei bekommen würde, und vier, wer im Steinbocke und im Centauren geboren wird? Hüte dich, sagt anderswo der nämliche Schriftsteller, hüte dich, eine Medizin zu nehmen, wann der Mond im Stiere ist. Und warum? Höre, wie tiefsinnig! Weil der Magen sie nicht behalten würde: sondern wie der Stier, nachdem er gefressen, die Speise nochmal in das Maul bringt, und sie wiederkaut; so müßtest auch du den heilsamen Trank zu deinem größern Schaden wieder von dir geben. Doch sachte, denn der Stier bringt die Speise wieder in das Maul und nicht die Medizin. Also werde ich sagen, wann der Mond im Stiere ist, so hüte dich, Speise zu nehmen, weil du sie speien müßtest; ja nicht weniger hüte dich, eine zu nehmen, wann er im Widder ist, da auch der Widder ebenso wiederkaut, wie der Stier. Sehet, dies sind die Lehrsätze der Sterndeuter [2])! und nach diesen wirst du auch hören, die Aehre in der Hand der Jungfrau sei fruchtbar für die Ackerleute; die Leyer bringe tüchtige Musiker hervor; das Schiff des Argus führe uns Steuermänner vom Himmel herab; die Krone werfe Diademe auf das Haupt der Könige; der Skorpion fülle die unter ihm erbauten Häuser mit Skorpionen an, die man unmöglich vertilgen könne, und andere dergleichen Albernheiten, weßhalb man höchlich staunen muß, daß die Astrologen, wenn sie sich auf der Straße begegnen, nicht in helles Gelächter ausbrechen, wie

1) Alex. de Angel. l. 2. c. 10. 2) L. 4. c. 23.

Cato von den Wahrsagern zu sagen pflegte: **Sicut dixit Cato, mirari se, quod non rideret haruspex, haruspicem cum vidisset** [1]).

23. Ob all' dieser Dinge, und ob anderer, die aufzuzählen zu langweilig sind, ist es offenkundig, mit wie großem Unrechte die Astrologie sich mit der Medizin in Vergleich zu stellen anmaßt, indem auch sie sich eine auf Vermuthung gegründete Wissenschaft nennt. Verdient sie ja nicht einmal den Namen einer Wissenschaft, da sie aller Vernunft und aller Erfahrung entbehrt. Wenn sie eine Wissenschaft ist, so ist sie die Wissenschaft eines Betrügers, der für feines Gold das verkauft, was man nicht einmal für Flittergold verkaufen kann; oder besser gesagt, die Wissenschaft eines Beutelschneiders, der falsches Gold um ächtes verkauft, und so mit einer noch fälschern, aber einträglicheren Alchymie die Leichtgläubigen foppt [2]). Sie ist eine Sammlung von Fabeln und Narrheiten, die sich auf kindische Aehnlichkeiten von keinem Werthe gründet, da man wohl weiß, daß es am Himmel weder einen Stier, noch einen Löwen, noch einen Wolf, noch eine Jungfrau, noch einen Skorpion, noch Schützen, noch Fische gibt, sondern hellleuchtende Körper, die anders von den Arabern, anders von den Aegyptiern, anders von den Hebräern und anders von den Chinesen benannt werden [3]). Und wenn sie auch von den Griechen mit diesen Namen bezeichnet wurden (die höchst wahrscheinlich theils die Hirten, theils die Fischer erfanden, welche unter freiem Himmel zu leben pflegten), so kam dies von nichts Anderem her, als von ihrer bekannten dichterischen Freiheit, mit der sie sich herauszunehmen pflegten, nicht nur die Helden ihrer stolzen Nation, sondern sogar die Thiere, die ihrer Gestalt nach mit den Umrissen jener Sternbilder einige Aehnlichkeit hatten, bis zu den Sternen emporzuheben. Die Astrologen schwätzen jedoch darüber auf eine Weise, als ob jene Namen eine vollkommene Definition der Sache selbst wären, und sind noch in gröberem Irrthume befangen, als Derjenige, der

---

1) Tull. l. 2. de Divin.

2) Homines aeruscatores, et cibum quaestumque ex mendaciis captantes. Gell. l. 24. c. 1.

3) Montan. in Astrolog. devict. p. 38.

den alten Pyramiden Aegyptens die Kraft zugemuthet hätte, das ganze Land in Brand zu stecken, weil sie nicht blos den Namen, sondern auch die Gestalt vom Feuer hatten [1]).

24. Uebrigens, wenn man den Planeten doch irgend eine wirkliche Kraft, das Temperament zu bilden, zugestehen will, welche Erfahrung hat die Astrologen bewogen oder wird sie jemals bewegen können, etwas Unmögliches zu glauben: nämlich, daß eine natürliche Wirkungskraft von der Ferne mehr als von der Nähe die andere zu unterstützen im Stande sei (wie wenn ein Feuer Denjenigen, der weit vom Kamine steht, mehr erwärmen sollte, als Denjenigen, der nahe dabei steht), oder auch mehr von der Ferne als von der Nähe ihm widerstehen könne, wie wenn der Schildfisch [2]), noch viele Meilen weit vom Schiffe entfernt, es mehr anhalten würde, als wenn er an seinen Seiten sich anhängt? Und doch behaupten sie das unverholen, indem sie sagen, daß die Einflüsse eines Planeten durch die Einflüsse eines andern weder stärker noch schwächer werden, wann beide in einem und demselben Zeichen stehen, sondern nur, wann sie, schon durch unermeßliche Himmelsräume getrennt, sich einander gerade, oder schief gegenüber stehen [3]): so daß die Sterne nur in vier Stellungen einander helfen, oder einander im Wirken stören, außer diesen seien sie blind, um einander zu sehen, und taub, um einander zu verstehen.

25. Dasselbe kann man von der Behauptung sagen, daß ein Planet in seinen Einflüssen von einem Extreme zum andern übergehe, ohne einen Mittelweg zu beobachten. Ist das der Natur nicht ganz und gar unmöglich? Und doch hegen sie von Jupiter, wenn er im letzten Grade, in der letzten Minute und in der letzten Secunde im Zeichen der Zwillinge steht, die Meinung, daß er sich in einem feindlichen Zeichen befinde, und daß er, so zu sagen, von der schlechten Gesellschaft jener zwei boshaften Zwillinge fünf Grade reiner Bosheit annehme: bei alle dem aber wird Jupiter in der ersten darauffolgenden Secunde, wo er in den ersten Grad des

---

1) Nämlich vom griechischen πῦρ, Feuer.

2) Ein Fisch, von welchem die Alten glaubten, daß er die Schiffe anzuhalten vermöge. Anm. d. Ueb.

3) Alex. de Angel. l. 4. c. 30.

Krebses hinüber tritt, sobald er, nicht mehr in Trauer, sondern zur Freude gekleidet, den Fuß über jene glückliche Schwelle gesetzt hat, — ganz wohlthätig, und schaut mit vier Graden verschwenderischer Freigebigkeit auf jedes neugeborne Kind herab. Und heißt das nicht die Sache noch weiter treiben, als wenn man uns glauben machen wollte, daß die Erde heute des Tages ganz unfruchtbar, ganz ausgedorrt sei, wie sie im frostigen Winter ist, heute Abends aber ganz schmuck und fröhlich sei, wie sie im Frühlinge ist?

Wer kann solche Dinge hören, ohne Mitleid zu fühlen mit den Leuten, die daran glauben? Und doch lassen die einfältigen sich weiß machen, daß die Verbindungen, die Gegensätze, der gesechste Schein, die Vierecke, der gedritte Schein, die Dreiecke u. s. w. — daß nämlich nichts anderes, als der bloße Verhältnißstand der Zeichen in einer sechsseitigen Figur, z. B. besser, als in einer vierseitigen (obgleich dieser Verhältnißstand in der Natur sonst nirgendswo weder etwas Gutes noch etwas Schlimmes wirkt), allein in diesen sieben leuchtenden Körpern die Kraft habe, daß er bald lauter Glück den Menschen in den Schooß schütte, und bald bei jedem Schritte einen Abgrund unter ihren Füßen öffne, oder einen Galgen aufrichte; um so mehr, da man bei den Linien wohl einsieht, wie sie ein Viereck, d. i. eine Figur von vier Winkeln, oder ein Sechseck, d. i. eine Figur von sechs Winkeln bilden; aber bei Körpern, die unendliche Mal viel größer sind, als die Erde, — wer kann da diese, so zu sagen, untheilbaren Punkte sich recht denken, in welche jene so gewaltig wirksamen Winkel auslaufen?

26. Wenn sie doch wenigstens behaupten wollten, daß zu so erstaunlichen Wirkungen, die von jenen Punkten hervorgebracht werden, sehr viele Zeit erforderlich sei! Aber nein: Alles wird in einem Augenblicke bewirkt; da bei dem sehr schnellen Umlaufe der Himmelskörper jene Figuren in einem Nu verschwinden. Und doch dauert das, was in einem Augenblicke gewirkt wurde, nach ihrer Behauptung, das ganze Leben hindurch, als ob die Menschen von den Sternen eine Marke bekämen, wie die jungen Pferde, die dann dieses Zeichen wider ihren Willen auch in ihrem höchsten Alter noch tragen.

27. Oder wenn sie uns doch allerwenigstens glauben ließen,

daß die Planeten einen größern Einfluß auszuüben vermögen, wann sie über dem Horizonte, als wann sie unter demselben stehen. Doch nicht einmal dazu verstehen sich jene Lehrsätze, die Alles den bloßen Stellungen zuschreiben. Aber, o guter Gott! vermag denn nicht offenbar die Sonne über unsere Welt tausendmal mehr, als alle andern Planeten vermögen? Und nichts desto weniger merken wir doch Alle, daß, wenn sie bei Tage über dem Horizonte steht, sie uns ganz anders erwärmt, als wenn sie während der Nacht unter demselben steht. Welche Erfahrung zeigt ihnen also, daß Merkurius, der zu beobachten so schwer ist, und zum Wirken so wenig Kraft hat, auf die Frucht im Mutterleibe, wann er unter dem Horizonte ist, den nämlichen Einfluß habe, als wann er über demselben steht? Ein leichtes Wölkchen bricht die Strahlen der Sonne, und die ganze, so dichte und feste Masse des Erdkörpers sollte einem Stern die Kraft nicht brechen, und dieselbe nicht schwächen können. Das heißt man doch die Sache schlechter machen, als die Romanendichter, die, wenn sie uns nicht wahre, doch wenigstens wahrscheinliche Sachen erzählen.

Ganz billig macht daher Sixtus von Emmingen, der berühmteste Astronom seiner Zeit, der, wie er selbst gesteht, in seiner Jugend sich mit allem Fleiße auf die Astrologie verlegt hatte, am Ende folgenden Schluß: „Als ich, durch lange Uebung und Erfahrung belehrt, die Sache ganz durchschaut hatte, so überzeugte ich mich, daß die Wissenschaft der Astrologie, für die ich, bevor ich sie kannte, sehr eingenommen war, unmöglich, falsch, keines Glaubens würdig, und eitel sei: weil die Sterndeuter keine Vernunftgründe haben, und bekennen, daß sich ihre Wissenschaft blos auf Erfahrung stütze. Wir haben aber schon gezeigt, daß auch die Erfahrung wider dieselbe spreche: Es bleibt also nichts mehr übrig, als daß alle Bücher der Schriftsteller, alle Classen der Menschen, alle Sprachen der Nationen die Nichtigkeit der Astrologie aussprechen" [1]).

1) Sixt. ab Hem. in Gen. Caroli V. ap. Alex. de Angel. l. 5. c. 16. in fine.

IV.

28. Es ist also durchaus wahr, wenn der heilige Ambrosius [1]) sagt, daß die ganze Weisheit der Sterndeuter darin bestehe, daß sie ein großes Spinnennetz ausspannen, das wohl sicher jede Mücke zu fangen im Stande ist, sich aber nicht rühmen kann, bisher jemals einen Adler aufgehalten zu haben. Was will ich damit sagen? Schwache Köpfe lassen sich leicht von einer so eiteln Wissenschaft einnehmen und bethören. Welcher Denker aber legte jemals einen Werth auf sie? Sokrates nannte sie eine freventliche Wissenschaft, Pythagoras und Plato, welche die Astronomie so fleißig studirten, hielten gar nichts auf die Astrologie. Aristoteles, der mit seinem erstaunlich durchdringenden Verstande allen, auch den verborgensten Dingen auf den Grund zu kommen suchte, kümmerte sich um sie so wenig, daß er sie in keinem seiner Bücher auch nur einer Erwähnung werth hielt [2]). Cicero [3]), der so tiefsinnige Denker, verlachte sie, sowie jene großen Männer thaten, die er deßhalb lobte, weil sie, wenn gleich in der Sternkunde sehr bewandert, mit der Astrologie ihr Gespött trieben. Was Hippokrates, Galenus, Avicenna, Porphyrius, Plotinus, Theophrastus, die gelehrtesten Männer ihrer Zeit betrifft, so ist es gewiß, daß sie Alle dieselbe verachteten, sowie es denn auch die neuern Astronomen, von der Zeit mit größerer Kenntniß bereichert, einstimmig gethan haben [4]). Gewiß kann unter diesen Tycho allein für Viele gelten. Und doch, nach allen Versuchen, verachtete auch er die Astrologie als ein unsinniges Ding, und die Astrologen als unsinnige Schwätzer [5]). Und Ptolomäus, der einzige unter den großen Männern, der sie betrieb, betrieb sie nicht aus Achtung, die er etwa davor gehabt hätte, da an mehreren Stellen [6]) auch er sie beinahe gänzlich verwirft: er betrieb sie nur aus Noth; denn nachdem er den kleinen Gewinn gesehen, welcher ihm aus der Astronomie erwuchs, worin er sehr bewandert

1) L. 4. in hexam. c. 4.
2) Ap. Euseb. l. 14. de praeparat. Evang. c. 4.
3) L. 2. de Divin.
4) Perer. in Gen. l. 2.
5) Gassenda in vita l. 6.
6) L. 1. de judic. c. 2; Centiloq. sent. 1 et 5; Quadripart. l. 2.

war, so verlegte er sich auf die Astrologie, indem er, wie Kepler sagt, wollte, daß eine thörichte Tochter, wie die Astrologie ist, eine weise Mutter, die Astronomie nämlich, ernähre, eine Mutter, von welcher die Sterndeutung zwar als ein rechtmäßiges Kind geboren worden, das aber später ausartete, indem sie nach und nach von der natürlichen in die wahrsagende Astrologie umschlug.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Widerlegung noch mehrerer Gründe, welche die Sterndeuter zur Vertheidigung ihrer Wissenschaft vorbringen.

1. Einem berüchtigten Falschmünzer, den man auf der That mit der von ihm, zum allgemeinen Schaden, verfälschten Münze in der Hand ertappt, würde man gar nicht Unrecht thun, wenn man ihm die Vertheidigung versagte. Das ist aber gerade die Lage der Sterndeuterei, nach dem Processe, den wir ihr bisher von so vielen Seiten her gemacht haben. Sowie jedoch die Betreiber derselben über andere Lügner den Vortheil haben, daß, während man Andern, um einer Lüge willen, die sie sagten, später keine Wahrheit mehr glaubt, man ihnen um einer Wahrheit willen dann unzählige Lügen glaubt; so wähnen sie auch vor andern Angeklagten dieses Vorrecht zu haben, daß man sie ohne Unterlaß anhören müsse: sonst erklären sie sogleich das Urtheil für nichtig. Um also dem Streite ein Ende zu machen, so wollen auch wir sie, wenn nicht aus Gerechtigkeit, wenigstens aus Höflichkeit anhören. Und da sie auf dem Wege der Vernunftgründe uns zu ihren Gunsten nichts mehr vorbringen können, was nicht schon klar widerlegt wäre, so wollen wir ihnen gestatten, auf dem Wege der Thatsachen zu gehen, und es uns nicht verdrießen lassen, wenn sie uns eine stolze Aufzählung von verschiedenen, sehr merkwürdigen Voraussagungen vortragen, die von ihnen gemacht worden, und denn doch, sowohl in unseren als in früheren Zeiten in Erfüllung gegangen seien.

I.

2. Nun läugnen wir nicht, daß bisweilen auch sie Etwas errathen. Wir läugnen nur, daß sie Etwas mittelst ihrer Wissenschaft errathen, da ihre Regeln offenbar sowohl die Vernunft, als die Erfahrung, als auch die Autorität aller großen Männer, die je auf der Welt waren, gegen sich haben. Auch die alten Zeichendeuter in Rom, auch die, welche aus dem Fluge der Vögel, aus den Eingeweiden der Thiere, aus dem Donnern des Himmels, sowie noch aus verschiedenen andern Dingen den glücklichen oder unglücklichen Ausgang irgend einer Unternehmung vorhersagten, erriethen von Zeit zu Zeit Etwas; sonst wären sie, wenn sie immer gelogen hätten, nie zu so großem Ansehen gelangt. Werden wir aber deßhalb sagen, daß ihre Wahrsagungen von der Kunst herkamen, die Zukunft vorauszusehen, und nicht aus einem abergläubischen Wahne, den sie, wie sie vorgaben, aus dem entnahmen, was dem Einen seine Zeichen, dem Andern die Eingeweide der Thiere, dem Andern die Luft, dem Andern das Qualmen des Rauches sagten, der bald gerade, bald krumm, bald dicht, bald zertheilt in die Höhe stieg?

Gewiß kann ein Blinder nie das Ziel sehen. Und doch kann auch der Blinde so oft schießen, bis er es endlich trifft. „Wer ist Derjenige, der, wenn er den ganzen Tag schießt, nie das Ziel trifft?“ sagte Cicero [1]), wo er von den Astrologen seiner Zeit sprach. Die nämliche Bemerkung machte später in noch schönerer Weise Seneka über die Sterndeuter seiner Zeit, als er sagte, sie hätten den wahren Weg, den Tod des Kaisers Claudius zu errathen, damit gefunden, daß sie ihm denselben zuerst jedes Jahr, dann jeden Monat voraussagten, bis er sich endlich ereignete [2]). Wenn die Geschichtschreiber, die es uns getreu berichtet haben, wann die Wahrsagungen der Sterndeuter eintrafen, uns eben so getreu erzählt hätten, wie oft dieselben fehl gingen, so

1) De Div.

2) In ludo sup. mortem Cl. Caesar. »Patere mathematicos aliquando verum dicere, qui Claudium, postquam princeps factus est, omnibus annis, omnibus mensibus afferunt.«

würden wir finden, daß sie, bevor sie nur Ein Mal das Ziel trafen, tausend Köcher voll Pfeile verschoßen: „Alles, was sie aus Zufall oder aus Schlauheit Wahres sagen, ist im Vergleiche mit dem, was sie lügen, nicht der tausendste Theil" [1]). So viel behauptete von ihnen der Philosoph Favorinus: und mit vollem Rechte.

Denn da sie Dinge voraussagen, die nicht von natürlichen, sondern freien Ursachen abhängen, oder die wenigstens nicht in ihrer Einzelheit ausschließend von natürlichen Ursachen abhängig sind, so müssen ihre Voraussagungen, wenn sie sich je erwahren, Ergebnisse des in seinen Spielen wunderbaren Zufalls, nicht aber Erzeugnisse der Wissenschaft sein. Das reicher oder ärmer Werden hängt von dem menschlichen Fleiße, oder von der Vorsehung, oder, besser gesagt, von beiden zugleich ab. Wie kömmt also Jupiter dazu, in den Schooß irgend eines Menschen große Schätze auszugießen, oder wie kömmt Saturnus dazu, dem Jupiter die Hände zu binden, damit er seine Schätze nicht ausgieße? So etwas ist weder kalt noch warm, weder naß noch trocken: Beschaffenheiten, die den weitesten Kreis ausmachen, welchen man der Wirkung der Planeten einräumen kann, wenn man als Philosoph reden will, der die Ursachen der Dinge sucht, und nicht als Fabler, der sie erdichtet.

3. Und was ich von den moralischen Ereignissen sagte, das kann man auch von den zufälligen sagen; wenn es sich z. B. frägt, ob ein Mensch Schätze finden, oder auf Widerwärtigkeiten stoßen, ob er in's Feuer oder in's Wasser fallen werde, wo er sich's am wenigsten erwartet. Denn, sowie diese Ereignisse unter Gott keine eigene, sondern nur eine zufällige Ursache haben, so unterliegen sie auch keiner andern Wissenschaft als der göttlichen, welche dieselben deßhalb wissen kann, weil sie es will oder erlaubt, daß solche Handlungen und Wirkungen zusammentreffen, aus denen jene Ereignisse, die kein menschlicher Verstand voraussehen kann, folgen, ohne daß die Gestirne, die zu einem ganz andern Zwecke gemacht sind, daran einen Theil haben.

4. Aber auch von den übrigen Wirkungen, welche ihre Ursache

1) Gell. l. 14. c. 1.

ganz in der Natur haben, pflegen die Astrologen nichts zu errathen, außer etwa blindlings; und zwar darum, weil sie bei der Voraussagung derselben nur die allgemeinen Ursachen im Auge haben, welche nicht die Kraft besitzen, allein eine bestimmte Wirkung hervorzubringen, sondern blos zu dieser oder jener, die in dem Kreise ihrer Thätigkeit liegt, beizutragen, je nachdem die unmittelbaren Ursachen sie dazu nöthigen. Wer in der Küche ein großes Feuer brennen sieht, kann, außer ganz voreilig und grundlos, nicht voraussagen, wie das vom Küchenmeister beabsichtigte Gastmahl ausfallen werde, da man, um es mit Geschick zu errathen, erst das in der Speisekammer zubereitete Wildpret, das Geflügel, die Fische, und Alles sehen müßte, was zu einem großartigen Festessen erforderlich ist: denn das Feuer ist seinerseits gleichgiltig, und kocht Alles, was zu ihm gestellt wird, auf die nämliche Weise. So sind auch die Sonne, der Mond, und viel mehr noch die Planeten und die Gestirne, deren Kräfte man noch viel weniger kennt, ihrerseits ganz gleichgiltige Ursachen der sublunarischen Wirkungen, und lassen sich von der Materie, auf welche sie unterwegs stoßen, und von den Eigenschaften bestimmen, die bald ungünstig, bald günstig sind, eine gewisse Form hervorzubringen.

5. Daher kömmt es, daß die Aerzte, die Schiffleute, die Bauern so oft Etwas errathen, weil sie die besondern Ursachen und die Eigenschaften beobachten, die sie an den Körpern, an den Wolken, an den Nebeln und an dem ganzen Gesichtskreise finden, der ihren Blicken offen liegt. Und daher kömmt es auch, daß sich die Astrologen in ihren Kalendern fast täglich irren, so daß Pico [1]) auf Ehre versicherte, daß er unter hundertdreißig Tagen, die er beobachtete, nach den astrologischen Voraussagungen jenes Jahres, kaum sechs oder sieben gefunden habe, die sich nicht sehr weit vom Wahren entfernten.

Und das erscheint noch klarer, wenn die Astrologen ungewöhnlichere Ereignisse voraussagen wollen; weil sie diese noch viel weniger errathen, als andere. Und doch, wenn ihre Wissenschaft wirklich eine Wissenschaft, und nicht eine Rumpelkammer von Chimären wäre, müßten sie die seltsameren Wirkungen leichter errathen,

---

1) L. 2. in Astrol. c. 9.

weil diese (da sie von glänzenderen und vorzüglicheren Ursachen herrühren) ihnen leichter in die Augen fallen. Scaliger berichtet [1]), daß im Jahre 1186, wo die höheren Planeten sich mit den niederern verbanden, die Astrologen solche Sturmwinde und solche Ungewitter ankündigten, daß sie selbst den Thürmen zum Schrecken sein würden. Und doch war jenes Jahr eines der stillsten. Eben so sagten sie im Jahre 1524, wegen einiger großen und einiger minder bedeutenden Verbindungen der Planeten in den nassen Zeichen, auf den künftigen Februar der ganzen Erde eine unerhörte Ueberschwemmung mit solcher Betheuerung an, daß viele Provinzen Europa's darüber in Schrecken geriethen, und von mehr als Einem wohl eingerichtete, gut verschlossene und auch mit Mundvorrath wohl versehene Schiffe bereitet wurden, damit so ein Jeder seiner Familie in jener allgemeinen Wassernoth ein zweiter Noe werden könnte. Und doch verlief dann jener Februar so heiter, daß zur Beschämung so vieler Betrüger und so vieler Betrogenen nie ein Tröpfchen vom Himmel fiel. So aber ergeht es Denjenigen, die mehr auf die entfernten, als auf die nächsten Ursachen schauen.

Es kann darum hier füglich das Urtheil angebracht werden, welches einst ein berühmter Fürst erließ. Er war von seinem Astrologen aufgemuntert worden, eine schöne Jagd anzustellen, mit der Versicherung, daß an jenem ganzen Tage der Himmel vollkommen heiter und ruhig sein werde. Unterwegs aber hörte er von einem Landmanne, der auf dem Acker pflügte, er möchte sich in Acht nehmen, weil es bald regnen werde. Und als sich das wirklich erwahrte, so berief der entrüstete Fürst den Bauern als Astrologen an seinen Hof, und verurtheilte den Astrologen, statt dessen hinter den Ochsen herzugehen [2]).

6. Wenn sie nun nicht einmal jene Schößlinge zu pflücken verstehen, welche ihre Wurzeln in der Erde haben, mit welchem Haken werden sie jene Früchte erlangen, die blos dem freien Willen entsprießen?

---

1) Millet. l. c. prop. 6.

2) Cornel. a Lapid. in Jer. c. 10. n. 2.

II.

7. Doch drückte ich mich schlecht aus, als ich sagte, daß die Sterndeuter ohne Wissenschaft wahrsagen. Sie machen vielmehr ihre Wahrsagungen mit großer Wissenschaft, aber mit der des Betruges. Erstlich pflegen sie derartige Dinge vorherzusagen, daß, wenn sie nicht einträfen, dies viel wunderbarer sein würde, als wenn sie eintreffen: „eine große Dame reist mit wenig glücklichem Erfolge; ein großer Proceß wird mit Aussöhnung der Parteien beendigt; ein Kurier bringt große Neuigkeiten, Kriege, Aufruhr, Groll der Fürsten, angedroht von Mars, der dem Merkur gegenüber steht; Uneinigkeiten in der Ehe, die von Merkur in dem siebenten Hause herrühren; Verschwendungen und Prassereien, die vom Mars im eilften angedeutet werden.“ Sind denn das Sätze, die man Voraussagungen heißen darf, da Derjenige, welcher ihr Eintreffen in Abrede stellen und damit die Wahrheit verkünden würde, ein größerer Astrolog wäre, als alle Diejenigen, welche die Wahrheit damit sagen, daß sie das Eintreffen jener Sätze behaupten? Sobald sich jedoch eine einzige Ankündigung solcher Menschen in der ganzen Ausdehnung Europa's erwahrt, so wird die Astrologie von ihnen sogleich als eine ehrwürdige Wissenschaft erklärt.

8. Andererseits unterstützen sie diese Voraussagungen, so allgemein sie auch lauten, mit so vielen Bedingungen, daß man wohl merkt, daß nicht einmal ihre Baumeister selbst sie für fest halten. „Ein Monarch wird von einer schweren Krankheit wieder geheilt werden.“ Es versteht sich, sagen sie, in so fern es von den Sternen abhängt, da man übrigens noch darauf sehen muß, daß der Arzt ihn nicht vernachlässige, daß die Medizin nicht zu spät komme, daß der Kranke seinerseits keine Unordnungen begehe, daß Gott ihn nicht wegen etwas Anderem strafen wolle: man könnte hier noch beisetzen: „daß er nicht sterbe, bevor er vom Bette aufsteht,“ und somit das ganze Studium über die Tabellen des Ptolomäus, alle Beschauung der Gestirne, alle Thorheit der Vermessungen ersparen. Und welcher Bauer wüßte nicht jedwede Wirkung unter der Bedingung voraus-

zusagen, daß alle jene Ursachen einträchtig zusammenwirken, denen es zusteht, dieselbe hervorzubringen?

III.

9. Aber trägt etwa nicht auch die Leichtsinnigkeit der Menschen viel dazu bei, eine so ganz aller Ehre verlustige Wissenschaft in Ansehen zu bringen? Wir können sagen, daß die in irgend einem Theile erwahrten Voraussagungen so zahlreich sind, wie die Mündungen des Nilstromes; die nicht erwahrten hingegen so zahlreich, wie seine Sandkörnchen. Und doch begräbt das Volk die zahllosen falschen Prophezeiungen der Astrologen in ewige Vergessenheit, wie man es mit den in der Schlacht Gebliebenen macht, und jene einzige, die einen glücklichen Erfolg hat, wird von ihm im Triumphe, gleich einem tapfern Helden, in allen Flugblättern herumgetragen. Wie Viele sagten nicht dem Pompejus die Kaiserwürde von Rom voraus? Wie Viele sagten sie dem Cäsar vorher? Und doch würde von allen diesen lügenhaften Astrologen Niemand etwas wissen, wenn es nicht zu ihrer Beschämung ein verständiger Mann, wie Cicero war, erzählt hätte [1]). Weil hingegen Nigidius, bei der Geburt des Augustus zu Octavius, seinem Vater, sagte, es sei der Herr der Welt geboren worden, so flog der Name des Nigidius, als Augustus zur Herrschaft gelangte, bis zu den Sternen empor. Aber konnte er denn das nicht aus Schmeichelei sagen, die dann einen glücklichen Ausgang durch das Zusammentreffen von tausend zufälligen Ereignissen nahm, welche damals kein menschlicher Verstand voraussehen konnte? Wäre sie nicht in Erfüllung gegangen, so hätte Nigidius deßhalb für sich nichts zu befürchten gehabt [da alle Astrologen einstimmig sagen [2]), daß man aus dem Geburtssterne einer einzigen Person das nicht ersehen könne, was den Staat betrifft, und viel weniger die Umgestaltung einer Republik in eine Monarchie]; weil sie aber in Erfüllung ging, so konnte Nigidius seine Kunst, trotz aller Vernunft in Ansehen bringen.

---

1) L. 2. de Div.

2) Jul. Firm. l. 2. c. ult.; Card. sect. 1. aph. ult. et in genitura Caroli V.; et alii.

10. Ebenso vermag der Pöbel nicht einzusehen, daß gar oft der Erfolg als zukünftig nicht vorausgesehen wurde, sondern deßhalb erfolgte, weil man ihn für vorausgesehen hielt. Ich will mich deutlicher erklären. Um sein Heer zur Schlacht anzufeuern, die er den Römern liefern wollte, sagte ihm Hannibal, der zu Kannä sein Lager hatte, daß der Sieg gewiß sei, weil ihm die Gestirne denselben bei jenem Passe verheißen haben, und zwar einen Sieg voll des Ruhmes. Und so war er auch, nicht, als ob ihn die Gestirne verheißen hätten, sondern weil die Soldaten, von jener falschen Ueberzeugung belebt, mit solchem Muthe kämpften, daß sie dem Feinde eine furchtbare Niederlage beibrachten. So kam Jener zu der vom Astrologen ihm versprochenen Heirath, jener Andere zur Würde, jener Andere zum Gelde, nicht kraft der Planeten, die sich zu ihren Gunsten bemüht hätten, sondern durch die eigene Thätigkeit, die in ihnen von der Weissagung belebt wurde. Diese bewirkte, daß sie sich bestrebten, um die Braut eifriger zu werben, den Hof zu machen, zu unterhandeln, alles das zu unternehmen, woher sie sich alles Glück versprachen, und so erlangten sie es. Die Wahrsagung hingegen, daß sie an der Entbindung werde sterben müssen, versetzte jene Frau in solche Traurigkeit, daß sie darob starb. Die Wahrsagung, daß Einer den Proceß verlieren werde, bewirkte, daß er die Führung desselben vernachlässigte; und die Wahrsagung, daß Einem der Gewinn entgehen werde, machte, daß er die Handlung aufgab. Und so ward dies Alles unglücklicher Weise wahr. Aber warum ward es wahr? weil es der Mensch selbst wahr werden machte, nicht weil das die Sterne machten.

11. Jedenfalls ist es ganz gewiß, daß die schönsten Erfolge, welche die Astrologen zur Probe ihrer Kunst anführen, nicht vorausgesehen werden konnten, auch wenn man sich an das hält, was ihre Gewährsmänner davon behaupten. Denn die schönsten sind jene, welche bis zur ausdrücklichen Angabe aller besondern Umstände gehen. Und doch sagt Ptolomäus, der in dieser Schule als der unwiderleglichste Meister gilt, daß die Astrologen vermöge ihrer Kunst nur in groben Umrissen allgemeine und unbestimmte Dinge voraussagen können. So z. B. können sie einem Menschen wohl kurzes oder langes Leben voraussagen, aber nicht genau den Tag

seines Todes, und noch viel weniger die Art, ob durch den Strang, durch das Schwert, durch einen Stein, durch eine Pistole, weil in diese Gattung von Voraussagungen sich die Sterne nicht einmischen; das kann nur Gott wissen: „Nur die von Gottes Geist erfüllten Menschen sagen die Ereignisse im Besondern vorher," schreibt Ptolomäus [1]). Wenn sie daher sagen, daß Mars im achten Hause den Tod durch Gift bedeute, oder ihn verursache; und wenn sie sagen, daß der verbrannte Merkur Feuersbrünste verkünde, die von künstlichem Feuer herkommen, weil Merkur der Vater der Künste sei: so heißt das nicht nur mit offenen Augen träumen, sondern den Meistern des Handwerks selbst widersprechen, da man die von ihren Gesetzen bestimmten Gränzen weit überschreitet.

Wenn daher jener Astrolog [2]), der in Mailand von sich voraussagte, er würde durch einen Balken, der ihm auf den Kopf fallen werde, und nicht durch das Beil umkommen (wozu ihn sein Herzog nur deßhalb verurtheilt hatte, um ihn als einen Lügner erscheinen zu machen), dann wirklich durch einen Balken auf den Kopf umkam, als er zum Blocke ging, so konnte er das gewiß nicht von seinen vertrauten Sternen wissen, da es in allen Sternen keine Stellung, keine Vereinigung, kein Zusammentreffen gibt, das den Tod durch einen Balken auf den Kopf bedeutet, wie er, nach seinen Regeln, selbst überzeugt sein mußte.

12. Siehe also, um das weitläufig Gesagte kurz zusammenzufassen, auf welche Schachten sich endlich all' das Gold beschränke, das uns die Sterndeuter für so gediegen ausgeben. Wenn es daran je etwas Wahres gibt, so machte das entweder der Zufall, indem er Denjenigen, gleichsam zum wohlverdienten Lohne, begünstigte, der mehr zu errathen trachtete; oder es machte das eine gewisse schlaue Mischung von zweideutigen Redensarten und absichtlichen Verstellungen, die unter ihnen gebräuchlich ist; oder es machte das endlich die Leichtgläubigkeit des Volkes, das die Betrügereien gierig als Orakel aufnimmt, wenn es nur davon irgend einen Vortheil hofft.

---

1) Quadr. l. 2. cent. n. 2.: Solo numine afflati praedicunt particularia.
2) V. Alex. de Angel. l. 4. c. 37.

IV.

13. Wem aber diese Schachten nicht ausreichend scheinen, den weist der heilige Augustin auf einen anderen, dunkleren hin, in welchen hinabzusteigen ich mich nicht getrauen würde, wenn nicht ein so großer Mann mir unterwegs Muth zuspräche, und mich sogar mit eigener Hand hinunterführte [1]). Und dieser Schacht ist der tiefste Abgrund der Hölle: da er der Meinung ist, daß derlei Wahrsagungen in verschiedenen Fällen von den Teufeln herrühren können. „Nach Erwägung all' dieser Gründe [dies sind die eigenen Worte des Heiligen [2]) am Schlusse eines langen Vortrages, den er über diese Wahrsagungen gehalten] glaubt man nicht mit Unrecht, daß, wenn die Astrologen in erstaunlicher Weise viel Wahres zur Antwort geben, dies auf geheime Eingebung nicht guter Geister geschehe, denen daran liegt, diese falschen und verderblichen Meinungen von einer durch die Sterne bewirkten Schicksalsbestimmung dem Sinne der Menschen beizubringen und darin zu befestigen, nicht aber durch irgend welche Kunst der Beobachtung und Beschauung von Gestirnen und ihrer Stellung; denn eine solche Kunst gibt es nicht."

14. Möge mir Niemand einwenden, es sei von uns schon gesagt worden, daß das Zufällige oder Willkürliche der Zukunft, wovon wir sprechen, auch den Teufeln verborgen sei: denn Vieles vermögen sie vorauszusagen mit ihrem großen Scharfsinne, Vieles mit ihrer langen Erfahrung, Vieles mit ihrer sorgsamen Erforschung, und Vieles noch mehr, weil ihnen Gott manchmal die Macht gibt und gestattet, das Gesagte in Ausführung zu bringen [3]), zu

---

1) L. 1. de Doctr. Chr. c. 21. 22. 23.; et l. 2. de Gen. ad lit. c. 17.

2) „His omnibus consideratis, non immerito creditur, cum astrologi mirabiliter multa vera respondent, occulto instinctu fieri spirituum non bonorum, quorum cura est has falsas et noxias opiniones de astralibus fatis inserere humanis mentibus, atque firmare, non horoscopi notati et inspecti aliqua arte, quae nulla est." De Civ. Dei l. 5. c. 7. in fin.

3) S. Aug. l. 3. de Gen. ad lit. p. 17.; et de Div. daem.

größerer Täuschung jener Erbärmlichen, die, obgleich sie nicht mehr als Menschen sind, wie Andere, sich der Astrologie ergeben, weil sie unter den Menschen die Götter spielen möchten: „Sie werden getäuscht und betrogen von den gefallenen Engeln, denen dieser, gemäß der Ordnung der Dinge, unterste Theil der Welt durch das Gesetz der göttlichen Vorsehung unterworfen ist" [1]). Und gerade so ließ Gott es zu, daß Julian, der Abtrünnige, erbärmlich getäuscht wurde, indem der heilige Gregor von Nazianz von ihm schreibt, daß seine fluchwürdige Vertraulichkeit mit den Teufeln von der Astrologie anfing, d. i. von der Kunst, Diesem und Jenem die Nativität zu stellen, und von dem Verlangen, durch jene bösen Geister die der Welt verborgene Zukunft zu erfahren: „Und auf diese Künste folgte später die Ausübung von Zaubereien" [2]).

15. Daher bemerkte mit großer Gelehrsamkeit der heilige Augustin in den angeführten Stellen, daß, wenn der Herr in der heiligen Schrift uns verbot, den Wahrsagereien Glauben zu schenken, er es uns nicht deßhalb verbot, weil diese nicht manchmal in Erfüllung gingen, sondern weil sie, wenn gleich sie in Erfüllung gehen, doch trugvoll, ja gerade um so trugvoller sind, je mehr sie in Erfüllung gehen; weil sie dann viel mehr Kraft gewinnen, die Unvorsichtigen zu umgarnen, die das, was sie thun, sehr schlecht von dem unterscheiden, was die Teufel thun, welche immer bereit sind (auch ungerufen), sich in das Herz des Menschen zu setzen, wenn dieser stolz, wie Lucifer, sich über sich selbst erheben und im Wissen sich Gott gleich machen will.

16. Und dieses war auch die Ursache, warum von den Theologen, von den Gesetzen des Staates und der Kirche, von den päpstlichen Bullen, und von jeder Obrigkeit überhaupt [3]) die Stern-

---

1) „Illudentibus eos, atque decipientibus praevaricatoribus angelis, quibus ista pars mundi infima, secundum ordinem rerum, divinae providentiae lege, subjecta est." L. 2. de Doctr. Chr. c. 23.

2) „Quas artes secuta est postea praestigiorum exercitatio."

3) L. Artem. c. de Malef. et Math.; l. nemo eodem tit.; l. etsi eod. tit.; l. Mathe. c. de Ep. aud. Decr. 26. q. 2. c. sed et illud, et q. 3. c. illud legis, et q. 5. c. non liceat Conc. Bracar. c. 10. et Lat. sub Leone X, Sixto V in Bull. adv. Astr. etiamsi

deuter stets als eine Pest der menschlichen Gesellschaft verfolgt wurden: nicht blos wegen des Sittenverderbnisses, das sie in Andern besonders dadurch verursachen, daß sie in die Herzen die Meinung pflanzen, daß anstatt der göttlichen Vorsehung die Geburtssterne die entscheidenden Gebieter seien, welche einem Jeden das Gute und Böse austheilen; sondern noch vielmehr wegen jener Verderbtheit, wovon sie selber voll sein müssen, da sie sehr schlimme Schüler von noch schlimmeren Lehrern dadurch werden, daß auch sie, wenn gleich ohne ihren Willen, sich den Betrügereien der rebellischen Geister unterwerfen, die man, wie Lactantius [1]) sagt, mit gleichem Rechte die Urheber der Astrologie, sowie der Zauberei nennen kann.

17. Wer wird also jener ungerechte Richter sein, der, nachdem er dieses sträfliche Gelichter von Menschen angehört hat, sie dennoch freisprechen möchte, als ob sie sich zur Genüge vertheidigten? Vielmehr muß Jeder sie ohne Aufschub verdammen, da man in der menschlichen Gesellschaft nicht einen einzigen Augenblick Denjenigen dulden darf, der, um sich der göttlichen Vorsehung zu entziehen, sich lieber den Täuschungen der höllischen Mächte unterwerfen will, die arg sind in der Zauberkunst, und vielleicht noch ärger in der Astrologie. In der Zauberei behalten die Teufel ihre eigentliche Gestalt von schrecklichen Gespenstern und garstigen Scheusalen bei: in der Astrologie erscheinen sie unter einem mit Sternen besäeten Kleide.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Gründe, die jedem vernünftigen Denker die Unsterblichkeit der Seele einleuchtend machen.

1. Daß Einer, wie eine Quelle, die im Schlamme entspringt, von unedlem Blute abstamme, ist ein Unglück, und kein Verschulden:

---

asserant se non certo affirmare, quae dic. de futuris contingentibus, aut actionibus ex hum. volunt. pendentibus.

1) L. 2. c. 17.

darum wird er auch von den Menschen mehr bemitleidet als getadelt. Daß aber Einer dem Adel einer hohen Geburt freiwillig entsage, kann Niemand ohne Entrüstung hören; denn dies heißt gerade so es machen, wie eine Quelle, die, nachdem sie einer Goldgrube, durch welche sie fließt, entsprungen, sich absichtlich im Sumpfe verlieren wollte. Ebenso ist von Natur aus ein Thier zu sein, keine Schande für ein Wesen, das nur als Thier geboren werden konnte: aber aus freier Wahl ein Thier sein wollen, wenn man von Natur aus eine Stelle besaß, die nicht viel niedriger war, als jene der himmlischen Geister, o welche Schmach ist das! Und doch sind von diesem Gelichter all' jene Menschen, welche behaupten, die Seele sei etwas Körperliches, und somit dem großen Vorrechte der Unsterblichkeit entsagen, und sich's zur Ehre rechnen, in der Geburt und im Tode keinen Vorzug vor dem Geschlechte der Esel zu haben: „Der Tod der Menschen und der Thiere ist ein und ebenderselbe, und beide haben gleiches Loos: Alles athmet auf gleiche Weise, und der Mensch hat vor dem Thiere nichts voraus"[1]). Diese verdienten, daß man ihnen zur Strafe das Loos gewähre, das sie in ihrer Thorheit hoffen, nämlich eines Tages in das alte Nichts zurückzukehren: doch wird es für sie eine gerechtere Strafe sein, immer elend zu leben, als für immer zu leben aufzuhören, und so das Elend zu beenden, von dem Derjenige frei ist, der nicht lebt.

2. Um nun aber in größere Klarheit zu setzen, daß ihr Irrthum mehr freiwillig als natürlich ist, will ich hier kurz jene Gründe entwickeln, die in jedem vernünftigen Denker einen festen Glauben an unsere Unsterblichkeit zu erzeugen im Stande sind. Und weil in den Schlachten die ungeordnete Menge dem Siege mehr hinderlich als behilflich ist, so werden wir die Schaar der Beweise in zwei Reihen aufstellen: die eine wird die physischen Gründe, die andere die moralischen enthalten, und beide miteinander vereinigt werden, wie ich hoffe, zwei unbesiegbare Heerhaufen bilden, die in diesem Streite jeden Zweifel überwinden, so daß du auch hierin dir selbst mehr Gewalt wirst anthun müssen, um nicht zu glauben, als um zu glauben: vorausgesetzt jedoch, daß nicht auch du zu Denjenigen gehörst, die den

1) Eccl. 3, 19.

Verstand mit der Hartnäckigkeit, jenem Panzer nämlich gerüstet haben, der allein für jeden Pfeil der Wahrheit undurchdringlich ist.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Aus der Verstandesthätigkeit der vernünftigen Seele geht klar hervor, daß sie unsterblich ist.

1. Man kann unter die glänzendsten Fabeln der Alten die List zählen, deren sich Ulysses einst bediente, um den verkleideten und unter die Kammermädchen am Hofe des Diomedes gemischten Achilles zu finden. Sie bestand darin, daß der schlaue Feldherr, nachdem er bis dort hineingedrungen war, unter allerlei weiblichem Schmucke auch einige Waffen von herrlichem Metalle und zierlicher Arbeit den Mädchen zur Schau ausstellte: und während dann die Mädchen alle herbeiliefen, die wunderlichen Kleider, die Schleier und andere zahlreich vorgelegte Schmuckwaaren anzuschauen, unterhielt sich nur ein Achilles damit, daß er die Waffen probirte, und zur Hand nahm, ohne auf etwas anderes zu achten. Obwohl nun die Poesie mehr den Geist zu unterhalten, als zu belehren vermag, so will ich deßungeachtet, daß sie uns hier eine Lehrerin der Wahrheit werde, oder daß sie uns wenigstens zur Wegweiserin, um dieselbe aufzufinden, diene, und uns nach der Allegorie der vorhin angeführten Erzählung die Fackel voraustrage.

Die menschliche Seele, unter verwesliche Substanzen vermengt, und bedeckt mit einer Hülle, die selbst auch vergänglich ist, — bleibt vor Einigen so unbekannt, daß diese sie kaum von den Thieren unterscheiden, und in ihren Herzen eine gleiche Achtung davor haben. Wir aber wollen, um uns in Betreff ihrer über jedes körperliche Wesen erhabenen Natur aufzuklären, mit größerem Fleiße untersuchen, welche Eigenthümlichkeit, welche Anlage, welchen Instinkt, welches Wirken sie habe: und wenn wir nicht in Allem so viel Großes sehen werden, daß wir uns genöthigt fühlen, sie für höher gestellt zu erachten, als jedes sterbliche Wesen, so will ich gerne zugeben, daß wir sie endlich als etwas Sterbliches verachten: da den Ruhm der

Unverweslichkeit jene Ceder nicht verdient, die, bei uns aufgewachsen, sich mit denen vom Libanon nicht messen kann. Wenn sie aber so ist, wie sie sich ausgibt, warum sie verhöhnen?

2. Zwei sind die eigentlichen Thätigkeiten der vernünftigen Seele. Die eine besteht im Begreifen alles Wahren, und gehört dem Verstande an; die andere besteht im Lieben alles Guten, und gehört dem Willen an. Beginnen wir mit dem Verstande, der an diesem Himmel wie die Sonne herrscht, und uns daher solche Kennzeichen geben wird, daß wir das Rechte sicher treffen: „**Sol tibi signa dabit: solem quis dicere falsum audeat?**“ Wir sagen demnach so:

I.

3. Es ist unbezweifelt, daß ein blos körperliches Wesen auf einen blos geistigen, d. i. von aller Materie gänzlich freien Gegenstand nicht einwirken kann: denn die Ursachen können die Gränzen ihrer Natur nicht überschreiten, so daß sie eine edlere Sphäre zum Wirken besäßen, als sie zum Sein besitzen: „Alles wirkt so, wie es ist“ [1]). Nun aber kennt die menschliche Seele die unkörperlichen Dinge, und begreift die rein geistigen Gegenstände, begreift die Geister, begreift Gott. Also folgt daraus, daß sie in ihrem Wesen ebenfalls geistig und frei von aller Materie sei. Wie könnte sie uns sonst etwas von den Dingen sagen, die über den Sinnen liegen? Gewiß könnte sie uns davon nicht mehr sagen, als die Sinne selbst uns von den Dingen sagen können, die über ihre Sphäre erhaben sind. Sowie daher weder das Auge jemals unterscheiden kann, was Schall ist, noch das Ohr merken kann, was Glanz ist, so würde auch der Verstand sich nie eine Idee von den Dingen bilden können, die keinen Körper haben, wenn er nicht unkörperlich wäre.

4. Und nicht blos die geistigen Gegenstände vermag die Seele zu kennen, sondern auch jene, die ganz sinnlich sind, vermag sie, so zu sagen, zu vergeistigen und ihres Körpers dadurch zu berauben, daß sie dieselben im Allgemeinen, und nicht nach jenem Sein, das dieselben in sich haben, betrachtet, sondern nach jenem, das sie

1) S. Th. 1. p. q. 75. a. 2. in c.: Eo modo aliquid operatur, quo est.

ihnen im Abstrakten gibt, indem sie dieselben nämlich von dem Orte, von der Bewegung, von dem Umfange, von der Zeit, und von jeder andern Bedingung, die dem Individuum eigenthümlich ist, trennt und abzieht. Von dieser Art sind nun alle wissenschaftlichen, und besonders die mathematischen und metaphysischen Kenntnisse, wobei der Verstand, indem er die Dinge verfeinert und gleichsam sublimirt, und daraus so zu sagen einen Geist von Erkenntniß zieht, sich mit einem reinen Feinauszug von Wahrheit speist. Wenn daher die Art, zu wirken, wie schon gesagt, sich nach der Art, zu sein, richtet, wer sieht nicht ein, daß jener Geist, welcher durch sein Wirken dem Gegenstande ein solches unkörperliches Sein gibt, in seinem Grunde mit einem solchen Sein versehen, ja ganz wohl versehen sein muß; da, wie der Philosoph lehrt, die Ursache immer edler ist, als ihre Wirkung? [1])

5. Zu dem erkennt die Seele noch sich selbst und ihre eigenen Handlungen, und zwar mittelst einer sehr wunderbaren Selbstanschauung, vermöge welcher sie sogar erkennt, daß sie erkenne; sie erkennt ihre Gedanken, sie erkennt ihre Vorsätze, sie erkennt ihre Wünsche. Und darum muß sie auch aus dieser Rücksicht für unsterblich gehalten werden, weil sie in sich selbst eine unerschöpfliche Quelle von Wahrheit besitzt: weßhalb sie, wie sie immer wirken und immer neues Wasser der Erkenntniß aus ihrem Brunnen schöpfen kann, so auch immer fortzuleben vermag. Und gerade hierauf haben die Philosophen ihren berühmten Lehrsatz begründet: „Omne conversivum supra se est immortale“ [2]): indem sie behaupten, daß, sowie die kreisförmige Bewegung kein Ende nimmt, wie die gerade Bewegung eines hat, so auch die Bewegung der intellectuellen Wesen, die in sich selbst reflektiren, stets fortdauernd sei: während die Bewegung jener Erkenntnißkräfte, die sich nicht selbst zu reconcentriren vermögen, der Zeit unterworfen ist, wie ihr alle thierischen Kräfte unterworfen sind.

6. Viel klarer jedoch können wir diese Behauptung von dem Umfange des Kreises ableiten, welcher von der Natur der

1) Faciens est honorabilius facto. L. 3. de Anima tex. 19.

2) Auct. l. de causis.

Thätigkeit der vernünftigen Seele eröffnet ist: ein Kreis, der beinahe unendlich genannt werden darf.

7. Unter allen möglichen Dingen ist keines, das dem menschlichen Geiste nicht als Gegenstand dienen könnte. Ja für ihn hat jede Wahrheit den Schooß mit noch unzählig vielen andern ähnlichen Wahrheiten befruchtet; da die Seele eine mit der andern zu vereinigen, und bald von den Wirkungen zu den Ursachen hinaufzusteigen, bald von den Ursachen zu den Wirkungen herabzusteigen weiß: sie weiß einzudringen in Dinge, die da sind, sie weiß auch über jene zu sprechen, die nicht sind: sie weiß ohne allen Unterlaß neue Maschinen zu bauen, sie weiß neue Welten zu entwerfen, sie weiß neue Ideen zu bilden. Wer erblickt nun in diesen Thätigkeiten nicht klar jenes lichte Sein, das nur den ganz unkörperlichen Wesen eigen ist, welche, vermöge des umfassenden Erkennens, sich, ich möchte beinahe sagen, in alle Dinge verwandeln? Welche Beziehung haben diese Kenntnisse auf das Wohl des Körpers, da sie vielmehr Vorzüge sind, welche die menschlichen Geister mit den himmlischen gleichsam in Wetteifer bringen?

8. Und an diesen Kenntnissen, die keinem Sinne etwas nützen, sondern blos eine Zierde der Seele sind, findet sie gerade ihr größtes Vergnügen. Als Archimedes im Bade die Art und Weise entdeckte, den Beisatz zu wägen, der von dem Künstler dem Golde der Ehrenkrone des Königs Hiero beigemischt worden, so empfand er darob eine solche Freude, daß er aus dem Wasser sprang, und wie außer sich, nackt durch die Gassen der Stadt laufend, ausrief, daß er es endlich gefunden habe [1]): **Reperi, reperi!** gleichsam als wollte er Jemanden aufsuchen, dem er eiligst die überschwengliche Freude mittheilen könnte, die er in sich nicht mehr zu fassen vermochte. Wenn also die Seele in ihren Kenntnissen nicht nur einer solchen Freude fähig ist, woran der Körper und die Sinne gar keinen Antheil haben, sondern derselben sogar in einem so übermäßigen Grade fähig ist, der sie, verzückt, gleichsam dem Körper und den Sinnen entreißt; wer wird nicht mit klarster Gewißheit daraus schließen, daß sie also nicht in demselben Körper auch als

1) Plut. in Colot.

ein materielles Wesen eingesenkt sei, sondern daß sie sich über ihn, und über alle seine Sinne, als reiner Geist erhebe?

II.

9. Vergleiche nun damit, wenn es dir gefällt, die Kenntnisse der Thiere, und ihre Freuden. Die Kenntnisse sind so sparsam, daß sie nicht nur die Sphäre der sinnlichen Dinge nicht überschreiten, sondern auch noch sich allein auf das beschränken, was dem Körper dient, entweder zur Erhaltung des Individuums, oder höchstens zur Fortpflanzung der Gattung. Und auch unter den sinnlichen Dingen kennen sie keine anderen, als die besonderen, die in Wirklichkeit sind, und bekümmern sich nie, davon im Allgemeinen den Ursprung oder die Veranlassungen zu wissen: denn sie beurtheilen die Gegenstände nur so im Rohen, wie sie dieselben auffassen, entweder als Freunde, oder als Feinde ihrer Natur.

10. Und ihre Freuden, welche sind es dann? Sind es vielleicht jene, die ein Caligula seinem so theuern Reitpferde verschaffte, als er, nicht zufrieden, ihm schon den Stall von Marmor, die Krippe von Elfenbein und die Schabrake von mehr als königlichem Purpur gemacht zu haben, ihm auch noch eine adelige Hofbedienung aufstellte, mit der Absicht, es zum Consul, und vielleicht gar zu seinem Mitregenten zu ernennen? Nichts weniger. Ihre Freuden sind nur jene, die sie mit sehr kleiner Ergiebigkeit ihren zwei niedrigsten äußeren Sinnen, dem Gefühls- und dem Geschmackssinne nämlich, abzugewinnen vermögen. Wenn daher jener Kaiser nicht mehr verthiert gewesen wäre, als sein Thier, so hätte er wohl einsehen können, daß diesem weit besser, als alle stolzen Titel und eiteln Ehrenbezeugungen, ein Metzen von auserlesenem Hafer gefallen hätte.

11. Und wer weiß nicht, daß, wenn das Thier von den andern drei höhern Sinnen, nämlich vom Gesichte, vom Gehöre, vom Geruche, irgend ein kleines Vergnügen schöpft, es nur in so fern geschehe, als diese Sinne ihm irgend eine Kunde von einem Gegenstande bringen, der den andern zweien angenehm oder nützlich ist? So sind ihm die Wohlgerüche nur in so fern gefällig, als sie ihm eine mehr oder weniger naheliegende Speise anzeigen; und auch der Anblick der Felder, der Wiesen oder der Wälder ist ihm nur in so fern angenehm, als sie dazu dienen, es mit ihren Weiden zu

ergötzen: und obwohl manches Thier die Menschen an Schärfe des Gesichtes übertrifft, wie der Luchs; an Schärfe des Gehöres, wie der Hase; an Schärfe des Geruches, wie der Jagdhund: so wirst du doch nie eines finden, das sich einer solchen vorzüglichen Eigenschaft zu einem andern Zwecke bedient, als sich mit Dingen zu versehen, die dem Körper zusagen; oder solche zu vermeiden, die demselben schädlich sind.

Der Mensch hingegen ist nicht nur solcher Ergötzungen fähig, die über alle sinnlichen erhaben sind, sondern er vermag selbst diejenigen, die er aus den Sinnen zieht, auf einen sehr hohen Zweck zu richten, nämlich irgend etwas Wahres, das in ihnen verborgen liegt, zu entdecken: weßhalb er auch jene sinnlichen Vergnügungen höher schätzt, die für die wissenschaftlichen Kenntnisse oder Versuche mehr geeignet sind. Und selbst in jenen Vergnügungen, die zur Erhaltung des menschlichen Lebens bestimmt sind, liebt er oft mehr als alles andere die Erfindung und den Kunstsinn, wie man klar bei den Gastmählern sieht, wobei manchmal die Sorgfalt für den Gaumen die kleinste ist, im Vergleiche mit derjenigen, die man auf das Gedeck, auf das Silberzeug, auf die Blumenkränze, auf die Musik, auf die Bedienung und auf die Ordnung der Speisen verwendet, welche so trefflich ausgedacht ist, daß jetzt von einem Küchenmeister keine geringere Geschicklichkeit gefordert wird, um eine endlose Reihe von Gerichten auf den Tisch zu stellen, als man von einem Generale verlangt, um ein Heer in Schlachtordnung zu stellen.

12. Da nun aber die Bäche, wenn sie in enge Kanäle eingezwängt werden, mehr Triebkraft bekommen, so wollen auch wir Alles, was bisher vorgebracht wurde, kurz zusammenfassen und sagen: die verborgene Substanz eines jeden Wesens erkennt man aus seiner Thätigkeit, wie die Wurzel aus der Pflanze, für welche sie geschaffen ist; und die Thätigkeit erkennt man aus ihrem Gegenstande, wie die Pflanze aus der Frucht, für welche sie bestimmt ist. Wenn wir daher den eigentlichen Gegenstand (das Objekt) der thierischen Kenntnisse betrachten, der einestheils sehr beschränkt ist in seiner Sphäre, und anderntheils in seiner Sphäre selbst nichts anderes enthält und bietet, als jene Güter, die dem Geschmacke angenehm sind, um zu leben, und dem Tastsinn, um zu zeugen; so müssen wir schließen, daß die Substanz ihrer Seele ganz in die Hefe des Körpers versenkt sei, so daß sie

sich von diesem nicht trennen könne, ohne sogleich aufzuhören, thätig zu wirken, und folglich auch zu sein. Hingegen, wenn wir die Art der Thätigkeit der vernünftigen Seele betrachten, welche über das, was dem Körper, worin sie wohnt, zuträglich oder angenehm ist, so sehr erhaben sich zeigt, so sind wir genöthigt, zu bekennen, daß die Seele über diesen Körper unendlich erhaben sei, so daß sie weder mit ihm sterbe, noch von der Zeit beherrscht werde, wohl aber die Zeit unter ihren Füßen halte, um darüber zu herrschen.

III.

13. Doch habe ich hier noch etwas Stärkeres hinzuzusetzen. Wenn der Körper stirbt, so geschieht es darum, weil er sowohl außer als in sich unendlich viele Gegensätze hat, die ihn bekämpfen, sowie sie ein jedes zusammengesetzte Wesen hat. Die Seele aber, die ganz einfach ist, — welchen Gegensatz kann sie haben? Sie nimmt in sich in friedlichster Haltung alle möglichen Gegensätze auf, da sie zu gleicher Zeit Wahres und Falsches, Warmes und Kaltes, Klares und Dunkles, Süßes und Bitteres kennt; und zwar in einer Weise, daß diese ihr nicht nur nicht schaden, sondern sie auch noch kräftigen, indem sie durch dieselben immer mehr, so wie sie sein soll, d. i. verständig gemacht wird. Und wie soll sie daher sterben, wenn Niemand sie tödten kann? Soll sie vielleicht sich selbst tödten?

Wenn die Sinne des Körpers bisweilen von ihren angenehmsten Gegenständen sogar Schaden leiden, wenn dieselben übermäßig sind, da die Augen bei grellem Glanze erblinden, und die Ohren bei gewaltigem Geräusche taub werden; so erhält der Verstand allein von der Erhabenheit seines Gegenstandes größere Kräfte; und je mehr er erkennt, desto fähiger wird er, immer noch mehr zu erkennen. Wie kann also Derjenige fürchten, zu Grunde zu gehen, der Niemand hat, der ihn auch nur schwächen könnte? „Ich bin der Ueberzeugung [sagte Tullius [1]), wenn gleich durch eines Andern Mund], daß, da die Natur der Seele einfach ist, und keinen ungleichen oder unähnlichen Beisatz in sich hat, sie nicht getheilt werden könne; und wenn sie das nicht kann, so kann sie auch nicht zu Grunde gehen.“

1) De Senect.

Ein Grund von solchem Gewichte, daß es keinen Theologen gibt, der denselben nicht schon mit glänzendem Erfolge auf seine Lehrkanzel gebracht hätte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dieselbe Wahrheit folgert man auch aus der freien Willensthätigkeit der Seele.

1. Das wunderbare Verhältniß, das man zwischen zweien Saiten wahrnimmt, die auf einer Zitter zum Einklange gespannt sind, kann man auf eine höhere Weise zwischen den zwei höchsten Kräften der Seele, dem Verstande und dem Willen, beobachten. Nie kann man die eine berühren, ohne daß es die andere fühlte. Wie viel uns also bisher von dem Instinkte, von der Beschaffenheit und der unsterblichen Natur der vernünftigen Seele die Thätigkeiten des Verstandes zu erkennen gegeben haben, so viel werden uns davon auch die Thätigkeiten des Willens zeigen: nur daß bei diesen sich uns außerdem noch die Betrachtung der Freiheit darbietet, die nur den geistigen Kräften eigen ist, die sich von selbst bestimmen; zum Unterschiede von den körperlichen Kräften, die immer von ihren Gegenständen bestimmt werden.

I.

2. Wenn die Seele vom Körper abhinge, so müßte sie nothwendig allen Neigungen des Körpers folgen, wie die Thiere. Ein Pferd, dem Hafer vorgestellt wird, wird seinem gefräßigen Triebe nie befehlen können, daß er sich davon enthalte, so lange es nicht wohl gesättigt ist. Und so würde verhältnißmäßig in einem ähnlichen Falle es auch die Seele machen müssen, wofern sie körperlich wäre, und deßhalb würde sie in Gegenwart des angenehmen Gegenstandes nie im Stande sein, ihn mit Entschlossenheit von sich zu weisen, um ihm den ehrbaren, so herb er auch sein mag, vorzuziehen. Doch sehen wir, daß täglich das Gegentheil Statt findet bei allen Menschen, welche für die Tugend streiten. Wir sehen an

ihnen sich das erwahren, was Aristoteles bemerkte [1]), daß nämlich das höhere Begehrungsvermögen dem niederern, wie ein König seinem Vasallen, gebietet. Wir sehen, daß jenes das niedere im Zaume halte, so daß es die Gränzen des Erlaubten nicht überschreite. Wir sehen, daß, wenn dieses sie dennoch überschreitet, solches darum geschieht, weil der Wille, dem Andringen desselben aus freier Neigung nachgebend, ihm die Zügel schießen läßt, und Dem seine Beistimmung gibt, was er wohl würde verhindern können, wenn er, fest entschlossen, sich seiner Gewalt bedienen wollte. Wenn daher der Wille so frei ist, daß Nichts ihn zu nöthigen vermag, den Neigungen des Körpers zu folgen, wer wird dann jemals sagen, daß die Seele nicht von weit edlerer Natur sei?

3. Ueberdies: siehst du denn nicht täglich die Herrschaft, welche dieser nämliche Wille selbst über den Körper ausübt, wann er ihn den Schmerzen unterwirft, oder denselben verachtet, indem er ihn sogar dem Tode entgegenführt? Wirst du ein Thier finden, das sich freiwillig quälte, wie es so viele bußfertige Menschen thun, die sich geißeln, die Hunger leiden, die ihre Lenden mit spitzigen Stacheln umgürten? oder wo wirst du ein Thier finden, das, wenn es dem Tode glücklich entgehen kann, hingeht, denselben herauszufordern? Und doch geht die Seele so weit, denselben auch herauszufordern, da sie in den Schlachten so vielen Soldaten befiehlt, nicht nur mit ihrer Brust gegen den Feind einen Damm zu bilden, sondern auch muthig hinzugehen, um ihn in seinen Verschanzungen anzugreifen.

Ich will noch Erstaunlicheres sagen. Im Kriege, den Darius mit den Griechen führte, ereignete es sich, daß ein persisches Schiff mit verzweifelter Anstrengung floh; ein feindlicher Soldat faßte es vom Ufer aus mit einer Hand, um es anzuhalten, aber es gelang ihm nicht, weil ihm jene Hand von Jenen, die darin waren, in einem Nu abgehauen wurde. Da faßte er es schnell mit der andern; aber vergebens, weil auch diese ihm abgehauen wurde. Was that er deßhalb so ohne Hände? Weder das Blut, noch der Schmerz, noch selbst das Schlimmere, was er zu erwarten hatte, konnte ihn verhindern, sich an das verhaßte Fahrzeug mit den Zähnen anzuklammern, um ihm sich selbst gleichsam zum Schildfisch zu

1) Polit. c. 5.

machen; bis er, als ihm auch der Kopf weggehauen war, nur dann aufhörte, es zu verfolgen, als er aufhörte, zu athmen [1]). Wie könnte nun je die menschliche Seele in diesen und tausend andern ähnlichen Fällen den Körper zu so schwierigen Dingen nöthigen, wenn sie in ihrer Lebensdauer vom Körper abhinge?

Wenn im Tode der ihr dienstbaren Glieder auch sie stürbe, könnte dann noch ein Zweifel obwalten, daß sie vor Nichts größeren Schrecken hätte, als ihnen Ursache des Todes zu sein? und gäbe es ein so werthvolles Gut, dem sie nicht höchst verschwenderisch entsagte, um dem größten aller Uebel zu entgehen? Dann freilich würde der Tod jenen furchtbaren Titel verdienen, den ihm der Philosoph irrig auf die Stirne schrieb, als er ihn „den letzten Schrecken" nannte: denn das würde für die Seele ein Schiffbruch sein, in welchem sie Alles verlöre, ohne die geringste Hoffnung, je wieder auch nur das Mindeste zu erlangen. Nun weiß die Seele wohl, daß für sie kein solcher Verlust möglich ist; und darum ist es kein Wunder, wenn sie mit solcher Entschlossenheit den Körper täglich den wüthendsten Stürmen entgegenschickt.

4. Ferner erscheint in der Freiheit unseres Willens eine beinahe unendliche Kraft; indem weder irgend ein Geschöpf für sich allein, noch auch alle miteinander, seien es irdische, seien es himmlische, seien es höllische, ihn jemals nöthigen können, sich mit einem Gegenstande zu verbinden, oder sich von ihm zu trennen, wenn er nicht frei dazu einwilligt. Wie kann also jene Kraft eine bloß materielle sein, die von keinem aus all' den vielen erhabenen Geistern, geschweige denn von den bloßen Körpern bezwungen werden kann? Diese Herrschaft, welche der Wille über seine Handlungen besitzt, beweist, daß er sich selbst bewegt, und daß er von keiner erschaffenen Kraft bewegt wird, und auch nicht bewegt werden **kann**, als nur auf jene Weise, die ihm angemessen ist, nämlich durch die Liebe: diese Herrschaft beweist daher auch, daß er von ewiger Andauer ist, da er, um natürlicherweise zerstört zu werden, im Reiche der Natur einen so mächtigen Feind haben müßte, der (wie oben bemerkt wurde) am Ende stark genug wäre, ihm das Sein zu

1) Ap. Herod.

nehmen. Und doch gibt es nicht einmal Einen, der es vermöchte, ihm die Thätigkeit zu nehmen.

5. Einzig und allein könnte die Seele befürchten, von Gott zerstört zu werden, der, wie er sie einst aus dem Nichts hervorgehen machte, so sie auch wieder in das Nichts zurückführen könnte. Doch möge sie darüber beruhigt sein. Keine natürliche Kraft beabsichtigt geradezu die Zerstörung irgend einer Sache, sondern nur den Vortheil, den sie aus der Zerstörung derselben entweder für sich oder für Andere ziehen wird [1]): so daß selbst der Löwe, wenn er einen Hirschen tödtet, ihn nicht tödtet, um ihm das Uebel der Tödtung zuzufügen; sondern er tödtet ihn nur, um daraus das Gute zu ziehen, sich oder seine zur Jagd noch unfähigen Jungen damit zu nähren. Welchen Nutzen könnte aber Gott für sich daraus ziehen, daß er einer Seele jenes Sein nähme, welches er ihr gab, als er sie einer immerwährenden Fortdauer fähig schuf? Und was den Nutzen für Andere betrifft, so erheischt eine Seele, um sich zu erhalten, nicht die Zerstörung einer andern Seele, wie ein Körper die Zerstörung eines andern erheischt. Daher müßte Gott, wenn er die Seele tödtete, sie tödten wollen, um sie zu tödten. Das darf sie aber nicht im Mindesten befürchten. Die göttlichen Geschenke sind keiner Reue unterworfen: **Dona Dei sunt sine poenitentia**, sie sind wahre Geschenke, **datio irreddibilis**, sie sind ein festes Gold, und kein flüchtiges Quecksilber [2]). Das ihm angeborene Sein kann daher jenes Wesen nicht verlieren, welches dasselbe nicht verlieren kann, ohne daß es ihm von dem ersten Sein (von Gott) genommen werde.

6. Endlich kann unser Wille sich mit der freien Liebe zum sittlich Guten von selbst bestimmen, alle sinnlichen Gegenstände zu verachten, sich blos an der Tugend, an der Gerechtigkeit, an der Keuschheit, an der Frömmigkeit, an der Religion zu ergötzen, und seine Glückseligkeit in ein ganz geistiges Gut, wie Gott ist, zu setzen. Also ist die Seele rein geistig, weil sie sich im Handeln ein solches Ziel bestimmen, und mit solchen Mitteln darnach streben

1) S. Th. 1. p. q. 29. a. 9. et q. 49. a. 2. in c.

2) Arist. l. 4. Top. c. 4. n. 11.

kann, daß weder der Körper, noch die Sinne damit irgend etwas gemein haben.

7. Ja, wenn die Seele aber durch diese Thätigkeiten sich selbst unendlich vervollkommnet, was wollen wir dann noch mehr? Es ist nicht denkbar, daß jene Substanz, welche sich die Vollkommenheit ihres Wirkens dadurch erringt, daß sie so viel als möglich vom Körper sich los macht, jemals die Vollkommenheit des Seins verlieren solle, wenn sie sich ganz von demselben Körper trennt. „Kein Ding wird von Dem verdorben, worin seine Vollkommenheit besteht," sagen die Gelehrten [1]): denn eine Substanz vervollkommnen und sie zerstören, sind zwei ganz entgegengesetzte Dinge. Worin besteht nun aber die größte Vollkommenheit der mit dem Körper vereinigten Seele? Darin, daß sie im Körper bestmöglichst so wirkt und handelt, als ob sie vom Körper getrennt wäre.

II.

8. Was sagst du also? Scheint dir jetzt nicht, daß, möge man die menschliche Seele betrachten, wie man wolle, nach ihrem Verstande oder nach ihrem Willen, sie uns ganz deutlich ihre von der Zeit unabhängige Natur kundgebe? Jener einfältige Hirtenknabe, der dort oben auf dem Berge Ida den Magnet wie einen gemeinen Kieselstein mit Füßen trat, änderte dann, als er jene erstaunliche Macht sah, die derselbe auf das Eisen seiner Bauernschuhe ausübte, seine Ansicht, und fing an mit verwundertem Auge das zu verehren, was er ehevor mit rücksichtslosem Fuße trat. Es müssen daher von ganz rohem und verwildertem Verstande alle Diejenigen sein, welche, wenn sie über die Thätigkeiten ihrer geistigen Kräfte nachdenken (wie es jenes bekannte Orakel befahl: „kenne dich selbst"), doch nicht gestehen, daß die Seele ihrer Natur nach über alles Vergängliche erhaben sei, und daß sie deßhalb dem Tode keinen Tribut bezahlen müsse, wie doch jene erbärmlichen Menschen behaupten möchten, die sich weit mehr fürchten, mit einer Hälfte nur ihrer selbst zu sterben, als sie sich fürchten würden, ganz zu sterben: so schlecht kennen sie sich selbst.

---

1) S. Th. l. 2. contra Gentes, c. 79.

9. Wie ist es aber möglich, daß sie sich nicht kennen? Sie fühlen ja doch in ihrem Innern, daß der Verstand, je mehr er weiß, desto mehr geeignet ist, neue Kenntnisse zu erwerben; und sie fühlen, daß der Wille, je mehr er sich freut, desto begieriger ist, neue Freuden zu erlangen. Wie können sie nun dennoch die Ansicht haben, daß diese Kräfte von der Materie beschränkt seien? Die materiellen Kräfte, wenn sie auch lauter Meer-Muschelthiere wären, müssen doch, wenn sie bis zu einem gewissen Grade gesättigt sind, zuletzt dem Thaue des Himmels den Mund verschließen, und sich unfähig erklären, davon noch mehr in sich aufzunehmen. Jene Kräfte also, die, je mehr sie Nahrung erhalten, desto fähiger werden, immer fort mehr und mehr, ohne Aufhören, zu empfangen: ja, die gerade deßhalb fähiger sind, mehr zu empfangen, weil sie davon viel aufgenommen haben; — sind ohne Zweifel geistige Kräfte [1]). Und wenn sie geistig sind, wer zweifelt noch an ihrer Unsterblichkeit?

Dreißigstes Kapitel.

Man kann die Unsterblichkeit der menschlichen Seele nicht läugnen, ohne die Natur der Thorheit zu beschuldigen.

1. Die Kunst des Gärtners besteht nicht darin, daß er das Erdreich mit Pflanzen besetzt, die sehr vorzüglicher Art sind; sondern darin, daß er es mit solchen bebaut, die in dem seiner Pflege anvertrauten Boden am besten gedeihen. Ich läugne daher nicht, daß die vorhin angeführten physischen Gründe ihrer Natur nach die stärksten seien, zu beweisen, daß die Seele nicht zugleich mit dem Körper zu Grunde gehe: weil aber der Verstand Vieler nicht fähig ist, sie zu erfassen, so ist es billig, daß wir uns zu andern wenden, die vielleicht leichter darin Wurzel schlagen; und dies sind die moralischen. So will ich denn also drei Sätze beweisen,

---

1) S. Th. 2. 2. q. 24. a. 7. in c.

die wohlverstanden den Streit gewinnen werden. Wäre die Seele nicht unsterblich, so würde die Natur thöricht sein; so würde die Tugend Laster sein; so würde das Laster Tugend sein. Lassen wir den ersten den übrigen vorausgehen.

I.

2. Zwei Arten von Thorheit unterscheiden die tüchtigsten Gelehrten. Die eine, welche der Sanftmuth entgegengesetzt, und grausam ist; die andere, welche der Vernunft entgegengesetzt, und dumm ist: diese beiden Arten von Thorheit nun müßte man der Natur zur Last legen, wenn sie die menschliche Seele den Gesetzen der Zeit unterworfen hätte [1]).

3. Sie wäre erstens gegen den Menschen unsäglich grausam gewesen. Denn wenn mit dem Leibe des Menschen auch die Seele stürbe, so würde daraus folgen, daß er unter allen andern lebenden Wesen allein eine unvollständige Arbeit wäre, und gleichsam ein allerdings schöner, aber mangelhafter Entwurf bliebe, und nie als ein vollendetes Werk dastehen könnte. Betrachte die schmutzigsten Thierchen: jene, die sich kaum von dem Kothe unterscheiden, wo sie ausgeschlossen sind; selbst jene, sage ich, wurden von der Natur so sehr geliebt, daß diese in ihren Herzen nie, auch nur den leisesten, Wunsch anfachen wollte, ohne ihnen auch die Mittel zu verschaffen, ihn zu befriedigen. Aber würde sie etwa auch für den Menschen in unserm Falle eine ähnliche Rücksicht haben? Gerade das Gegentheil; denn sie würde ihn vielmehr auf eine Weise gemacht haben, daß er nie hoffen könnte, dorthin zu gelangen, wohin er mit so heißer Sehnsucht zu gelangen trachtet.

4. Die Fähigkeit des menschlichen Verstandes ist so weitumfassend, daß alle Dinge, die sind, nicht hinreichen, sie auszufüllen, da dort ein gleichsam unendlicher Raum auch für die Kenntniß derjenigen übrig bleibt, die nicht sind, aber sein können. Und die Sphäre des menschlichen Willens ist so umfangreich, daß sie zu befriedigen nicht einmal jene unzähligen Welten hinreichen würden, nach denen Alexander seufzte, wenn auch alle ein wahrhaftes Sein hätten, und nicht blos ein eingebildetes im Gehirne

---

1) S. Th. 2. 2. q. 157. a. 3. ad 3.

eines Wahnsinnigen. Wenn nun mit dem Leibe des Menschen auch die Seele stürbe, wann würde jemals in ihm jener wunderbare Hunger nach allem Wahren, das ihm noch nicht bekannt ist, und nach allem Guten je gestillt werden? Sicher würde das im gegenwärtigen Leben nicht geschehen können, wo er zu so großer Aufgabe weder Zeit, noch Mittel und Wege, noch Kräfte besitzt. Also müßte man in ihm eine gewaltige, sonst überall der Natur höchst verhaßte Leere finden, und ein heftiges Verlangen nicht nur unbefriedigt, sondern auch unmöglich zu befriedigen sehen, gegen die übrigens durchweg von der Natur in ihren Schöpfungen beobachtete Weise, nie etwas umsonst zu machen.

5. Besser bedacht würden also in diesem Falle Diejenigen sein, die nie das Licht der Welt erblickten: oder wenn das nicht, so würden doch viel glücklicher wenigstens die Thiere sein, denen das heitere Glück des gegenwärtigen Lebens weder von der Sorge für das zukünftige, in dessen Besitz man noch nicht gelangt ist, noch von dem Schmerze über das vergangene getrübt wird: es quält sie nicht der Neid um fremdes Wohlsein, es stachelt sie nicht der Ehrgeiz, es verzehrt sie nicht die Habsucht, sondern zufrieden mit ihrem Zustande verleben sie ruhig ihre Tage, und die meisten bedürfen nur einer kleinen Sorgfalt, um sich mit dem zu versehen, was nöthig ist, sich zu ernähren.

6. Und wenn doch auch die Thiere sterben müssen, wie viel weniger bitter ist für sie ein solcher Kelch, da sie ihn, so zu sagen, in einem Zuge austrinken, ohne ihn vorher gleichsam tropfenweise im Gedanken an ihre Sterblichkeit nehmen zu müssen; und da sie ihn trinken, nachdem sie das Leben gar oft viel länger genossen haben, als der Mensch es genießt! Der Mensch lebt kurze Zeit, und in dieser kurzen Zeit ist er gewöhnlich tausend peinlichen Sorgen, der Furcht, dem Ueberdrusse, der Eifersucht, der Reue, den Thränen, den Klagen unterworfen: ungenügsam im Glücke, untröstlich in den Widerwärtigkeiten, immer am Joche jener Dienstbarkeit, die dem niedrigen wie dem hohen Stande eigen ist. Jedenfalls sind die Betrügereien, die Fallimente, der Tod der nächsten Verwandten, die Verleumdungen, die Zänkereien, die Proceßhändel, die Beschimpfungen, die Schmach, die Vergewaltigungen von Seite der Mächtigen, die Nothwendigkeit, sich zu kleiden, zu han-

deln, zu feilschen und Auslagen zu machen, lauter schwer drückende Lasten, von denen das menschliche Leben desto beladener ist, je freier davon das ganze Leben der Thiere ist. Wenn daher der Mensch am Ende ebenso stürbe, wie sie, so würde unter den lebenden Wesen keines elender sein, als er, der, in seiner Erkenntniß um unzählige Stufen höher stehend, als die Thiere, darum auch, um sich zu befriedigen, einer unendlichemal kräftigeren und reichlicheren Nahrung bedarf, als sie alle.

7. Ueberdies; wie könnte eben jenes so kurze Leben, das ihm von der Natur vorgezeichnet ist, vor dem Vorwurfe der Grausamkeit eine so hartherzige Mutter schützen? „Ein ausgezeichneter Künstler darf nicht sterben," rufen überall die Gesetze [1]). Und wenn die Natur diese Gesetze den Gesetzgebern eingab, warum verachtet sie dieselben in ihren eigenen Werken? Doch nein, sie verachtet sie nicht, sondern befolgt sie ganz getreu in allen lebenden Wesen: warum denn verachtet sie dieselben also blos in dem Menschen? Wir sehen doch, daß unter den leblosen Wesen die edelsten von der Verwesung ausgenommen sind, wie die Himmelskörper, die Planeten, die Sterne. Warum geht es denn nicht auch unter den lebenden Wesen so, und warum muß man, anstatt die menschliche Seele mit einem so schönen Vorzuge geschmückt zu sehen, dieselbe nicht nur sterben, sondern noch dazu, so bald sterben sehen, daß für sie von der Wiege zum Grabe oft nichts anderes ist, als ein kurzer Schritt? Käme es dir nicht höchst befremdend vor, wenn die Natur, während sie den bessern Theil des Menschen von der Sense der Zeit ausnehmen könnte, denselben ihr so grausam unterwürfe, daß wir die Raben, die Krähen und die Hirsche um ihr lang dauerndes Verbleiben auf Erden, und sogar die Schlangen um ihre Wiederverjüngung beneiden müßten? Ich weiß, daß auf einen großen Mann (den Cardinal Sforza Pallavicini) es den Eindruck eines sehr starken Beweises machte, um sich von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele vollkommen überzeugt zu halten, wann er sah und bedachte, wie Viele in den Windeln sterben.

8. Dazu kömmt noch, daß die Natur, wenn sie unsere Seelen

1) L. ad Best. ff. de poen.

sterblich gemacht hätte, nicht blos grausam gegen alle Menschen, sondern noch grausamer gegen die Tugendhaftesten würde gewesen sein. Je gebildeter und weiser der Mensch ist, desto mehr erkennt er den Werth der ewigen Güter, und desto mehr sehnt er sich darnach, als seiner klarsten Quelle. Gewiß also müßte er dann stets um so betrübter leben, je mehr er mit jedem Augenblicke zu befürchten hat, daß ihm auf das Haupt jenes verhängnißvolle Schwert falle, welches ihm, anstatt der ewigen Güter, die ewige Vernichtung bringen soll.

9. Ja, weil sich bei den Guten wegen ihrer Tugend tagtäglich das Verdienst, lange zu leben, vermehrt, andererseits aber das Leben sich immer vermindert, so würde die Folge davon sein, daß das Capital des Lohnes, den sie noch gut haben, sich fort und fort verkleinerte: und somit würden sie, als schon alte Streiter, nicht blos auf eigene Kosten dienen müssen, ohne weitere Hoffnung, jemals einen Ersatz dafür zu erhalten, sondern sie müßten auch an ihrer Forderung so viel nachlassen, daß sie nie unglücklicher wären, als gerade wann sie siegreich den Kampf beendet hätten, da ihnen dann anstatt des Triumphes die härteste Strafe zu Theil würde, nämlich auf ewig alles Seins beraubt zu werden, obgleich sie dasselbe so gut angewendet hatten.

10. Wenn hingegen die Natur bei solcher Voraussetzung von der Lage der Dinge Jemanden eine Gnade erwiese, siehe, wem sie dieselbe erweisen würde: sie würde sie nur den Gottlosen erweisen.

11. Oder ist es nicht eine große Gnade für einen verurtheilten Verbrecher, wenn man ihn so täuscht, daß er es nicht merkt, daß er sich dem Galgen nähere! Diese Gnade erzeigt die Natur den Thieren; denn wie sie ihnen kein ewiges Gut enthüllt, weil dieselben unfähig sind, es zu erlangen, so hält sie ihnen auch die ewige Auflösung verborgen, um nicht mit der Erwartung des künftigen Uebels Geschöpfe zu täuschen, die kein anderes Gut genießen können, als das gegenwärtige. Eine ähnliche Gnade würde nun die Natur den Gottlosen erweisen, d. i. Denjenigen, die, obgleich sie Menschen sind, doch ein Leben wie Thiere führen: denn obwohl sie ihnen nicht gänzlich ihr letztes Schicksal verbärge, so würde sie doch dieselben auch nicht sehr damit beunruhigen, da sie,

berauscht von der Sinnenlust, jeden, auch noch so leisen Gedanken an den Tod von sich ferne zu halten trachten: Opfer, die zwar für die Schlachtbank bestimmt, aber doch von der fetten Weide jeder Sinnenlust wohlgemästet sind.

So würden dann die Bedachtsamkeit und die Frömmigkeit die grausamsten Henker des menschlichen Geschlechtes, der Leichtsinn aber und die Unmäßigkeit seine größten Wohlthäter sein: und somit würde sich nur zu sehr jene so verkehrte Meinung des Plinius erwahren, daß nämlich die Natur die Menschen nicht mütterlich bedacht, sondern wie eine Stiefmutter behandelt habe, da sie in die Besten von ihnen, mehr als in Andere, eine innige Sehnsucht nach ewigen Gütern gelegt hätte, während sie zugleich wollte, daß es ihnen unmöglich wäre, sie zu erlangen.

II.

12. Doch bin ich hiemit zugleich bei der Aufgabe angelangt, in der Natur die andere Art von Thorheit nachzuweisen, die wir dumm genannt haben, weil sie der Vernunft zuwiderläuft, und die besonders darin besteht, daß sie zu einem trefflichen Zwecke keine tauglichen Mittel zu finden weiß. Die Natur will vor Allem, daß der Mensch tugendhaft sei, d. i. daß er im Leben jene Gesetze beobachte, welche sie ihm in's Herz geschrieben hat. Allein welche Mittel würde sie in unserm Falle angewandt haben, um einen so hohen Zweck zu erreichen? Ungeeignete und unwirksame Mittel: da die Bosheit kaum etwas zu befürchten, und die Tugend kaum etwas zu hoffen hätte.

13. Ich weiß, daß das Laster in der Qual des bösen Gewissens seine eigene Strafe selbst mit sich trägt: **Prima est haec ultio, quod, se judice, nemo nocens absolvitur**, sagt Juvenal. Und so ist auch die Tugend selbst ihr eigener Lohn: wegen der Ruhe der Seele, die sie mit sich bringt. Aber das kann weder der ganze Lohn der guten Handlungen, noch die ganze Strafe der schlechten sein. Es muß ein großer Theil des Lohnes und der Strafe, die man verdient, nothwendigerweise der Zukunft vorbehalten sein, wie es augenscheinlich jene zwei merkwürdigen Ge-

müthsstimmungen, die Hoffnung und die Furcht, beweisen; die Hoffnung, die den Guten, die Furcht, die den Bösen eigen ist [1]).

14. Und in der That, wer sieht nicht, daß eine gute Regierung es so erheischt? Die Erschütterung des schlechten Gewissens ist eigentlich nicht Strafe desselben, sie ist Natur. Die Strafe muß verschieden sein von jenem innewohnenden Uebel, das immer mit der Schuld verbunden ist. Welche Weisheit würde sonst der Gesetzgeber bekunden, der den Dieben, den Ehebrechern, den Räubern keine andere schrecklichere Strafe festsetzte, als diejenige ist, die in ihrem Herzen das Stehlen, das Ehebrechen, das Rauben mit sich bringt? Die ärgsten Bösewichte würden dann gerade am wenigsten gestraft sein. Und dürfen wir der Natur jene wahnsinnige Regierungsweise zumuthen, die man am niedrigsten Regenten nicht dulden würde? Wir müssen vielmehr gestehen, daß sie den Gottlosen nicht nur eine von ihren Vergehungen wirklich verschiedene, sondern auch immerwährende Strafe vorbehalte; denn jedes Uebel, das mit der Zeit aufhört, kann man, ohne große Unklugheit, verachten, da es ja nicht unbedingt und unbeschränkt, sondern nur unter einer Beschränkung ein Uebel ist, nämlich ein Uebel auf eine Zeit lang: somit wäre der Mensch von der Natur nicht hinreichend eingeschüchtert, um das Laster zu fliehen, wenn er dafür keine andere Strafe zu befürchten hätte, als jene, die er in seinem kurzen Leben auf Erden empfangen kann. „Was kann das Großes sein, was ein Ende nimmt?" sagt ein Hieronymus [2]).

15. Das Nämliche muß man auch von dem Lohne sagen, der den tugendhaften Handlungen immer gebührt: besonders da die Natur, als eine reiche Herrscherin, — nicht weniger edelmüthig sein konnte, als es unter uns die regierenden Fürsten sind, die bei aller Noth ihrer Staatskasse doch ihren Völkern Belohnungen aussetzen, die verschieden sind von dem Gute, das ein tugendhaftes Leben mit sich bringt. Ja, die Natur mußte sich hierin geziemendermassen noch großmüthiger erzeigen, und nicht bloß kurze und vergängliche Belohnungen festsetzen, wie unsre Fürsten thun, sondern

1) Suar. de anim. l. 1. c. 10. n. 30.

2) In Psalm. 89.

ewig dauernde Belohnungen bestimmen: sonst würde sie das menschliche Geschlecht nicht hinreichend angelockt haben, muthig die dornichten Pfade der Tugend einzuschlagen, trotz aller lieblichen Fluren, wodurch das Laster die Menschen schmeichelnd an sich lockt.

16. Um so mehr, da das so eben erwähnte menschliche Geschlecht auch noch aus andern Gründen nicht bestehen kann, ohne die Ueberzeugung, daß die Seele unsterblich sei. Dieser Glaube, der mit der Welt entstand, ist immer allen Völkern gemein gewesen, wie Cicero [1]) aus der hohen Verehrung schloß, die alle Völker gegen die Gräber hegten, welche gar keine Achtung verdienen würden, wenn nach dem Tode des Körpers keine Seele mehr lebt oder leben kann, der etwas daran liegt. Und wenn hie und da ein verdrehter Kopf dieser einstimmigen Meinung aller Völker zu widersprechen versuchte, wie einst Epikur that, so wurde er für ein redendes Thier gehalten [2]).

Daher kam es auch, daß gegen Epikur sich um die Wette so viele bessern Philosophen von hohem Rufe erhoben. Welch' grössere Thorheit könnte man sich nur in der Natur denken, als daß sie mit eigener Hand in alle Herzen einen so gewaltigen Irrthum geschrieben habe, wie der sein würde, wenn es ein Irrthum wäre, daß die vernünftigen Seelen von ewiger Andauer seien?

17. Du wirst vielleicht sagen, die gute Regierung der Menschen verlange es so, daß diese sich überzeugt halten, daß sie alle ihrem edlern Theile nach unsterblich seien. Sei dem so, wie du sagst. Aber wenn es die gute Regierung der Menschen verlangt, daß sie sich überzeugt halten, unsterblich zu sein, so verlangt dieselbe auch, daß sie unsterblich seien. Die Natur braucht nicht die Welt mit Betrug zu regieren. Und welchen Grund hatte sie denn, die Menschen nicht so zu machen, wie es besser war, daß sie wären? Wir sehen, daß sie keinem Thiere etwas abgehen ließ in Dem, was nöthig war, um als Thiere, ihrer Art gemäß, zu leben: und wie wird sie also den Menschen etwas haben abgehen lassen von Dem, was nöthig ist, um als vernünftige Wesen zu leben?

---

1) 1. Tusc.
2) Cic. de Senect. l. ult.

18. Und doch betrifft das, was bisher gesagt worden, nur das Wohl des Menschen. Es bleibt uns also noch übrig, von Dem zu sprechen, was, wenn wir es doch so benennen wollen, das Wohl der Natur selbst betrifft.

19. Und warum schuf sie einst diese so schöne Welt mit einer so großen Mannigfaltigkeit der künstlichsten Werke, die man sich nur denken kann? Schuf sie dieselbe nicht, um in ihr den Ruhm ihrer unglaublichen Weisheit glänzen zu machen? Wer werden nun jene Zuschauer sein, welche dieselbe bewundern sollen? Die Thiere nicht, weil sie zu so etwas nicht fähig sind: die Menschen sollen es sein. Aber sage mir: wie könnten denn die Menschen das thun, wenn sie blos die kurze Zeit dauerten, welche sie auf der Erde wohnen? In ihrem sterblichen Leben ist ihre Erkenntniß dessen, was für sie ihr Schöpfer that, so gering, so beschränkt, so roh und so plump, daß sie, so zu sagen, kaum über die Oberfläche der Dinge hinausreicht, ohne in das Innerste derselben einzudringen, worin das Beste liegt. Es muß also diese Kenntniß dem Menschen auf eine andere Zeit vorbehalten sein. Sonst würde man das Kunstwerk der Welt eine vergebliche Arbeit nennen dürfen: wenn es von Demjenigen, der es kennen soll, nie vollkommen erkannt wird. Würde wohl der ein vernünftiger Maler zu nennen sein, welcher ein äußerst schönes Gemälde für eine Kirche oder für eine Stadt verfertigte, und dann es mit der Bedingung hingäbe, daß man nie ganz den Vorhang, der es bedeckt, wegziehen dürfe? Und doch würde in unserm Falle die Natur nicht anders gehandelt haben.

20. Sage mir nicht, daß die Engel hinreichten, ein so herrliches Bild zu bewundern, das ihren Augen nicht verschleiert ist. Erstens: weil die Engel gar nicht nöthig haben, von dieser körperlichen Welt auf den umfassenden Geist des Künstlers zu schließen, der sie machte. Sie wissen ihn in sich sehr gut von selbst zu erkennen. Dann, weil diese körperliche Welt, von der die Rede ist, nicht für irgend Einen von ihnen geschaffen wurde; sie wurde für den Menschen gemacht, der, wie er von so vielen schönen, den Sinnen unterworfenen Gegenständen gewiß den größten Vortheil erhalten sollte, so auch billigerweise sie besonders gut kennen mußte, um sofort dem Schöpfer derselben jenes Lob, jene Bewunderung,

jene Liebe, jenen Dank aussprechen zu können, den er ihm für ein so überreiches Geschenk schuldete.

21. Ist es nicht wenigstens gewiß, daß es mehr als billig sei, daß der Mensch sich selbst, seine Kräfte, seine Leidenschaften, Handlungen, und Alles, was er Schätzbares in sich schließt, kenne, um sich für Den zu halten, der er ist? Wie aber kann er hier dies genügend thun? Ich lasse also dich urtheilen, ob es wahrscheinlich sei, daß für den Menschen außer der großen, mit so vielen Geschöpfen angefüllten Welt, auch die kleine Welt, d. i. der Mensch selbst, voll so vieler ausgezeichneter Eigenschaften gemacht sei; und daß dann doch der Mensch nie zur vollendeten Erkenntniß alles dessen gelange, was für ihn gemacht ist, sondern daß er nach einem flüchtigen Blicke, den er im Vorbeigehen darauf geworfen, auf einmal sterben, und zwar für immer sterben solle, ohne von all' den Dingen, die doch ihn angehen, auch nur einen tausendsten Theil, und selbst diesen nur unvollkommen verstanden zu haben, so daß man dies sein Erkennen mehr Ahnung als Gewißheit, mehr Traum als Wissenschaft heißen darf.

Eine so große Pracht von Flüssen, von Meeren, von Bergen, von Thieren und herrlichen Himmelskörpern; ein menschlicher Körper, mit unermeßlicher Weisheit gebildet und eingerichtet; eine Seele, die mit so großen Vorzügen begabt ist, daß auch nur ein flüchtiger Gedanke daran schon Staunen erregt; — dies Alles soll für nichts Anderes da sein, als für ein kurzes Leben, das man vom Sterben kaum unterscheiden kann! O thörichte Natur, die einen Zweck der vernünftigen Seele beabsichtigt, und dann ihr nicht einmal Zeit gibt, ihn zu erlangen! Doch nein, die Natur ist nicht thöricht: thöricht ist Derjenige, der sich dieselbe so einbildet, und der Seele die Unsterblichkeit abspricht, die jedem vernünftigen Wesen so eigenthümlich ist.

22. Wir schließen demnach so, wenn man der Natur keinerlei Unsinn, weder den Unsinn der Grausamkeit, noch den Unsinn der Dummheit zumuthen kann; so folgt daraus nothwendig, daß sie die Menschen so gemacht habe, wie sie eine gütige und zugleich in ihrem Wirken kluge Bildnerin machen mußte, nämlich fähig auch eines ewigen Lebens.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wenn die Seele nicht unsterblich wäre, so würde die Tugend Laster, das Laster Tugend sein.

1. Es gab eine Zeit, wo die Welt, sich selbst unbekannt, ihr eigenes Dasein nur zur Hälfte wußte. Daher wurden die Gegenfüßler nicht nur von dem Pöbel, sondern auch von großen Gelehrten lange Zeit für fabelhafte Völker gehalten [1]), als ob die Bewohner eines auf der Weltkugel unsern Füßen entgegengesetzten Landes nothwendigerweise kopfüber stehen, die Bäume ihre Wurzeln dort haben, wo die Gipfel hingehören, und der Thau, der Regen, die Wetter und die Hagelschlossen nicht abwärts fallen müßten (wenn sie die Felder erquicken oder verwüsten wollten), sondern aufwärts, wie die Dünste steigen. So weit entfernt sich vom Pfade der Wahrheit in seinen Reden Derjenige, der mehr die Phantasie als die Vernunft zu seiner Wegweiserin nimmt, und nicht bedenkt, daß das Abwärts und Aufwärts beziehungsweise Ausdrücke sind, die ihre Benennung und Bedeutung nur vom Mittelpunkte haben, der zwischen den Gegenfüßlern und uns liegt.

Aber in Wahrheit, so irrig einst diese Schlußfolgerung war, daß eine lächerliche Verkehrtheit aller Dinge einträte, falls es Gegenfüßler gebe, so richtig würde dieser Schluß jetzt sein, wenn man annähme, daß die Seele eben so sterben müsse, wie die Thiere. Denn es würde dann auf der Welt das ganze System verkehrt werden, und zwar nicht das physische, sondern das moralische, was eine weit traurigere Unordnung ist; denn die Tugend würde dann die Stelle des Lasters, das Laster die Stelle der Tugend einnehmen: ja nicht nur die Plätze würden verwechselt, sondern auch ihr Wesen würde verändert werden, so daß die Tugend Laster, das Laster Tugend werden würde. Wir wollen das klar beweisen: denn dieser Beweis ist so stark, daß er allein im Stande ist, jeden nicht hartnäckigen Verstand zu überwinden.

---

1) Lact. inst. l. 3. c. 24.

I.

2. Alle Völker, wenn gleich so verschieden an Geschmack und Einrichtungen, sind beständig darin übereingekommen, die Tapferkeit sehr hoch zu schätzen. Ein tapferer Krieger — von wem wird er nicht geehrt? Man zählt ihn, so zu sagen, für ein ganzes Heer; und es scheint, daß Jeder, der ihn sieht, ihm jenes Lob ertheile, das einst in Rom ein berühmter Löwe wegen der großen Proben erhielt, die er im Amphitheater beim Kampfe mit andern Thieren abgelegt: **Quis non esse gregem crederet? unus erat** [1]). Diese so glänzende Tugend nun, die zu ihrem vorzüglichsten Gegenstande die Verachtung der Gefahren und besonders der furchtbarsten Gefahren hat, wie die des Todes sind [2]); diese Tugend, sage ich, würde kein Gold, sondern Schlacke sein, wenn die Seele des Menschen sterblich wäre [3]). Ich will es dir beweisen.

Die Tugend besteht in nichts Anderem, als in der Befähigung und Bereitwilligkeit, ihren Zweck zu erreichen, mittelst des Werkes, das sie unternimmt. „Die Tugend ist ein Streben des Vollkommenen nach dem Besten" [4]): und es heißt „nach dem Besten", weil das Beste für jede Natur das ist, was sie zum Zwecke hat, sowie das Schlechteste das ist, was dem letzten Zwecke derselben Natur am meisten entgegen ist [5]); wie Jeder es klar von sich selbst begreifen wird, der nur einige Beurtheilungskraft hat. Wenn daher die Seele sterblich wäre, so würde ihr letzter Zweck gewiß der sein, so lange als möglich zu dauern, in Vereinigung mit dem Körper, ohne den sie jedes Gut verloren haben würde. Somit würde dann die edelste Handlung der Tapferkeit, das Sterben, um den Freund, den Herrn, das Vaterland, die Religion zu vertheidigen, sich schnurgerade dem letzten Zwecke des Menschen entgegensetzen: und darum würde eine solche tugendhafte Handlung

---

1) Mart. l. 8. ep. 52. 2) Eth. 3. l. 1.
3) S. Th. 2. 2. q. 123. a. 4.
4) Virtus est dispositio perfecti ad optimum. Arist. l. 7. Phys. text. 17 et 18.
5) S. Th. 1. 2. q. 100. a. 1. in c.; et 2. 2. q. 23. a. 7. in c.

in Wahrheit keine Tugend, sondern ein Laster sein, und auf den Wagschalen der richtigen Vernunft nicht als ächte, sondern als falsche Münze gelten [1]).

3. Du wirst vielleicht sagen, daß, da das allgemeine Wohl dem besondern vorgehen müsse, es in diesem Falle dem Menschen nicht ungeziemend sei, seinen eigenen Zweck außer Acht zu lassen, um ihn dem allgemeinen Besten zu opfern. Das wäre aber eine ganz irrige Ansicht. Denn, da der Mensch um seiner selbst willen und nicht für Andere gemacht ist, wie es die Thiere sind, so konnte er von der Tugend nicht verpflichtet werden, seine eigene Zerstörung zu lieben, oder sich ihr für irgend einen Andern Seinesgleichen auszusetzen; denn dies hieße ihm die Verpflichtung auflegen, seinen Nebenmenschen mehr zu lieben, als sich selbst, was gegen alle Vorschriften der Vernunft verstößt. „Die Liebe zu Andern entspringt," wie Aristoteles lehrt [2]), „aus der Liebe zu sich selbst."

So lange man annimmt, daß die Seele nicht zugleich mit dem Körper zu Grunde gehe, geht es ganz gut; denn, da sie unsterblich bleibt, so ist ein ehrenhafter Tod des Körpers für sie kein verhaßter Tod, sondern die Geburt zu einem bessern Leben. Und so, wenn wir jetzt für Andere sterben, lieben wir in diesem Acte, wenn man es wohl bedenkt, keinen Andern mehr, als uns selbst; denn mit einem solchen Acte erstreben wir Anderen ein vergängliches Gut, als da ist die Beschützung ihrer Habseligkeiten, ihrer Kinder oder ihrer Person; und uns erstreben wir ein ewiges, wie jenes ist, das uns von der Tugend kömmt, dem einzigen Mittel, uns durch alle Ewigkeit selig zu machen. Nicht so aber, wenn die Seele zugleich mit dem Körper zu Grunde ginge. Dann würde sie auf ewig nichts mehr zu hoffen haben. Wie darf es daher sein, daß die Tugend, die des Menschen höchstes Gut ist, für ihn das größte Unglück werden, und ihm alles Gute rauben könne? Dann würde die Tugend nicht eine allge-

---

1) Gregor. de Valent. in 1. p. disp. 6. q. 1. puncto 3. §. secundo probatur.

2) L. 9. Eth. c. 8.: „Amicabilia enim quae sunt ad alterum, veniunt ex amicabilibus quae sunt ad se ipsum."

mein liebenswürdige Vollkommenheit der menschlichen Natur, sondern sie würde eine Zerstörung derselben, und somit nicht mehr Tugend, sondern Laster sein.

4. Umsonst wirst du mir auch einwenden, daß der tapfere Mensch dann als edlen Lohn für seinen Tod die Ehre hoffen könnte, die eine andere Art von Leben ist, wodurch er, in der Unsterblichkeit des Ruhmes, seine Asche überdauern würde. Dies sind schöne Worte, und sonst eitel Nichts! Wenn man der Tugend die Ehre zum Lohne bestimmen würde, so wäre das eben so viel, als wenn man sie mit dem Klange des Goldes bezahlen, oder vielmehr foppen wollte.

5. Erstens ist die Ehre, die man dem Menschen erweist, nichts Anderes, als ein Zeichen der Tugend, welche den Menschen schmückt. Sie muß also ein geringeres Gut sein, als das, dessen Zeichen sie ist. Wenn sie aber ein geringeres Gut ist, als die Tugend, wie kann sie dann ihr ganzer Lohn sein?

6. Ferner: Die Ehre wird oft reichlich auch dem Laster zu Theil: wenn sie daher ein Zeichen von Tugend ist, so ist sie kein sicheres Zeichen; denn das Volk unterscheidet nicht so gut den rechten Mittelweg, sondern verwechselt den Verwegenen mit dem Tapfern, wie es den Verschwender mit dem Freigebigen, den Furchtsamen mit dem Vorsichtigen, den Düstern mit dem Ernsthaften, den Gerechten mit dem Hartherzigen verwechselt. Also kann man die Ehre nie den Kranz der Tugend nennen, da man ihn wohl oft auch auf der Stirne des Lasters sieht, das ihn so wenig verdient.

7. Zu dem kömmt noch, daß das Wirken für die Ehre von Seite der Menschen die tugendhafte Handlung nie veredelt, sondern vernichtet, und, während sie ihr den schönen Schein läßt, ihr die Wirklichkeit nimmt. Daher würde auch der höchste Act von Tapferkeit, der nicht aus Liebe zur Tugend, sondern nur aus Ruhmsucht hervorginge, gleichsam eine Leiche von Tugend sein: so wenig Leben würde er haben.

Ueberdies besteht die Tugend mehr in den inneren Acten, die wie ein verborgener Schatz den Menschen veredeln, als in den äußeren [1]). Wie kann sie daher jemals den vollen Lohn für ihr

1) Arist. l. 4. Eth. c. 8.

ganzes Wesen von der Ehre erhalten? Höchstens kann sie denselben für jenen kleinen Theil ihrer selbst erhalten, der den Augen der Zuschauer erscheint, die bald neidisch, bald kurzsichtig sind.

8. Und wenn dem so ist, was für ein Gut ist dann diese Ehre, daß es der tapfere Mensch gerne um so theuern Preis erkaufen sollte, wie der der eigenen Vernichtung ist? Gewiß würde er, wenn er vernichtet wäre, nicht mehr jenes Lob hören können, das ihm von den Nachkommen, den Bewunderern seines Muthes gespendet würde. Und welchen Nutzen würde daher der Arme daraus ziehen, wenn er die Wonne seines unsterblichen Namens nicht mehr fühlt? Man würde nicht einmal sagen können, daß er im Schatten des menschlichen Glückes ausruhe (wenn wir auch der Ehre diesen Namen geben wollen), viel weniger dann, daß er davon auch nur Etwas verkoste: Zu spät kömmt der Ruhm, der nach den Thaten kömmt[1]).

Aus alle dem würde also, um zum Schlusse zu kommen, endlich folgen, daß der höchste Act der Tapferkeit, der Heldenmuth, nicht blos keiner Belohnung fähig wäre, sondern dem Tapfern zum Lohne das größte Uebel brächte, welches die Vernichtung ist. Und würde man eine so barbarische Tugend dann noch Tugend nennen können? Tugend würde dann eher das Laster sein: welches der andere Satz ist, den ich beweisen sollte, und den ich jetzt beweisen will.

II.

9. Ein Unmäßiger wird unter den Menschen mit allem Rechte gleichsam für ein Schwein gehalten. Aber wenn sich in ihm zur Unmäßigkeit noch die Ungerechtigkeit gesellt, so wird er ein Wildschwein sein, das nicht nur an sich häßlich, sondern auch für Andere schädlich ist, und jeden schönen Garten, den es offen findet, verwüstet. Wenn jedoch die Seele nicht viel weitere Gränzen ihres Lebens hätte, als der Körper, so würden die Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit im Menschen nicht mehr eine Sünde, sondern eine Zier sein, da sie ihm keinen Tadel mehr, sondern nur glänzende Ehre verschaffen müßten.

---

1) Mart. »Quae post facta venit gloria, sera venit.«

10. Was nun die Unmäßigkeit betrifft, so ist es offenbar, daß, wenn die Seele von den Ruinen ihrer Glieder erdrückt werden müßte, ihr größtmöglichstes Gut darin bestehen würde, dieselben aufrecht zu erhalten, und das größte Uebel darin, ihnen irgendwie Anlaß zu geben, zu wanken, zu stürzen, sich zu schwächen. Und wie es daher für die lobenswürdigste Eigenschaft, die an dem Menschen sich findet, mit Recht gilt, daß er sein höchstes Gut sucht; so würde dann das Lobenswürdigste an ihm sein, daß er den nichtswürdigen Körper wohl nährte, ihn mästete, ihn kräftig machte und mit all' jenen Genüssen sättigte, die geeignet sind, ihn recht fröhlich zu erhalten. So daß jene viehische Inschrift, die sich einst Sardanapal auf sein Grab setzen ließ: **haec habui quae edi, quaeque exsaturata voluptas hausit**: während sie auf das Grab eines Esels gesetzt zu werden verdient, dann gleichsam der kurze Inbegriff aller verborgenen Weisheit sein würde.

Und in der That! aus welch' anderem Grunde ist denn die Mäßigkeit lobenswerth, als weil sie den Körper dem Geiste gehorchen macht, der sich um das, was vergeht, nicht bekümmert, damit er jenes Gut sich verdiene, das nie vergeht? Wenn aber mit dem Körper auch der Geist zu Grunde ginge, so würde der ganz vom Körper abhängende Geist diesem gehorchen müssen, ohne den er ja niemals irgend ein Glück würde zu hoffen haben. Also würde die Mäßigkeit dann nicht mehr lobenswerth, sondern fehlerhaft sein. Ist es etwa ein Lob für ein zum Verkaufe ausgestelltes Pferd, wenn man sagt, es sei enthaltsam? Das ist vielmehr sein größter Tadel. Das größte Lob, das man ihm auf dem Markte ertheilen kann, ist vielmehr, wenn man sagt, daß es gern fresse; denn da jenes Thier keines höhern Zweckes fähig ist, als eine Zeit lang munter und kräftig zu leben, so würde für dasselbe ein Fehler jene Enthaltsamkeit sein, die einem solchen Zwecke zuwider ist; und eine gute Eigenschaft ist dagegen jene Gefräßigkeit, die ihm mehr als alles Andere dazu verhilflich ist, da sie verlangt, daß es nicht aufhöre, den Bauch anzufüllen, so lange die natürliche, nicht ganz befriedigte Wärme sagt: friß.

11. Auf dieselbe Weise würde bei dem Menschen auch die Ungerechtigkeit eine Tugend sein. Stelle dir einen Menschen vor, der keine andere Richtschnur kennt, als seinen eigenen Sinn, und

keinen andern Grund, als seinen Degen: einen Menschen, der nur dazu auf die Welt gekommen zu sein glaubt, um, wie der Hecht im Wasser, so Vielen zu schaden, als er kann: einen Menschen, der, um seine Uebermacht zu zeigen, sich brüstet mit den Gewaltthätigkeiten, die er gegen seinen Nächsten ausgeübt, und mit gleichem Uebermuthe über die Anklagen und die Beifallsbezeigungen lacht: dieser, sage ich, ist es, der (wenn der Körper eines Tages der Seele zum Grabe werden soll, wie er jetzt ihre Wohnung ist) für den Würdigsten gehalten werden müßte, über alle Menschen zu herrschen, weil er der Tugendhafteste wäre, der unter ihnen sich fände: dieser würde mehr, als jeder Andere den graden Weg zum letzten Ziele betreten haben, welches dann kein anderes wäre, als sich bei Allen in Geltung zu setzen; und dieser würde dann gleichfalls am besten das Ziel erreichen, nämlich sich zu erhalten, sich zu befriedigen, und nach seinem eigenen Belieben zu leben. In einem solchen Falle würde es erlaubt sein, jede Freundschaft zu brechen, zu lügen, den Nächsten zu überlisten, ihm das gegebene Wort zu läugnen, wenn dies Alles das kürzeste Mittel wäre, den Tod zu vermeiden, oder den Zustand jenes sterblichen Lebens zu verbessern, das dann die Stütze jedes andern Gutes sein würde.

Warum dann noch jenen ehrlichen Demetrius loben, der, als er von Cäsar mit dem Versprechen eines überaus großen Geschenkes versucht wurde, einen Verrath an der Gerechtigkeit zu begehen, demselben, von Zorn entbrannt, zur Antwort gab, daß das ganze römische Reich kein hinreichender Preis sei, ihn zu bestechen? Si tentare me Caesar constituerat, toto illi fui experiendus imperio. Umsonst würde dann Seneka sich so sehr bemühen, diese Antwort bis zu den Sternen emporzuheben: denn, je weiser jener Elephant ist, der, um sich das Leben zu retten, das Elfenbein, das er im Maule hat, den Jägern hinwirft, desto thörichter würde dann jener Demetrius sein, der nicht jeden Gewinn, nicht jede Beförderung annähme, sondern das gegebene Wort höher achtete, als die Ungnade des durch solches Benehmen entrüsteten Cäsars. Wozu noch etwas auf Wort, auf Treue, auf Gerechtigkeit, auf Dankbarkeit, auf Standhaftigkeit halten, wenn die Seele stirbt? Kein Gut darf man höher schätzen, als das höchste Gut; kein Uebel mehr verabscheuen, als das größte Uebel. Nun, wenn di

Seele auch sterblich wäre, so würde das höchste Gut ein langes Leben, und das größte Uebel der Tod sein. Und deßhalb würde es dann ganz gerecht und billig sein, daß der Mensch, um das Leben zu verlängern, oder angenehmer zu machen, jedes andere Gefühl und Streben ausdrücklich aus sich verbanne: und er würde hierin nicht tadelnswerther sein, als jener Kaufmann, der, um das Schiff zu retten, jede Kiste über Bord wirft, die ihm im Sturme keinen Nutzen mehr, sondern Schaden bringt.

III.

12. Du siehst also, wie bei der moralischen Verkehrung, von der wir handeln, die Tugend Laster und das Laster Tugend sein würde. Und hältst du diese Unordnung für erträglich? Wenn dies der Fall wäre, so würde daraus folgen, daß in dieser Welt Gott als vertraute Freunde seine Feinde, und als Feinde seine vertrauten Freunde behandelte. Eine der Freundschaft eigene Wirkung ist die Mittheilung der Geheimnisse. Nun würde dieses so große Geheimniß, — daß mit dem Tode Alles ein Ende hat, daß alle Strafen und alle Belohnungen aufhören, allen Guten gänzlich verborgen sein, die mit so großer Selbstaufopferung dem Banner der Tugend folgen; es würde hingegen allen den Gottlosen bekannt sein, die sich auf das zügelloseste dem Laster ergeben. Es würden daher die Gottlosen jene hochbegünstigten Freunde sein, die in das geheime Kabinet Zutritt haben, um die Wahrheit zu erfahren; und die Guten würden die Fremdlinge sein, die man vor der Thüre stehen läßt.

13. Ja noch überdies: das sicherste Mittel, zu dieser innigen Vertraulichkeit mit Gott zu gelangen, würde sein, daß man ihn recht arg und offenbar entehrte; denn wir sehen, daß, je verruchter und zügelloser Einer in seinem Leben wird, er desto leichter sich zu bereden geneigt ist, daß die Seele sterblich sei. Wie es also mit einem Balsambaume geht, so würde es dann auch mit Gott der Fall sein: wer ihn mehr zu verwunden suchte, der würde daraus auch mehr Saft von Wahrheit gewinnen.

14. Und wenn der Sperber, wann er zu viel gefressen hat, sich nicht wohl in die Höhe schwingen kann, um seine Beute einzuholen, so würde in unserem Falle gerade das Gegentheil statt-

finden. Der menschliche Geist würde sich nie leichter emporheben, um zu diesen höchsterhabenen Wahrheiten zu gelangen, und sie zu fassen, als wenn er mit jedem unfläthigen Laster am meisten beschwert ist. Und das Gewissen eines so verruchten Bösewichts würde am allersanftesten ruhen müssen, da ihm das schöne Loos zu Theil geworden, sich in seinen Urtheilen nicht zu täuschen, als er sich vornahm, alle erdenkbare Glückseligkeit diesseits zu erstreben, und diejenige, die man sich jenseits träumen könnte, allen Denen zu lassen, die daran Gefallen finden.

15. Kannst du dir somit eine größere Verkehrtheit und Zerrüttung der Dinge vorstellen? Dies hieße ja wahrhaftig den Kopf dorthin setzen, wohin die Füße gehören, und die Füße dorthin stellen, wohin der Kopf gehört; denn dies wäre gerade so viel, als Allem zuwiderlaufen, was, nicht etwa blos die Einbildung, sondern die Vernunft verlangt. Und dir gefällt es, einer so schönen Meinung zu folgen? O welche Thorheit! Thue, was du willst. Dein Verstand muß unsägliche Mühe haben, wenn er sich zu solchem Unsinne herablassen und dir sagen soll: ja, die Guten auf dieser Welt müssen die Getäuschten und die Lasterhaften die Verständigen sein. — Er wird es niemals sagen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Widerlegung der Einwürfe, die man gegen die Unsterblichkeit der menschlichen Seele vorbringt.

1. Es würde nicht der Mühe werth sein, sich aufzuhalten, um die Streiche der Gegner in dem mit ihnen aufgenommenen Streite zurückzuschlagen, wenn es uns nicht eben bei dieser Abwehr auch gelingen müßte, sie noch schwerer zu verwunden, wie uns die guten Regeln der Fechtkunst lehren. Deßhalb werden wir hier jene ferneren Einwürfe besprechen, welche sie gegen die Unsterblichkeit der menschlichen Seele vorbringen, damit selbst daraus erhelle, wie sehr sie nicht blos ohne alle Vernunft reden, sondern sogar wider die Vernunft, als wahre Feinde des Lichtes, gehen.

I.

2. Ihr erster Einwurf ist, daß sie mit höhnischem Gelächter sagen: wenn die Seele des Menschen unsterblich wäre, so scheint es nicht möglich, daß von denselben nicht mehr als eine auf die Erde zurückkehrte, oder sich doch da sehen ließe, um uns wenigstens Nachricht zu geben von der andern Welt. Doch wer von uns kann sich eines solchen Besuches rühmen? „Man weiß noch Keinen, der vom Grabe zurückgekommen ist“ [1]).

3. Welche Albernheit ist aber größer, als diese! Wie kann man die Sinne zu Zeugen dessen verlangen, was die Sinne übersteigt? Gott hat die Entscheidung dieser Sache nicht der niedern Kammer der Erfahrung, sondern dem obersten Gerichtshofe der Vernunft, oder (wo diese nicht in Wirksamkeit ist) dem des Glaubens übertragen. Zwar fehlen auch solche Erfahrungsbeweise nicht, da mehr als Ein Mal die Seelen der Verstorbenen zurückgekehrt sind, den Lebendigen Nachricht von sich zu geben. Und wie es gewiß eine Schwäche des Geistes sein würde, einer jeden von derlei Erzählungen Glauben zu schenken, so ist es auch eine Thorheit, ihn allen zu versagen, und hierin dem zu widersprechen, was mehr als Ein ausgezeichneter Schriftsteller in jedem Jahrhunderte bezeugt hat. Und wie jener Juwelenhändler thöricht ist, der jeden Beryll für einen Diamant hält; so ist der gerade so thöricht, welcher jeden Diamanten für einen Beryll ansieht.

Wer kann jedoch zweifeln, daß solche Erscheinungen nicht so häufig seyn können, wie Einige es gern haben möchten, da sie den Gesetzen der Natur nicht gemäß, sondern ganz zuwider sind, und daher diese jedesmal einer ausdrücklichen Aufhebung bedürfen? Sowie die Leichname sich nicht jeden Augenblick aus ihren Gräbern erheben, und wieder in's Leben zurückkehren dürfen, so dürfen auch die Seelen, getrennt von jenen Leichnamen, nicht aus den ihnen von Gott angewiesenen Orten herausgehen und wieder mit den Lebendigen sprechen. Sind sie im Orte des Jammers, so sollen sie dort ohne Aufhören bleiben, und ihre Peinen für sich allein, ohne Linderung, tragen; und sind sie im Orte der Glückseligkeit,

1) Sap. 2, 1.

so sollen sie ruhen, und dort fröhlich ihren Lohn genießen, ohne mehr auf die Bühne zurückzukehren, nachdem sie so ruhmvollen Beifall davongetragen, als sie ihre Rolle ausgespielt hatten. Einen Schauspieler wieder auftreten lassen, nachdem er seine Pflicht erfüllt hat, und abgetreten ist — das hieße Verwirrung in das Schauspiel bringen wollen: der Knoten läßt dies nicht zu. Und das gilt in unserm Falle. Denn, da die künftige Glückseligkeit der Lohn der Tugend ist, so muß sie verborgen bleiben, damit eben diese Verborgenheit den Werth derselben Tugend erhöhe, und noch besser das gehörige Verhältniß festsetze, das stets zwischen dem Verdienste und dem Lohne bestehen soll.

II.

5. Der andere Einwurf hat ein wenig mehr Schein und ist somit auch etwas ernster. Er besteht in der Behauptung, daß die Seele, da sie in ihrem Wirken von den Organen des Körpers abhänge, getrennt von dem Körper nicht bestehen könne. Und wirklich sieht man, daß, wenn durch irgend einen Zufall die Lebensgeister nicht mehr wie zuvor vom Gehirne in die Nerven auf- und absteigen können, dem Menschen jeder, wenn auch noch so kleine, Gebrauch der Vernunft verwehrt ist. Wie würde aber das der Fall sein, wenn sie nicht in jeder vernünftigen Thätigkeit unbedingt und nothwendig von jenen Lebensgeistern abhinge?

Ueberdies erfährt Jeder in sich, daß er keine Wahrheit erfassen kann, ohne daß er sich in seiner Phantasie ein Bild und gleichsam ein Porträt davon entwerfe, da er sich die Engel und sogar Gott selbst in menschlichen Gestalten vorstellt: Nihil sine phantasmate intelligit anima [1]). Daraus folgt dann offenbar, daß, so wie die Thätigkeit der Phantasie von der Materie abhängt, eben so auch der Verstand davon abhänge, der ohne die Phantasie gleichsam ein ausgeraubter Maler bleibt, ohne Farben, ohne Palette, ohne Leinwand, ohne Pinsel.

6. Um nicht in Irrthum zu gerathen bei diesem Gerede, das schon manchen zu übertriebenen Schmeichler seines eigenen Körpers irre gemacht hat, muß man zwei Arten von Abhängigkeit wohl

1) Arist. 3. de anima text. 30.

unterscheiden, eine wesentliche und zum Wirken immer nothwendige, und eine zufällige und blos auf einige Zeit nothwendige. Das Sehen hängt wesentlich vom Auge ab; von den Augengläsern aber hängt es zufällig ab: daher kömmt es auch, daß das Sehen ohne Augengläser sich allemal zuträgt; nie aber trägt sich's zu, daß man ohne Auge sehe. Die Abhängigkeit nun von den Bildern der Phantasie, in welcher die Seele sich befindet, ist nicht von der ersten Art, sondern von der zweiten: sie ist zufällig; das ist, so lange als die Seele mit dem Körper vereinigt in dem gegenwärtigen Zustande mitten in jenem Nebel lebt, den die körperlichen Dinge ringsumher gegen das Wahre erregen. Sobald sie aber davon los ist, so verhält es sich nicht mehr so. Denn dann, von jeder Materie getrennt, kann sie auf eine ganz andere Weise wirken, sie kann nämlich die erkennbaren Dinge an sich selbst direkt, und nicht mehr reflektirt in den groben Bildern betrachten, die ihr von den Sinnen gemalt werden [1]).

7. Daß aber wirklich die Seele in ihrer Thätigkeit nicht absolut von den Sinnesorganen und auch nicht von den Bildern der Phantasie abhänge, ist von uns schon hinreichend mit mehreren Gründen bewiesen worden. Aber außer diesen läßt es sich mit mehreren andern noch bekräftigen. Erstens, weil die Seele Nichts so sehr zu verstehen wünscht, wie die geistigen, die erhabenen, die göttlichen Dinge, die auf keine Weise Gegenstand der Phantasie sind. Das ist also ein Beweis, daß die Seele in ihrem Verstehen nicht wesentlich von den Sinnen abhänge; sonst würde sie nicht so sehr wünschen, sich über die Sinne zu erheben.

8. Zu dem besteht die dem Verstande mehr eigenthümliche Thätigkeit nicht darin, daß er das, was ihm vorkömmt, verstehe, sondern besonders darin, daß er darüber urtheile. Nun ist aber einem solchen Urtheile die Stimme der Einbildungskraft nicht nur nicht förderlich, sondern oft nachtheilig, da sie dem Verstande häufig Gelegenheit gibt, zu irren, wenn dieser nicht sehr vorsichtig ist, um von sich selbst den trügerischen Schein jener Bilder zu berichtigen. Was Anderes beweist dies nun, als daß er ihnen nicht unterworfen ist, sondern sie beherrscht?

---

1) S. Th. 2. p. q. 89, a. 1.

Es erscheint die Sonne am Horizonte, und die Augen, welche davon sogleich der Seele Nachricht bringen wollen, malen ihr dieselbe wenig mehr als zwei Spannen lang, ganz flach vor, oder verlassen von all' jenen herrlichen Sternen, die vor einer Stunde noch so zahlreich den Himmel schmückten. Aber schweiget nur, schweiget, ihr einfältigen Boten (erwiedert die Seele): ihr seid hierin so weit entfernt von der Wahrheit, als ihr von dem von euch beschriebenen Sonnenkörper entfernt seid. Das, was euch so klein scheint, übertrifft an Umfang sogar achtunddreißigtausend sechshundertmal die ganze Erde; das, was ihr für so flach haltet, ist eine vollkommene Kugel, die eben so leuchtend als unermeßlich ist; und jene Sterne, die euch so schnell vor ihr geflohen zu sein scheinen, um nicht für ihre Diener gehalten zu werden, haben sich nicht einmal um einen Schritt aus ihrer Reihe entfernt: alle stehen um sie herum, obgleich ihr sie nicht sehet. Wie würde nun die Seele in ihrem Urtheile so sehr der Zeugschaft der Sinne widersprechen, wenn sie wesentlich von den Sinnen abhinge?

Es ist wahr, daß sie, als Herrin, sich der Mittheilungen der Sinne zu bedienen weiß, wo und wann es ihr gelegen ist; aber sie weiß dieselben auch zu verachten und ihnen den Glauben zu verweigern. Wie ist sie also so fest und eng an dieselben gebunden? Sie würde nie jene umfassende Freiheit besitzen können, eher auf die eine als auf die andere Weise zu urtheilen, und zwar trotz aller Sinne, wenn sie diese Freiheit nicht von jenem hohen Ursprunge empfangen hätte, der sie über den Körper so erhaben macht, daß sie eines Tages auch ohne Körper wird bestehen können: **Conditio domini melior fieri potest per servos, deterior fieri non potest**[1]).

9. Daher kömmt es, daß die Seele, jemehr sie an Jahren vorrückt, desto mehr an Stärke gewinnt; während die Sinne, gerade umgekehrt, je älter sie werden, desto mehr an Kraft und Geschicklichkeit verlieren. Dieser Grund wirkte mächtig auf den Geist jenes scharfsinnigen Königs Alfons, wie sein getreuer Geschichtschreiber erzählt[2]); und er wirkt auch mächtiger auf alle diejenigen, welche

1) L. Melior. ff. de reg. jur.

2) Panor. l. 4. de Gestis Alphonsi.

bedenken, daß man in den Gerichtshöfen die Alten immer vor den Jüngeren anhört: **Ut quisque aetate antecellit, sententiae principatum tenet**[1]). Wie aber das, wenn die Seele nicht an Tüchtigkeit zunähme?

Und ob auch der Geist in abgelebten Greisen bisweilen wieder kindisch wird, so verliert deßhalb unser angeführter Beweisgrund doch nichts an Kraft, weil es nicht der Verstand ist, der in ihnen schwach wurde, sondern die Werkzeuge, deren sich der Verstand, so lange er an den Körper gebunden ist, in seinen Verrichtungen bedient. Einem Chirurgen, dem des hohen Alters wegen die Hand zittert, fehlt nicht die Kunst, sondern es fehlt ihm blos das Werkzeug der Kunst, welches der feste Arm ist. Uebrigens bildet sich die Kunst täglich vollkommener aus durch das Studieren. Gib dem Arme wieder die Kraft, und du wirst sehen, ob die Kunst noch in ihm ist. So ergeht es auch der Seele.

Daraus erhellt, daß ihre Thätigkeiten von den Organen des Körpers nicht wesentlich, sondern nur zufällig, nach dem Zustande dieses Lebens nämlich, abhängen: denn da die Seele in diesem Zustande Form des Körpers ist, so muß sie sich dem Körper so anbequemen, daß sie alle Dinge als körperlich, und zwar vermittelst sinnlicher Kräfte erfasse, die alle der Abnützung unterworfen sind. Es wird jene Zeit schon kommen, wo sie, nachdem sie so harte Fesseln zerbrochen, frei die unendlichen Räume des Wahren durchfliegen und den Blick unmittelbar auf die Sonne der unbegreiflichsten Schönheiten heften kann, ohne sich die Augen zu blenden. „Wann jener Tag kommen wird, der dieses Gemisch von Göttlichem und Menschlichem ausscheidet, so werde ich diesen Körper dort lassen, wo ich ihn gefunden habe: mich selbst werde ich den Göttern zurückgeben," sagte Seneka.[2])

III.

10. Warum aber, wirst du mir entgegnen, diese unglückliche Verbindung zwischen Körper und Seele? Wäre es nicht besser, wenn

---

1) **Cic. de Senect.**

2) **Ep. 102.**

die Seele von Anfang an von allem Verkehre mit den Sinnen ferne bliebe, da sie von ihrer Gesellschaft nichts anderes erlernen konnte, als von ihrem Adel auszuarten? Es ist leicht, dir eine befriedigende Antwort zu geben.

11. In einer vollkommenen Harmonie sind die halben Töne nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr nothwendig. Darum war es geziemend, daß in dieser großen von der Symmetrie aller Dinge gebildeten Harmonie, so wie es eine rein geistige Ordnung von lebenden Wesen gab, welcher Art die himmlischen Geister sind, und wie sich eine rein materielle Ordnung lebendiger Wesen fand, welcher Art die unvernünftigen Thiere sind [1]); so auch eine Reihe dazwischen zu stehen käme, welche die höchste mit der niedersten in einem Gränzpunkte vereinigte; daß es ein Höchstes von dem Niedersten, und ein Niederstes von dem Höchsten gäbe; daß es gleichsam einen Uebergang gäbe, der das Schöne der reinen Geister, d. i. die Seele, und das Schöne der reinen Materie, d. i. den Körper, enthalte; und daß es (wie es Viele nannten) einen Horizont gäbe, wo sich zwei einander so entgegengesetzte Hemisphären, die der Ewigkeit und die der Zeit, miteinander vereinigten. [2])

12. Ferner ergeht es der Seele wie einem Kaufmanne, der in ein armes Land geschickt worden, wo er, wenn er reich werden will, sehr große Betriebsamkeit anwenden muß. Die Engel sind in einem ungemein reichen Lande geboren, und darum haben sie, um ihren Geist mit erhabenen Werken zu bereichern, nicht nöthig, die Begriffe der Dinge außer sich zu erborgen: sie haben den Vorrath in sich selbst; da sie schon im ersten Augenblicke von ihrem Schöpfer mit denselben gebildet worden. Aber die Seele (die ganz arm an solchen Begriffen erschaffen ward) muß, um sich damit zu versehen, dieselben außer sich suchen, und so sich der Hilfe der Sinne bedienen, indem sie, so zu sagen, in ihre Gesellschaft tritt, um mittelst ihrer dieses Geschäft zu treiben, wovon ihr ganzes Capital abhängt. [3])

Siehe also, worin der Grund liegt, daß die Seele in der Nothwendigkeit sich befindet, sich von Anfang mit dem Körper zu ver-

---

1) Suarez de anima l. 1. c. 9. n. 16.

2) S. Th. contr. gentes l. 1. c. 81.

3) S. Th. 1. p. q. 89. a. 1. in c.

einigen: er liegt darin, daß die Seele gezwungen ist, die Vorstellungen von der Einbildungskraft zu entlehnen, womit sie dann nach Maaßgabe ihrer Fähigkeit wuchern kann, um sich mit glänzenden Kenntnissen zu bereichern.

Es ist aber nicht nothwendig, daß ein solcher Gesellschaftsvertrag zwischen dem Verstande und den Sinnen immer fortdaure. Wann die Seele hinreichend versehen ist, kann sie freudig einen solchen Vertrag auflösen, und für sich allein Geschäft machen, indem sie sich von dem Körper trennt, und ohne ihn in der Betrachtung alles Wahren, was sie wünscht, und alles Guten thätig ist; gleich den blos intellectuellen Geistern, denen sie sich nähert.[1]) Ja gerade von diesen wird sie noch viel mehr bereichert werden können; besonders wenn sie, wegen des kurzen Aufenthaltes, den sie auf Erden machte, auch wenig Zeit zum Betriebe hatte. Wahr ist es, daß die Seele gegenwärtig den höhern Zustand, der ihr zu Theil werden wird, wenn sie vom Körper getrennt ist, nicht wohl begreifen kann: und deßhalb fürchtet sie sich so sehr bei dem Gedanken an den bevorstehenden Tod.[2])

IV.

13. Und dies ist der andere Einwurf, den Einige gegen die Unsterblichkeit der menschlichen Seele vorbringen: die Furcht des Menschen vor dem Tode; da sie nicht bedenken, daß jene natürliche Scheu mehr in der sinnlichen Empfindung und Begierlichkeit liegt, die es freilich treffen wird, zu Grunde zu gehen, als in der Vernunft, die ewig fortbestehen wird. Diese weiß bei den Weisen einen solchen Schrecken eher zu unterdrücken: so daß sie dieselben bisweilen antreibt, nicht etwa beherzt den Tod sich selbst zu geben [da bekanntermassen ohne die Erlaubniß des Feldherrn kein Soldat vom Kampfplatze abtreten darf[3])]; sondern sich darnach zu sehnen, wie es Derjenige that, der einst sagte: Alle Tage, die ich auf dem Kampfplatze zubringe, erwarte ich, daß die Zeit meiner Verwandlung komme[4]).

---

1) S. Th. 1. p. q. 89. a. 6.
2) S. Th. contr. gentes l. 2. c. 81.; et 1. p. q. 89. a. 1. ad 3.
3) Cic. Tusc. q. l. 1.
4) Job 14, 14.

Ohnedem ist es kein Wunder, wenn es der Seele, wegen der Liebe, die sie zum Körper gefaßt hat, mißfällt, ihn sogar zur Speise den Würmern zu lassen. Man wolle nur bedenken, daß er ihr Genosse war in einem Handel, welcher wie gesagt wurde, mehr für sie, als für ihn von so großem Gewinne war.

Insbesondere aber ist es endlich nicht Das, was den meisten Menschen den Tod so schrecklich macht: es ist dieß vielmehr die Ungewißheit, welches Loos sie am Ende jenseits treffen werde, ob ein seliges oder ein elendes. Wenn dem aber so ist, so bestättigt diese Furcht nur noch mehr die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, statt sie niederzukämpfen: denn dieses beweist, daß Keiner, auch wenn er wollte, im Stande ist, sich aus dem Herzen die tiefgewurzelte Erwartung ewiger Belohnung oder Strafe zu reißen.

V.

14. Endlich die letzte Entgegnung ist eine sehr schändliche Flucht unter dem Namen eines Rückzuges. Sie sagen, daß die für die bestrittene Unsterblichkeit bisher angeführten Gründe nicht klare Gewißheit verschaffen, sondern daß sich dagegen noch Vieles einwenden lasse. Indessen, was kann ich hier antworten? Wenn die erwähnten Gründe dem verkehrten Geiste der ausgelassenen Menschen nicht schön erscheinen, so ist das für die Wahrheit keine Niederlage, sondern ein Sieg. Wie konnten so schöne Gegenstände in solchen ganz mit Koth besudelten Spiegeln getreu erglänzen? Wenn aber die angeführten Gründe ihnen nicht klar sind, so sind sie es dem Geiste der erhabensten Lehrer, welche dieselben, wenigstens größtentheils, bestimmt für solche erklärten.[1]) Und besonders sind sie klar zwei großen Sternen am Himmel der Weisheit, dem hl. Augustin und dem hl. Thomas von Aquin[2]), von denen ein jeder für sich allein hinreichen würde, hellen Tag zu machen. Und wenn auch irgend ein spitzfindiger Scholastiker diese Klarheit zu umnebeln und Alles auf den Glauben zurückzuführen suchte; so ersieht man wohl, daß er dies mehr aus Streitsucht, als aus Hoffnung auf siegreichen

---

1) V. Suar. de An. l. 1. c. 10.; et Gregor. de Valent. 1. p. disp. 6. q. 1. puncto 3.

2) Contra gentes l. 2. c. 79 sub init.

Erfolg that, wie auch von seinen ergebensten Auslegern bemerkt wurde: weßhalb er auch hierin wenig Beifall genoß, und wenige Anhänger hatte.

15. Und wenn man endlich aus Gefälligkeit auch zugeben wollte, daß die für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele angeführten Beweise nicht ganz einleuchtend seien, so bleibt doch wenigstens dies ganz einleuchtend, daß sie den entgegengesetzten Beweisen vorgezogen zu werden verdienen; so daß kein Verstand, ohne den Vorwurf der äußersten Vermessenheit sich zuzuziehen, seinen Beifall mehr diesen, als jenen ertheilen kann. Wollte man aber zugleich annehmen, daß diese Unsterblichkeit eine vor dem großen Gerichtshofe der Vernunft noch schwebende Frage sei, so müßte doch Jeder, um verständig zu Werke zu gehen, sich in Sicherheit stellen. „Prüfe Hoffnung und Furcht [schreibt Seneka[1]) seinem Lucilius], und so oft Alles zweifelhaft ist, wähle, was dir sicherer scheint." Was wirst du denn verlieren, wenn du dich an die Meinung hältst, daß deine Seele unsterblich sei? und was wirst du hingegen nicht verlieren, wenn du sie für sterblich hältst?

Stelle dir vor, wir seien beide am letzten Tage angekommen, du und ich: du, dem die Meinung, ganz zu sterben, den Rath gegeben, frei durch jedes Feld verbotener Lust zu schweifen; ich, dem der Glaube, meinem besseren Theile nach nie sterben zu müssen, einigermassen zum Zaume diente. Was scheint dir nun? Was die Vergangenheit anbelangt, so sind wir uns schon gleich. Es ist für dich jedes Vergnügen aus, für mich jede Mühe. Aber von nun an, o wie große Verschiedenheit! Wenn es du erräthst, so hast du zwar einige Jahre hindurch die sinnlichen Freuden genossen, aber nun genießest du Nichts mehr, eben so wenig als ich. Wenn aber ich es errathen habe, so werde ich durch alle Ewigkeit mit den Anhängern der nunmehr triumphirenden göttlichen Vorsehung herrschen; und du wirst durch alle Ewigkeiten mit Allen, die in Empörung gegen dieselbe lebten, unter der Last eines unendlich großen Elendes seufzen, das dich immer grausamer beschweren und nie aufhören wird, dir den Kopf zu zerquetschen. Welche Klugheit würde es also sein, auch wenn die Dinge auf der Wanderschaft dieses Lebens noch

1) Ep. 13.

zweifelhaft blieben, sich nicht vielmehr auf die Seite des Berges hin neigen zu wollen, als auf die Seite des Abgrundes? Und doch neigst du dich auf diese Seite hin!

16. Wenn die Seele vergänglich ist, sagte jener Weise [1]), so wird uns nach dem Tode Niemand einen Vorwurf machen können über den Irrthum, worin wir waren, da wir sie für unsterblich hielten. Wenn sie aber unsterblich ist, o wie wird es dann an uns sein, zu unserer größten Genugthuung denjenigen Vorwürfe zu machen, welche sie für vergänglich hielten! Ich sage dir aber das, nicht als ob ich deinem Herzen einen kleinen Zweifel in einer Sache erlauben wollte, die so gewiß ist: ich sage es dir nur zur überflüssigen Bestättigung der Wahrheit; da selbst daraus, daß man sieht, wie viel klüger Derjenige zu Werke gehe, der die Unsterblichkeit der menschlichen Seele für wahr hält, als Derjenige, der sie läugnet, ganz augenscheinlich erhellt, welches die wahre Meinung sei.

17. Wollen wir also nicht mehr gegen uns selbst und gegen alles Licht der Natur sprechen, welche uns von so vielen Seiten her den Adel unseres ewigen Seins erglänzen macht; damit wir uns vorbereiten, nach kurzer Mühe, deren Früchte zu genießen. Sie sollen nur sterben — diese Glieder von Lehm, die dem Tode unterworfen sind; sie sollen einstürzen — die Wände dieses Kerkers, welcher uns den Geist gefesselt hält, der zum Throne geboren ist; laß uns hinausgehen aus dem Schmutze dieser so schwarzen Finsterniß zu jenem Lichte, das uns alsobald im augenblicklichen Uebergange von dieser Welt zur andern strahlen wird. Warum sich so sehr fürchten? „Der Tag, den du als den letzten fürchtest, wird der Anfang eines ewigen Tages sein; leg' ab die Last, ... Wozu dies alles lieben, als ob es dein wäre? Dies ist ja nur dein Kleid. Er wird kommen — jener Tag, der dich enthüllen und aus der Wohnung des garstigen und eckeln Leibes führen wird. Einst werden dir die Geheimnisse der Natur aufgedeckt werden; dieses Dunkel wird sich klären, und helles Licht wird dich rings umstrahlen" [2]). Glaubst du vielleicht, es sei der Glaube allein,

1) Cato apud Tull. de Senect. 2) Senec. ep. 102.

der so sprechen mache? So machte auch schon die Natur einen Philosophen sprechen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit einer wahren Religion, und von der Weise, sie von den falschen zu unterscheiden.

1. Wenn es in dem Weltall einen Gott gibt, so gibt es auch eine Vorsehung. Wenn es eine Vorsehung gibt, so ist die Seele unsterblich. Und wenn die Seele unsterblich ist, so muß es nothwendig eine Religion geben, und zwar eine wahre Religion, zu welcher sich diese Seele bekenne. Dies ist die schöne goldene Kette, die ganz aus Dem gezogen ist, was wir bisher gesagt haben, um den vermessenen Gedanken der Gottesläugner Einhalt zu thun.

I.

2. Es bleibt uns nur noch die letzte Wahrheit ihnen zu beweisen übrig, nämlich die Nothwendigkeit einer wahren Religion, welche man bekennen müsse. Aber dieses ist leicht. Denn, wenn jene Gottheit, die wir anerkennen, keine schläfrige, sondern vorsichtige Gottheit ist, so muß sie irgend ein Ziel haben, wozu sie die Welt bestimmt; da man unter Vorsehung nichts Anderes versteht, als die Art und Weise, seine Mittel klug zum Zwecke hinzurichten. Dieses Ziel nun, worauf Gott bei der Schöpfung der Dinge gesehen hat, kann kein anderes sein, als Er selbst; der, wie er der Ursprung aller Dinge ist, so auch ihr letzter Zweck sein muß. Nicht als ob daraus seiner Natur ein innerer Vorzug erwachse (da er, der ein Abgrund von Vollkommenheit ist, in sich weder zu- noch abnehmen kann), wohl aber weil ihm daraus eine äußere Ehre erwächst, wodurch er jenes ihm eigene liebliche Verlangen befriediget sieht, von seinen Geschöpfen geliebt und als ihr wohlwollender Urheber erkannt zu werden. So daß, indem er diese Welt schuf, er nichts anderes vollführte, als seinem Namen einen prachtvollen Tempel erbauen; und wenn

er darin die vernünftigen Geschöpfe vermehrte, er nichts anderes that, als seine Anbeter vermehren.

Wenn dem aber so ist, dann war es folglich auch unumgänglich nothwendig, daß er den Menschen offenbarte, auf welche Weise er am liebsten von ihnen in einem so schönen Tempel angebetet zu werden wünschte; und mit welchem Dienste, mit welchen Ceremonien, mit welchen Gebräuchen sie ihm ihre Verehrung bezeugen sollten. Die Festsetzung alles dessen war eben die Festsetzung der in Frage stehenden Religion; da die Religion nichts Anderes ist als eine Tugend, die uns mit Gott verbunden hält mittelst jenes besondern Dienstes, den er, als der Ursprung und das letzte Ziel unsers Seins, von uns verlangt [1]).

3. Und wenn die göttliche Güte fortwährend mit der eigenen Ehre das Wohl der Geschöpfe, und besonders derjenigen zu verbinden pflegt, die fähig sind, ihren Urheber zu erkennen und zu lieben, wie es die vernünftigen sind; so mußte es auch schon deßhalb irgend eine wahre Religion geben, wodurch die Menschen vollkommener würden [2]). Und wer weiß nicht, daß die Vollkommenheit jedes niedern Dinges darin besteht, daß es sich ganz dem höhern unterwirft, wie man es an der Luft sieht, die dann viel reiner und heller wird, wann sie sich mehr von der Sonne beherrschen läßt? Wenn also die Menschen vollkommener sein wollten, so mußten sie recht sich Gott unterwerfen, und zwar mit dem Körper ebenso wie mit der Seele: welches dann geschieht, wann der Körper mit den äußern geziemenden Handlungen den Geist bei den innern Ehrenbezeugungen begleitet, die er in seinem Herzen der göttlichen Majestät erweist: Ehrenbezeugungen, die immer neues Verdienst in sich tragen wegen des Glaubens, den der Mensch immer erneuert, so oft er sie macht.

4. Diese Religion dann, die eine selige Mischung ist von Lehren, wie man Gott zu ehren, und von Mitteln, wie man ihn zu gewinnen habe, war ebenfalls von höchster Nothwendigkeit für das ruhige und einträchtige Zusammenleben der Völker. Denn, obwohl die irdische Gerechtigkeit, wann sie sich mit Strafen und Belohnungen waffnet, ein wenig im Stande ist, die Menschen im Zaume zu

1) S. Th. 2. 2. q. 81. a. 1. 2) S. Th. 2. 2. q. 81. a. 7. in c.

halten, so ist sie doch nicht hinreichend: denn wer da seine verruchten Absichten, zu stehlen, zu morden, die Ehe zu brechen, heimlich auszuführen wüßte, würde alle menschlichen Gesetze verhöhnen, die wohl gegen bekannte Verbrechen losstürmen können, aber gegen verborgene nichts zu thun vermögen. Zur vollkommenen Regierung der bürgerlichen Gesellschaft war daher mehr noch die Furcht vor solchen Gesetzen nöthig, die man nicht verhöhnen kann, wie es die göttlichen sind. Und gerade diese sind es, die dem Herzen eines Jeden die Religion verkündet, welche auch mit Belohnungen und Strafen bewaffnet ist, aber von höherer Bedeutung; da sie im jenseitigen Leben ausgetheilt werden, das nie ein Ende hat. —

5. Daher kömmt es auch, daß die Religion Einigen eine scharfsinnige Erfindung der Politik zu sein schien: ein so kräftiges Mittel ist sie, die Menschen recht in Ordnung zu halten: **Nulla res multitudinem efficacius regit, quam superstitio** [1]). Allein, diese Thoren bedenken nicht, daß die Politik nie Einen etwas fest und unerschütterlich glauben machen kann, was sie ihm nicht zu beweisen vermag. Dazu wird jene innere Gnade erfordert, die nicht in der Macht der Politik steht. Diese kann allerhöchstens es dahin bringen, daß man jene Gesetze, die sie nach ihrem Gutdünken aufstellt, für wahrscheinlich, nie aber, daß man sie für unbezweifelt wahr hält. Und die Meinung kann wohl bis zu einem gewissen Grade die Völker im Zaume halten, aber nur schwach, weil ihr die Hände wanken.

Vielmehr möchte ich diesen Beweis folgendermassen umkehren, und sagen: wenn, um die Völker im Zaume zu halten, auch eine erdichtete Religion gut ist, um wie viel besser wird dann eine wahre und wirkliche sein? Und wenn die wahre und wirkliche besser ist, wer wird gerade deßhalb dann an ihrem Dasein zweifeln können? Wird ein Mensch sie besser zu machen wissen als Gott selbst? Und doch würde dieß der Fall sein, wenn nicht Gott, sondern ein Mensch einen so starken Zügel für das Laster, und ein so herrliches Anfeuerungsmittel zur Tugend ersonnen hätte; und einem solchen Menschen würde das menschliche Geschlecht mehr verbunden sein für die Erlangung seines guten Lebens, als es dem Schöpfer selbst verbunden wäre für die Erlangung des bloßen Lebens.

---

1) **Curtius.**

6. Ferner: wer hätte das erste Mal der Welt eine unwahre Religion erdichten können, außer nach dem Muster einer wahren, die schon vorhanden gewesen wäre? Die Kopie setzt das Original voraus. Der Körper ist älter als der Schatten. Und nie gab früher der Dieb sich daran, die falsche Münze zu machen, als der Fürst begonnen, die ächte zu schlagen.

7. Endlich: wie würde je die menschliche Natur, die vernünftig ist, ihren größten Vortheil aus der Lüge ziehen können, welche der größte Feind ist, den sie hat? Der Rost veredelt das Eisen nicht, sondern verzehrt es. Und so sehen wir auch, daß die falschen Religionen der menschlichen Natur nie geholfen haben, geziemend, das heißt, vernünftig zu handeln, wie sie ist, sondern sie haben vielmehr dieselbe in eine thierische ausarten gemacht, wie man aus so vielen Lastern, des Stolzes, der sinnlichen Lust, der Grausamkeit, ersieht, die unter jenen in ihr immer, ärger als Tyrannen, geherrscht haben. Zum guten Regimente taugt keine andere, als die wahre Religion, diejenige nämlich, welche macht, daß der Mensch auf Erden seinen Ursprung und folglich auch sein letztes Ziel erkenne, und sich mit ihm vereinige. Sowie daher die prachtvollen Tempel Vieles beitragen zur Zierde der Städte, obwohl diese Zierde nicht die Hauptabsicht war, warum man sie baute, sondern die Anbetung Gottes; so nützt auch die Religion in rückwirkender Weise unglaublich viel dem bürgerlichen Leben, obwohl sie ihrer Natur nach zur Verehrung des Schöpfers gemacht ist.

8. Um also das bisher Gesagte zu wiederholen, so schließen wir: wenn es einen Gott, und zwar einen höchst weisen, einen allmächtigen Gott gibt, so steht es ihm zu, zu sehen, wie es ihm gefalle, von den Menschen auf Erden verehrt zu werden; es steht nicht den Menschen zu, zu bestimmen, wie sie ihn verehren sollen [1]). Und somit kann es keine statthafte Religion geben, die nicht Gott mit eigenem Munde geoffenbart hat [2]): nicht etwa einem jeden Menschen, der nach und nach auf die Welt kömmt, was zu viel gefordert wäre; sondern blos von Anfang irgend Einem von ihnen, der sie dann mit ihren gehörigen Beweisen auf seine Nachkommen über-

1) S. Thom. 2. 2. q. 81. a. 2. ad 3.

2) Suarez de Fide, disp. 4. sect. 1.

tragen hat. Unser ganzes Studium soll also darin bestehen, daß wir die von Gott geoffenbarte Religion kennen lernen. Ist das geschehen, so bleibt uns nichts Anderes mehr übrig, als jener Einzigen entgegenzugehen, und auf den Knieen ihr die Füße zu küssen, mit der aufrichtigsten Gesinnung, all' unseren Hochmuth ihren Aussprüchen, als einem göttlichen Worte, gefangen zu geben.

II.

9. Wo sind daher jene Vermessenen, die sich sogar eine Ehre daraus machen, zu sagen, daß sie noch keinen festen Boden sehen, auf den sie ihren wankenden Glauben gründen könnten; und die darum gemächlich auf einer solchen, wenn gleich groben und unverzeihlichen Unwissenheit, wie auf einem Bette von Weisheit ruhend, in einer tiefen Nacht von Unglauben liegen, und diese ihre Finsterniß auch noch Andern anrühmen, und mehr damit prahlen als jene Abyssinier, bei denen derjenige, der das schwärzeste Gesicht hat, sich für den Schönsten hält? — Ach! nur zu sehr ist es wahr, daß diese ihre Ruhe viehisch und zugleich auch tödtlich ist! Sie ist viehisch, weil derjenige dem Viehe gleicht, der sich nicht in's Klare setzen will über eine so wichtige Wahrheit, die bei so vielen Fackeln, die angezündet leuchten, um sie zu entdecken, Keinem verborgen bleiben kann, der sie mit leidenschaftslosem Gemüthe aufsucht. Sie ist tödtlich: weil, wie die wahre Religion sich auf den wahren Glauben, so auch die wahre Hoffnung des Heils sich auf die wahre Religion gründet. Wo ein solcher Grund fehlt, wird jedes Gebäude bald zusammenstürzen.

10. Wer daher das Glück hatte, im Schooße der wahren Religion geboren zu werden, der danke Gott täglich dafür. Wer es nicht hatte, — was hat der zu thun? Er soll sie suchen gehen, und sich keine Ruhe gestatten, bis er sie gefunden hat. Jener Gott, der, als die höchste Wahrheit, dem Menschen die Sätze geoffenbart hat, die er glauben soll, und der, als die höchste Heiligkeit, ihm ebenfalls die Tugenden kund gegeben hat, die er üben soll, wenn er selig werden will, — hat nicht auf eine Weise gesprochen, daß seine Sprache nicht von einem Jeden verstanden werden könnte, der, frei von jedem verkehrten Vorurtheile, mit aller Redlichkeit dahin trachtet, nicht Andere zu überzeugen, sondern sich selbst; nicht falsche

Scheingründe aufzusuchen, sondern zu glauben; nicht zu streiten, sondern sich zu belehren. Ein in Wasser eingeweichtes Tuch ist nicht fähig, den Purpur einzusaugen; man lasse es aber nur recht gut trocknen, und es wird ihn einsaugen.

11. Ueberdies steht der nämliche Gott selbst immer bereit, neues Licht dem schwachen Verstande und neue Wärme dem schwachen Willen zu gewähren, wodurch wir in sanfter Weise immer mehr seine Worte als wahr, und seine Gesetze als lebenbringend erkennen und liebgewinnen; wenn wir nur den wahren Glauben als sein größtes Geschenk betrachten, und uns mit demüthigen Bitten dringend bestreben, dasselbe aus seinen Händen zu erhalten, mit dem Vorsatze, ihm dafür durch unser ganzes Leben immer dankbar zu sein. Wer Gott redlich suchte, der fand ihn immer: denn wie sehr sich Gott vor den Stolzen verbirgt, die nur sich selbst lieben, so gern offenbart er sich den Demüthigen, die nicht sich selbst, sondern die Wahrheit lieben, die am Ende nichts anderes ist, als Gott selbst. „Vor den Weisen und den Weltklugen hast du diese Dinge verborgen, und den Kleinen hast du sie geoffenbaret“ [1]).

1) Luc. 10, 21.